

Mütter und Töchter

Türkische Immigrantinnen zwischen Ambivalenz und Autonomie

Endbericht

April 2006

**Auftraggeber:
Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank**



Projekt Nr. 9773

Projektwebseite: <http://www.zsi.at/de/projekte/laufend/271.html>

TEAM

**Projektleitung:
Josef Hochgerner**

**Wissenschaftliche Mitarbeit und Berichterstellung:
Judith Obermann
Julia Edthofer**

**Wissenschaftliche Beratung:
Rosalina Latcheva**

Inhaltsverzeichnis

<u>1. EINLEITUNG</u>	9
<u>2. LITERATURRECHERCHE UND THEORIEDISKUSSION</u>	11
<u>2.1. Forschungsstand geschlechtsspezifischer Migrationssoziologie</u>	11
<u>2.2. Definition der „zweiten Generation“</u>	14
<u>2.3. Themenbereiche der Erst- und Zweitgenerationsforschung</u>	16
<u>2.3.1. Identität</u>	16
<u>2.3.2. Familie</u>	19
<u>2.3.3. Die Migrationssituation aus weiblicher Perspektive</u>	20
<u>2.3.4. Ausbildung</u>	21
<u>2.3.5. Berufliche Situation</u>	22
<u>2.3.6. Religion</u>	23
<u>2.3.7. Ethnisierung der GastarbeiterInnen</u>	25
<u>3. DATENLAGE</u>	27
<u>4. METHODE</u>	29
<u>4.1. Leitfaden- und Lebensverlaufskalenderkonstruktion</u>	29
<u>4.2. Auswahl der Interviewees mittels Schneeballverfahren</u>	31
<u>4.3. Durchführung der Interviews</u>	31
<u>4.4. Methodische Probleme</u>	32
<u>4.4.1. Zugangsprobleme</u>	32
<u>4.4.2. Probleme in der Interviewsituation</u>	34
<u>4.4.3. Selektionsbias von besser Gebildeten</u>	34
<u>4.5. Auswertungsmethodik</u>	35

5. ERGEBNISSE DER QUALITATIVEN ANALYSE	37
5.1. Ergebnisse der ExpertInneninterviews	37
5.1.1. <u>Türkischstämmige Frauen in Österreich</u>	38
5.1.2. <u>Türkischstämmige Mütter in Österreich</u>	40
5.1.3. <u>Türkischstämmige Mädchen in Österreich</u>	40
5.1.4. <u>Mütter-Töchter-Beziehungen</u>	43
5.1.5. <u>Migrations- und Integrationspolitik in Österreich</u>	43
5.2. Sozio-demographische Merkmale und Lebensverläufe	44
5.2.1. <u>Sozio-demographische Merkmale der Mütter</u>	44
5.2.2. <u>Sozio-demographische Merkmale der Töchter</u>	45
5.2.3. <u>Familiäre Sozialisation</u>	46
5.2.4. <u>Ausbildungssituation</u>	50
5.2.5. <u>Familiengründung</u>	53
5.2.6. <u>Migrationserfahrung</u>	54
5.2.7. <u>Spracherwerb</u>	59
5.3. Rollenwahrnehmung	63
5.3.1. <u>Familienrollen</u>	63
5.3.2. <u>Elternbeziehungen</u>	69
5.3.3. <u>Familienentscheidungen</u>	87
5.3.4. <u>Sicht auf die Andere</u>	89
5.3.5. <u>Eigensicht</u>	93
5.3.6. <u>Weiblichkeitskonzepte</u>	98
5.3.7. <u>Rollen in diversen Kontexten</u>	107
5.4. Entscheidungs- und Handlungsprozesse	114
5.4.1. <u>autonome Entscheidungen</u>	114
5.4.2. <u>Einschränkungen und Umgang</u>	118
5.4.3. <u>Druckgefühle durch Aufstiegsaspirationen der Eltern</u>	126
5.4.4. <u>Einflüsse auf Ausbildungsentscheidungen</u>	134
5.4.5. <u>Einfluss des Lehrpersonals auf Ausbildungswege</u>	137

5.4. Soziale Integration	141
<u>5.5.1. Begriffsdefinition und Bedeutung</u>	143
<u>5.5.2. Identifikation, Identitäten und Heimat</u>	145
<u>5.5.3. Bedeutung der Religion</u>	152
<u>5.5.4. Diskriminierungserfahrungen</u>	158
<u>5.5.5. Positive Erlebnisse der Mütter</u>	164
5.6. Zukunftserwartungen und –pläne	166
<u>5.6.1. Ziele und Pläne der Mütter</u>	166
<u>5.6.2. Erwartungen an die Töchter</u>	167
<u>Abbildung 2: Funktion der Bildung für interviewte Mütter</u>	168
<u>5.6.3. Ziele und Pläne der Töchter – Ausbildungsziele</u>	171
<u>5.6.4. Erziehungsvorstellungen der Töchter</u>	175
<u>5.6.5. Einstellungen zur Zukunft</u>	176
5.7. Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse	178
<u>5.7.1. Rollenwahrnehmung</u>	178
<u>5.7.2. Entscheidungs- und Handlungsspielräume</u>	180
<u>5.7.3. Generationsunterschiede</u>	182
<u>5.7.4. Soziale Integration</u>	183
<u>5.7.5. Zukunftserwartungen</u>	184
6. TEILNAHME AN KONGRESSSEN UND WORKSHOPS	186
7. LITERATUR	187
8. ANHANG	195
<u>Tabelle 1: Sozio-demographische Merkmale der Mütter</u>	195
<u>Tabelle 2: Sozio-demographische Merkmale der Töchter</u>	196
<u>Tabelle 3: Arbeits- und Zeitplan</u>	197

1. Einleitung

Das Projekt „Mütter und Töchter - Türkische Immigrantinnen zwischen Ambivalenz und Autonomie“ verfolgt die Zielsetzung, die individuell-biographischen Ereignisse im Sinn von Entscheidungs- und Handlungsprozessen in Lebensverläufen von Migrantinnen türkischer Herkunft aus zwei Generationen mit Ereignissen auf der makrostrukturellen Ebene und deren Auswirkungen in Beziehung zu setzen.

Das ursprüngliche Konzept von Frau Mag.^a Haberfellner und Frau Mag.^a Maad wurde nach deren Ausscheiden aus dem ZSI mit dem Einverständnis des Auftraggebers unter Berücksichtigung der finanziellen und personellen Ressourcen verändert. Unter Verwendung der bereits recherchierten Literatur wurden im Zuge der Neuplanung die Fragestellungen konkretisiert und neue Schwerpunkte gesetzt.

Folgende Themen und Fragestellungen bildeten demnach die Schwerpunkte der Studie und des vorliegenden Endberichts:

- Rollenwahrnehmung: Wie erleben die Frauen ihre Rolle innerhalb der Familie und der Gesellschaft? Wie organisieren sie ihren Alltag zwischen Beruf und Familie?
- Entscheidungs- und Handlungsspielräume: Wie selbstbestimmt sind Entscheidungen? Werden sie familienorientiert getroffen oder in Form von individuellen Lebensentwürfen? Welche Spannungsfelder entstehen angesichts dieser Entscheidungen?
- Generationsunterschiede: Wie wirkt (und überträgt sich eventuell) die Migrations- und Erwerbsbiographie der Mütter auf jene der Töchter? Welche Unterschiede zeigen sich hinsichtlich Schulbildung, Berufswahl, vorehelichem Männerkontakt und Partnerwahl, Freizeitgestaltung, Kleidungs Vorschriften? Wie gehen junge Frauen damit um, wenn ihre Vorstellungen von denen der Eltern abweichen? Was erleben sie als für sich erreichbar? Wie erleben sie ihre Möglichkeiten im Unterschied zu den Möglichkeiten der jungen Männer/Brüder? Wie erleben sie ihre Möglichkeiten im Unterschied zu den Möglichkeiten ihrer Mutter und anderer junger Türkinnen?

- Soziale Integration: Was bedeutet "Integration" für die Frauen? An welchen gesellschaftlichen Bereichen beziehungsweise in welchen Institutionen partizipieren sie und wo erleben sie Einschränkungen? Haben sie Diskriminierungserfahrungen und wo fühlen sie sich zugehörig?
- Zukunftserwartungen: Welche Erwartungen haben Mutter und Tochter türkischer Herkunft der ersten und zweiten Generation in Wien für ihre Zukunft? Haben die Mütter Rückkehrabsichten? Können sich die jungen Frauen vorstellen, in die Türkei zurück zu gehen und dort zu leben? Welche persönlichen Ziele streben sie (mit welchen Wahrscheinlichkeitsannahmen) an? Welche gesellschaftlichen Veränderungen erhoffen, erwarten oder befürchten Mütter und Töchter in türkischen Immigrantenfamilien?

Die Arbeit im Projekt wurde in folgende Phasen gegliedert (vgl. Tabelle 3 im Anhang, Arbeits- und Zeitplan):

- Literaturrecherche und Theoriediskussion
- Durchführung und Auswertung von Expertinneninterviews
- Konstruktion der Leitfäden und der Lebensverlaufskalender
- Auswahl der Interviewees und Einschulung der Interviewerinnen
- Verfassen des Zwischenberichts
- Feldphase
- Auswertungsphase
- Vorstellung und Diskussion der ersten Ergebnisse im Rahmen eines Expertinnenworkshops
- Verfassen des Endberichts

2. Literaturrecherche und Theoriediskussion

Zu Beginn der Forschungsarbeit wurde bereits vorhandene Literatur aus dem deutschsprachigen Raum recherchiert, organisiert und gesichtet und durch neue Publikationen ergänzt. Der Sichtung folgte eine intensive Analyse dieses Materials, welches den theoretischen Rahmen der Studie bildet und als Grundlage für die Leitfädenkonstruktion diente.

2.1. Forschungsstand geschlechtsspezifischer Migrationssoziologie

Seit den 1980er Jahren entstanden eine Vielzahl quantitativer und qualitativer Studien im Bereich der Migrationssoziologie, die sich mit unterschiedlichsten genderspezifischen Fragestellungen auseinander setzen. Die Situation von Frauen blieb bis zu diesem Zeitpunkt völlig ausgeblendet – erst durch die europäische Rezeption angloamerikanischer Konzepte von „Race“, „Class“ und „Gender“ in den 1980er Jahren rückten Frauen als Akteurinnen im Migrationsprozess in den Blickpunkt der Forschung. Morokvasic (1987) veröffentlichte die erste umfassende Monographie zur Situation von ex-jugoslawischen Gastarbeiterinnen in der BRD. Frauen wurden von da an nicht mehr ausschließlich als „Anhängsel“ der immigrierenden Männer und als unterdrückte Opfer eines patriarchalen Gesellschaftssystems wahrgenommen, sondern als Migrations-Pionierinnen entdeckt (vgl. Morokvasic 1987). Die meisten Studien, die sich mit den Frauen der ersten Generation beschäftigen, betrachten die Frauen allerdings als stark im privaten Kontext eingebettet. So finden sich viele Untersuchungen über die Situation von Frauen der ersten Generation im Bereich der Familiensoziologie (vgl. z. B. Nauck 1985; Boos-Nünning 1994b; Nauck/Steinbach 2001).

Grundsätzlich können innerhalb der Migrationssoziologie zwei methodische Vorgangsweisen unterschieden werden: Einerseits gibt es eine Fülle von quantitativen Aggregatsstudien, die sich mit sozialstrukturellen Fragen auseinander setzen (z. B. als erste große Studie: Hoffmann-Nowotny 1973); andererseits eine ebenfalls große Anzahl handlungssoziologischer Studien, die eher eine mikrostrukturelle Ebene untersuchen und sich mit handlungstheoretischen Modellen auf individueller Ebene beschäftigen (z. B. Esser 1980). Auch in der Zweitgenerationsforschung, als Teil der Migrationssoziologie, spiegeln sich diese

beiden Ansätze wieder. Zu geschlechtsspezifischen Themen entstehen in jüngerer Zeit immer mehr qualitative Analysen, die sich allerdings in erster Linie mit den verschiedenen Lebensrealitäten der zweiten Generation auseinandersetzen. Die ethnischen Gruppen, die in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen im deutschsprachigen Raum in erster Linie behandelt werden, sind Personen mit türkischem oder ex-jugoslawischem und italienischem Migrationshintergrund, da sie den größten Anteil der ArbeitsmigrantInnen stellen. Auffallend ist hier, dass sich der Großteil der Studien über die Lebenslagen der ersten und zweiten Generation auf türkischstämmige Personen bezieht, da sie oft als die problematischste Gruppe betrachtet werden (vgl. Hebenstreit 1986).

Gemeinsames Interesse der meisten migrationssoziologischen Forschungsarbeiten ist die Bearbeitung verschiedener Lebensbereiche im Hinblick auf die „Integration“ der MigrantInnen in die Aufnahmegesellschaft. Im deutschsprachigen Raum wird die Forschung maßgeblich durch das Integrationskonzept von Esser (1980) beeinflusst, der von einer schrittweisen Integration von MigrantInnen – bis hin zur Assimilation – ausgeht. Die Integration teilt Esser dabei in die Unterkategorien strukturelle, soziale, personale und identifikatorische Integration, wobei die identifikatorische Integration eigentlich die vorher genannte Assimilation darstellt (vgl. Esser 1980). Kritisiert wird seit Anfang der 1990er Jahre dabei beispielsweise die Linearität des Modells (vgl. Berry 1992). Ebenso hinterfragt wurde die Einseitigkeit des Konzeptes, das die zu erbringende Integrationsleistung alleine bei den ImmigrantInnen sucht (vgl. Boos-Nünning 1994; Franger/ Yalcin-Heckmann 1998; Polat 1998). Der sich daraus entwickelnde multikulturelle Ansatz geht davon aus, dass Integration nicht die Anpassung einer Gruppe an eine andere meinen dürfe, sondern auf einem wechselseitigen Prozess beruhen muss (vgl. Kessler 1995; Robertson 2000). Die einseitige Konzeption von Integration hat auch Auswirkungen auf die theoretischen Konzepte der Zweitgenerationsforschung. Es kann konstatiert werden, dass sich die Zweitgenerationsforschung mit spezifischen Problemen auseinandersetzt, die durch die Migrationssituation, und hier vor allem für ArbeitsmigrantInnen und deren Nachkommen, entstehen (vgl. 2.3, Themenbereiche der Zweitgenerationsforschung).

Als spezifisch für die Situation der GastarbeiterInnen wird konstatiert, dass sie auf einen kurzfristigen Aufenthalt eingestellt sind und somit die emotionale Zugehörigkeit zur jeweiligen Herkunftsgesellschaft länger aufrecht erhalten wird, was zu Identitätsproblemen in der Aufnahmegesellschaft führen kann. Diese Grundannahme

ist auch bestimmend für die Ausrichtung der meisten Forschungen zur zweiten Generation. So wird in der Literatur davon ausgegangen, dass sich die Rückkehrorientierung über Generationen hinweg erhalten kann, auch wenn eine Remigration in das Herkunftsland längst utopisch ist (vgl. Hämmig 2000: 33f). Da das hauptsächliche Interesse innerhalb der Migrationsforschung bis in die 1990er Jahre hinein auf der „*Integrationsfähigkeit*“ der Zugewanderten lag, wurde die Situation der zweiten Generation a priori als problematisch eingeschätzt. Mit dem *Wechsel zu einem transnationalen Paradigma* ab Mitte der 1990er Jahre erfolgt ein Perspektivenwechsel weg von der reinen Problemzentriertheit hin zu Studien über neu entstehende *kulturelle Praktiken und Identitätskonstruktionen in einem transnationalen Raum* (vgl. Schwann 2002; Jackson 2004).

Seit Mitte der 1990er Jahre entstehen in Österreich mehr Forschungen zur Situation der zweiten Generation. Fischer (1994) beispielsweise befasste sich in seiner Studie mit der sprachlichen Situation der zweiten Generation. Viehböck/ Bratic (1995) lieferten den ersten umfassenden Überblick über verschiedenste Lebensbereiche von MigrantInnenjugendlichen und Beiwl et al. (1995) beschäftigten sich mit emotionalen Zugehörigkeiten der zweiten Generation unter dem Blickwinkel der beruflichen Integration. Weihs (1997), Herzog-Punzenberger (2003) und Burtscher (2003) beschäftigten sich mit der Ausbildungssituation der Nachkommen von GastarbeiterInnen. Cinar et al. (1999) arbeiteten zu Identitätsprozessen bei zugewanderten Jugendlichen. Strohmeier/ Spiel (2005) untersuchten interethnische Beziehungen in multikulturellen Schulklassen und Scheibelhofer (2005) analysierte Männlichkeitskonstruktionen von türkischstämmigen Jugendlichen der zweiten Generation. Am Institut für Soziologie der Universität Wien wurde im Zeitraum von 2003 bis 2005 unter der Projektleitung von Prof. Hilde Weiss eine Studie zur „Integration der 2. MigrantInnen-Generation in Österreich“ durchgeführt, die allerdings noch nicht veröffentlicht wurde.

2.2. Definition der „zweiten Generation“

Die Migrationssoziologie im deutschsprachigen Raum beschäftigt sich ab den 1970er Jahren mit der Lebensrealität der Kinder der GastarbeiterInnen, wobei der Anstoß zu sozialwissenschaftlicher Forschung aus der Pädagogik kommt. Forschungsbedarf entsteht aus der Situation heraus, dass Probleme der zweiten Generation evident werden, was ein Mitgrund dafür ist, dass innerhalb der Zweitgenerationsforschung der Fokus lange Zeit ausschließlich auf den „Problemen“ und „Defiziten“ der zweiten Generation lag. In den frühen Arbeiten der Zweitgenerationsforschung ist daher die Frage nach der „Assimilierungsfähigkeit“ der Zugewanderten, die in den gesellschaftlichen Teilbereichen (Aus-)Bildung und Arbeitsmarkt gemessen wird, das am meisten interessierende Thema. Darüber hinaus entstanden schon ab den 1970er Jahren Arbeiten, in denen die Identitätsbildung der ImmigrantInnen im Mittelpunkt stand – allerdings immer unter der Perspektive, dass sich die zweite Generation in einer defizitären Position befinde (vgl. Schrader et al. 1976; Wilpert 1980; Boos-Nünning 1986; Yakut et al. 1986; Nieke/ Boos-Nünning 1991).

Obwohl sich die Zweitgenerationsforschung schon seit den 1970er Jahren entwickelt, fehlt es bislang an einer verbindlichen und klaren Definition der interessierenden Gruppe. Boos-Nünning (1976) entwickelt eine Einteilung, die sich an den Sozialisationsphasen der Kinder und Jugendlichen orientiert, indem sie Kinder unterscheidet, deren Sozialisationsprozess im Herkunftsland weitgehend abgeschlossen wurde; Kinder, die in den späteren Phasen der Sozialisation in das Aufnahmeland wanderten, und Kinder die im Aufnahmeland geboren wurden oder als Säuglinge kamen. Hier liegt zwar schon bald eine erste Definition vor, doch Hämmig (2000) kritisiert zwei definitorische Unklarheiten, die für ihn bis heute nicht ausgeräumt sind. Zum einen kritisiert er, dass alltagssprachlich und in der Politik, sowie datenbedingt zum Teil auch in der Forschung, die zweite Generation als Nachkommen von EinwanderInnen ohne die Staatsbürgerschaft des Aufnahmelandes, definiert werden.¹ Diese Definition schließt den großen Anteil an eingebürgerten Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus.

Hämmig definiert die zweite Generation als Kinder von ImmigrantInnen, die in der Schweiz geboren wurden oder im Rahmen des Familiennachzuges eingewandert

¹ Diese Einteilung gilt nur für den deutschsprachigen Raum, da sich Hämmig einerseits mit der deutschsprachigen Migrationssoziologie auseinandersetzt und andererseits nicht jedes europäische Land die Einbürgerungspolitik des „Jus sanguinis“ verfolgt.

sind, wobei „die primäre Sozialisationsphase beziehungsweise die Schulbildung besagter Einwandererkinder noch nicht abgeschlossen sein darf zum Zeitpunkt der Immigration. [...] Hingegen ist man uneins bei der Frage, ab welchem (Einreise-) Alter jemand der Zweiten Generation zuzurechnen ist oder ob jemand überhaupt aus dem Ausland immigriert sein kann und nicht vollständig im Inland sozialisiert werden sein muss, um als Angehöriger der Zweiten Generation gelten zu können [...]“ (Hämmig 2000, S. 29ff).

Kritisch wird von Hämmig auch angemerkt, dass bei der Beschäftigung mit der „zweiten Generation“ nicht definiert wird, welchen Migrationshintergrund und damit zusammenhängend auch sozioökonomischen Hintergrund und rechtlichen Status die Eltern haben. So besteht die Gruppe, die eigentlich die zweite Generation darstellt, im Fall der Schweiz, fast ausschließlich aus den Nachkommen der ArbeitsmigrantInnen (vgl. Hämmig 2000: 28), die im Rahmen der Anwerbung von „GastarbeiterInnen“ in die Schweiz immigrierten und sich dann dort niederließen. Das heißt also, die Nachkommen dieser Elterngeneration kommen zu großen Teilen aus dem ArbeiterInnenmilieu. Auch für Österreich und die BRD gilt, dass der Großteil der Personen mit ausländischer Staatsbürgerschaft oder mit Migrationshintergrund im Rahmen von GastarbeiterInnenanwerbungen ins Land kam oder zu der Familie von angeworbenen Personen gehört. Weiterhin finden sich in Österreich die Personen, die als „GastarbeiterInnen“ einwanderten, in wenig prestigeträchtigen und schlecht bezahlten Segmenten des Arbeitsmarktes (vgl. insbesondere für Personen ohne Staatsbürgerschaft: Biffi 2003: 62ff).

Herzog-Punzenberger (2003) liefert eine umfassende Definition der zweiten Generation und definiert sie wie folgt: „Unter ‘zweite Generation’ im engeren Sinn wird [...] jene in eine soziologische Kategorie gefasste Gruppe verstanden, die die Nachkommen von EinwanderInnen meint, die entweder in Österreich geboren wurden oder vor dem schulpflichtigen Alter eingereist sind“ (Herzog-Punzenberger 2003: 7). Die derart abgegrenzte zweite Generation unterteilt Herzog-Punzenberger nochmals in folgende Unterkategorien: Personen, die mit österreichischer Staatsbürgerschaft geboren wurden, Personen, die eingebürgert wurden und Personen ohne österreichischer Staatsbürgerschaft. Als „Generation 1,5“ bezeichnet Herzog-Punzenberger Personen, die während ihrer Ausbildungszeit nach Österreich kamen, also nicht die ganze sekundäre Sozialisation in Österreich durchlaufen haben.

2.3. Themenbereiche der Erst- und Zweitgenerationsforschung

2.3.1. Identität

Die Frage nach der Identitätsentwicklung von Personen in der Migrationssituation wird für die erste und die zweite Generation sehr unterschiedlich behandelt. Rollen- und Identitätskonflikte der ersten Generation werden hauptsächlich in Verbindung mit der Arbeitssituation, Diskriminierung oder anderen Erfahrungsbereichen bearbeitet. Hill (1990) meint dazu, dass durch die abgeschlossene Sozialisation der ersten Generation im Herkunftsland nur von einer partiellen Eingliederung im Aufnahmeland ausgegangen werden kann. Es käme dabei sicher nicht zu einer identifikativen Assimilation, was bei der zweiten Generation schon der Fall sei.

Bei Forschungen zur zweiten Generation ist die Identitätsentwicklung eine der hauptsächlichsten Fragestellungen, die auch in die anderen bearbeiteten Bereiche (vor allem Religion, aber auch Ausbildung, Familie, Beruf etc.) hineinwirkt. Bezüglich der Identität von allochthonen Minderheiten lassen sich zwei ältere Fragestellungen erkennen: einerseits spielt die Exklusion aus, beziehungsweise die Inklusion in Teilbereiche der Aufnahmegesellschaft eine große Rolle (hier werden vor allem Konzepte von Esser bemüht), andererseits beschäftigen sich viele Forschungsarbeiten mit sozialem Aufstieg. Wichtigen Einfluss auf die migrationssoziologischen Forschungsarbeiten zum Thema Identität hat Meads Identitätskonzept (1968), das auf dem Symbolischen Interaktionismus aufbaut und in dem die wechselwirkenden Prozesse zwischen Individuum und Gesellschaft betont werden. Kommunikation und Interaktion sind hier also zentrale Komponenten des Modells. Krappmann (1975) entwickelte aufbauend auf Mead ein interaktionistisches Identitätskonzept, das Identität nicht als stabile Größe definiert, sondern als „*Leistung des Individuums, die für Interaktion notwendig ist*“, welche über angelerntes Rollenhandeln funktioniert. Voraussetzungen für ein funktionierendes Rollenhandeln sind dabei „*Rollendistanz*“, „*Empathie*“ und „*Ambiguitätstoleranz*“ (vgl. Krappmann 1975). AutorInnen, die sich in den 1970er Jahren und Anfang der 1980er Jahre mit Identitätsprozessen der zweiten Generation auseinandersetzen, entwickelten darauf aufbauend die Theorie, dass MigrantInnenkinder aufgrund ihres Aufwachsens in zwei verschiedenen kulturellen Systemen ein besonders hohes Maß an Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz entwickeln müssten, was oft schwierig bis unmöglich sei (vgl. Boos-Nünning 1976; Neumann 1981).

Diese pessimistische Einschätzung des biculturellen Aufwachsens wurde zum Common Sense innerhalb der Migrationsforschung und es entwickelte sich im Anschluss daran die so genannte „Kulturkonfliktthese“, in der davon ausgegangen wird, dass die Verschiedenheit von Herkunftskulturen einen Gutteil zu Problemen in der Aufnahmegesellschaft beitragen würde. In den 1980er Jahren festigte sich in und außerhalb der Sozialwissenschaften die Überzeugung, dass vor allem türkischstämmige ImmigrantInnen und deren Nachkommen große Probleme im Aufnahmeland hätten, weil der kulturelle Unterschied zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland im Vergleich zu anderen Herkunftsgruppen am größten sei (vgl. Hill 1990; Polat 1997). Ab Mitte der 1990er Jahre werden die Kulturkonfliktthese und die Stereotypisierungen, die durch diese Sichtweise innerhalb der Sozialwissenschaften erfolgten, zunehmend kritisiert (vgl. etwa Otyakmaz 1995, 1996; Riesner 1995):

„Die Darstellung der türkischen Migrantin im wissenschaftlichen wie im öffentlichen Diskurs ist geprägt von der Konstatierung eines Kulturkonflikts, der aus der Konfrontation des Individuums mit einem bipolaren Wertesystem resultieren soll. Dieser Diskurs schreibt einen unvereinbaren Kontrast zweier Kulturen fest, in dem jeder türkischen Migrantin die nicht zu leistende Aufgabe der Vermittlung auferlegt wird. Als Resultate dieses Kulturkonfliktes werden Identitätskonflikte angenommen, die sich unter anderem in Regression, Depressionen, 'opportunistischem Situationsmanagement' und 'Formen chamäleonartiger Anpassung bis hin zur Unkenntlichkeit einer eigenen Identität' äußern sollen. (...) Ein Kulturmodell, das in dieser Form starre und unveränderbare 'kulturelle' Gruppen konstruiert, und diesen Merkmale zwingend zuschreibt, die auf der türkischen Seite negativ konnotiert werden, schreibt einen rassistischen Diskurs fort und unterliegt lediglich einem terminologischen Wandel“ (Otyakmaz 1995: 128).

Neuere Untersuchungen behandeln Identität und Kultur nicht mehr als unveränderbare Größen und vollziehen einen deutlichen Perspektivenwechsel, indem die „Defizitperspektive“ dem transnationalen Paradigma weicht, das auf die Ressourcen und Stärken von Individuen, die in bi- beziehungsweise multikulturellen Kontexten aufwachsen, fokussiert. Themenstellungen dieses neuen Paradigmas sind weiterhin in erster Linie Identitätsfragen und Integrationsprozesse in verschiedene Lebensbereiche, allerdings nicht mehr unter der askriptiven Perspektive der 1970er und 1980er Jahre. Auch familiäre Sozialisation ist ein anhaltend relevantes Thema (vgl. Juhasz/ Mey 2003; Otyakmaz 1995, 1996; Riesner 1995; Schönplflug 2005).

Trotz des Verwerfens der Kulturkonfliktthese sind die jüngeren Arbeiten zu Identitätsprozessen keineswegs blind für die Probleme, mit denen speziell die zweite Generation konfrontiert ist. Juhasz und Mey (2003) beispielsweise stellen für Nachkommen der GastarbeiterInnen fest, dass sich die zweite Generation in einer „*double-bind-Situation*“ befinde. Einerseits erfolgt eine Distanzierung von der Elterngeneration, andererseits sind die Kinder eingebunden in das „*Familienprojekt Migration*“ und fühlen sich den Eltern, die Opfer für den eigenen sozialen Aufstieg gebracht haben, verpflichtet.

Darüber hinaus werden verschiedene Verarbeitungsstile diskutiert, mit denen die Kinder der GastarbeiterInnen ihre Zwischenposition bewältigen (vgl. Schönplug 2005). Riesner (1995) analysiert die Lebensbedingungen von jungen türkischstämmigen Frauen und versucht verschiedene Lebensentwürfe nachzuzeichnen. Probleme für türkischstämmige Mädchen sieht sie dabei in den Bereichen schulische Ausbildung, Pubertät und Ablösung vom Elternhaus, sowie in dem Übergang von der schulischen Ausbildung ins Berufsleben. Polat (1998) beschäftigt sich in erster Linie mit der nationalen Identität von türkischstämmigen Mädchen und kommt zu dem interessanten Ergebnis, *dass sich viele auf den ersten Blick türkischstämmige Personen Minderheiten zugehörig fühlen und nicht etwa zu einer „türkischen Nation“.*

Otyakmaz (1995) übt starke Kritik an der Kulturkonfliktthese und beschäftigt sich mit den Auswirkungen, die derartige Außenzuschreibungen auf junge Frauen türkischer Herkunft in der BRD haben. Dabei kommt sie unter anderem zu dem Ergebnis, dass es nicht möglich ist von „*den türkischen Normen*“ zu sprechen und dass von den Befragten sehr häufig der Wunsch nach einer Akzeptanz der eigenen Normalität geäußert wird. Ab Mitte der 1990er Jahre kommt ein in Zukunft vermutlich weiterhin bedeutsames Themenfeld hinzu: die Beschäftigung mit Religiosität und Re-Islamisierungstendenzen innerhalb der zweiten und dritten Generation (vgl. unten, Kapitel 2.3.6.).

Die Frage nach der *Identitätsentwicklung* betrifft einen der Themenbereiche, die einerseits am öftesten bearbeitet wurden, die sich aber andererseits auch am häufigsten mit anderen Lebensbereichen überschneidet.

2.3.2. Familie

Im Forschungsbereich Familie sind die meisten Studien angesiedelt, die sich mit der Situation von Migrantinnen der ersten Generation beschäftigen. Die Hauptthemen der familiensoziologischen Forschungsarbeiten sind Veränderungen der Familienstrukturen, Kontinuitäten und der Einfluss der Familie auf den Integrationsprozess. Dabei lässt sich die Tendenz erkennen, dass die Frauen der ersten Generation als handelnde autonome Subjekte entdeckt wurden. Es wurde zum Beispiel bei Frauen der ersten Generation eine stärkere Abweichung von traditionellen Rollenvorstellungen festgestellt als bei Männern. Zusätzlich zum bereits diskutierten Phänomen, dass Frauen als Pionierinnen der Migration entdeckt wurden (vgl. Morokvasic 1987) wird festgestellt, dass sich die Rolle der Frauen durch die Berufstätigkeit in der Migrationssituation innerfamiliär ändert (vgl. Boos-Nünning 1994; Boos-Nünning/ Karakasoglu 2005; Matthäi 2004).

Gleichzeitig konstatieren andere AutorInnen allerdings auch eine defizitäre Position vor allem türkischstämmiger Frauen, die durch die patriarchale Familienstruktur an der Integration im Aufnahmeland gehindert werden würden. Außerdem wird konstatiert, dass Eltern im Aufnahmeland durch ihre marginalisierte Position einen Autoritätsverlust hinnehmen müssten. Die Defizitanalysen beginnen bei geringeren Sprachkompetenzen in der Sprache des Aufnahmelandes bei Frauen im Vergleich zu Männern, was zum einen auf die tendenziell niedrigere Schulbildung zurückgeführt wird, andererseits auf die stärkere Familienzentriertheit der Frauen der ersten Generation (vgl. Boos-Nünning 1994a: 7). Boos-Nünning (1994) stellt für die Betrachtung familiärer Strukturen fest, dass eine Stereotypisierung von türkischstämmigen Familien als rückständig, vormodern und patriarchalisch erfolgt, die sowohl den alltagssprachlichen als auch den wissenschaftlichen Diskurs beeinflusst. So wird ihrer Einschätzung nach auch ein Bild „*der typischen (türkischen) MigrantInnenfamilie*“ gezeichnet, die so nicht existiert (vgl. Boos-Nünning 1994b).

Bezüglich der familiären Situation der zweiten Generation liegen mehr Untersuchungsergebnisse vor, bei denen die älteren Studien allerdings auch von einer defizitären Perspektive ausgehen. Den Kindern wird hier attestiert, dass die autoritäre und traditionalistisch orientierte Erziehung der Eltern ihre Integration behindern würde (vgl. Boos-Nünning 1986; Düzgün 1996; Trommsdorff 2005). Nauck (1985) bescheinigt den Jugendlichen der zweiten Generation darüber hinaus, dass

die Fragmentierung der Familie ihre Integration in jugendliche Subkulturen fördern und zu einer weiteren Entfremdung zwischen Eltern und Kindern führen würde (vgl. Nauck 1985: 60).

Oft werden Eltern-Kind-Beziehungen bearbeitet, wobei der Beziehung zwischen Müttern und Töchtern wesentlich mehr Beachtung geschenkt wird (vgl. etwa Lutz, 1999; Toktas 2003). Darüber hinaus sind die Veränderungen dieser Beziehungen in der Migrationssituation ein interessierendes Thema (vgl. Nauck 1985; Pflegerl 1996). Auch hier ist eine Entwicklung zu beobachten: Während ältere Ansätze in ihrer Einschätzung damit konform gingen, dass die Familienstruktur und die Erziehungsmethoden einen „integrationshemmenden“ Einfluss auf die zweite Generation hätten, geht man nun auch hier weg von dieser eurozentristischen Betrachtungsweise. Neuere Untersuchungen arbeiten einerseits am Abbau von Stereotypisierungen, wobei es vor allem um türkischstämmige Familien geht (vgl. Nauck/ Steinbach 2001; Gültekin 2003). Andererseits sind die Bildungsaspirationen der Eltern und deren Einfluss auf die Aspirationen der zweiten Generation ein wichtiges Thema (vgl. Gültekin 2003; Hämmig 2000).

Andere AutorInnen konstatieren in neueren Untersuchungen, dass sich Ängste und Unsicherheiten der Elterngeneration auf die Kinder übertragen und signalisieren damit keine völlige Abkehr von der „Defizitperspektive“, aber unter anderen Vorzeichen: Die strukturellen Gegebenheiten und nicht die „vormodernen Einstellungen der Elterngeneration“ werden als Grund für familiäre Unsicherheiten und Probleme betrachtet (vgl. Müllich/ Bungardt et al. 2003). Trotzdem wird auch in neueren Untersuchungen die *„kulturelle Distanz“* zwischen *Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft* bemüht, um innerfamiliäre Probleme zu erklären (vgl. Thomas/ Kammerhuber et al. 2005: 193).

2.3.3. Die Migrationssituation aus weiblicher Perspektive

Bis in die 1980er Jahre gab es wenig eigenständige Forschung über die Lebenssituation von Immigrantinnen der ersten Generation. Die Beschäftigung mit genderspezifischen Themen erfolgte vorwiegend im Rahmen anderer Fragestellungen. Das änderte sich mit einem Anwachsen der Literatur über die zweite Generation, wo von Beginn an geschlechtsspezifische Fragestellungen zur Berufswahl, Identitätsfragen und Migrationsbiographien von Frauen bearbeitet wurden (vgl. Vogel 1998; Oberhollenzer 2003).

Einige AutorInnen beschäftigen sich auch mit Transmissionsprozessen zwischen Müttern und Töchtern in der Migrationssituation und weisen dezidiert auf die wichtige Funktion von weiblichen Pionermigrantinnen hin. Darüber hinaus wird die besondere Rolle der ältesten Tochter einer Familie beschrieben, die vor allem in der Migrationssituation viel Verantwortung übernehmen muss (vgl. Lutz 1999). Koc (2003) schätzt die Lage von türkischstämmigen Migrantinnen in der Migrationssituation problematischer ein als die der Männer, da sie sich im Spannungsfeld patriarchalischer Strukturen und der Aufnahmegesellschaft befinden, in der die Ehre einer Familie nicht mit der Keuschheit der Frauen in Verbindung gebracht wird und darüber hinaus in der Migrationssituation ein rigideres Geschlechtsrollenverhalten produziert würde (vgl. Koc 2003: 32). Schließlich gibt es auch noch die Einschätzung, dass sich Männer und Frauen türkischer Herkunft beider Generationen in ihren Lebenseinstellungen annähern, die Realisierungschancen für Frauen allerdings sehr viel geringer seien als für Männer (vgl. Zentrum für Türkeistudien 2005).

2.3.4. Ausbildung

Zur Ausbildungssituation der zweiten Generation entstand ab Anfang der 1980er Jahre eine Fülle an Literatur, die sich einerseits mit der schulischen Bildung und andererseits mit Berufsausbildung und dem Einstieg in den Arbeitsmarkt beschäftigte. Dabei wird der große Einfluss der Eltern auf die Bildungsentscheidungen der Kinder in zahlreichen Studien thematisiert (vgl. Esser 1990b; Wilpert 1993). Esser definiert allerdings das Einreisealter der Kinder mit Migrationshintergrund als wichtigeren Einflussfaktor auf deren Ausbildungskarriere als die Aspirationen der Eltern, beziehungsweise das kulturelle Milieu im Elternhaus (vgl. Esser 1990b: 139). Auch im Bereich der Bildungsforschung überwog bis Anfang der 1990er Jahre die oben besprochene „Defizitperspektive“. Die Ursachen für schulische Probleme wurden in den familiären Strukturen gesucht (vgl. Wilpert 1980; Neumann 1986a,b).

Anfang der 1990er Jahre war auch in diesem Teilbereich eine neue Entwicklung der Zweitgenerationsforschung zu beobachten. Es wurde damit begonnen, mehr die strukturellen Gegebenheiten zu untersuchen, als die Defizite bei den MigrantInnen selbst zu verorten (vgl. Nieke/ Boos-Nünning 1991; König 1991).

Diese Veränderung der Perspektive umfasste unter anderem eine Kritik an der „Kulturkonfliktthese“ (vgl. Diehm/ Radtke 1999; Dollase 2005) und thematisierte innerschulische Konflikte eher als eine Spielart von Ingroup–Outgroup–Konflikten, anstatt mit kulturalistischen Argumenten zu argumentieren. Nach Dollase (2005) ist dabei die Kategorisierung von SchülerInnen zu bestimmten „Kulturen“ eine Form der sozialen Kategorisierung, *„die nach Tajfel dazu führt, dass sich Menschen freiwillig oder gezwungenermaßen mit dieser Kategorie identifizieren, sich anschließend mit Menschen anderer Kategorien vergleichen und dabei wollen, dass die eigene Kategorie besser ist“* (Dollase 2005: 158).

Herzog-Punzenberger (2003) liefert eine umfassende Analyse der Ausbildungssituation der zweiten Generation in Österreich und attestiert den türkischstämmigen Jugendlichen die größten Probleme im Schulsystem. Gründe dafür sieht sie in strukturellen Gegebenheiten – zum Beispiel das vergleichsweise späte Einschulungsalter in österreichische Regelschulen und das Fehlen von Angeboten wie Integrationsklassen für MigrantInnenkinder.

Es gibt bislang lediglich zwei Studien (vgl. Hummrich 2002; Badawia 2003), die sich explizit mit bildungserfolgreichen Angehörigen der zweiten Generation beschäftigen. Hummrich behandelt in ihrer Analyse Identitätskonstruktionen junger bildungserfolgreicher Frauen mit Migrationshintergrund und Badawia führt diese Analyse für Jugendliche allgemein durch. Hummrich behandelt dabei nicht nur Identitätskonstruktionen, sondern auch den Einfluss der Lebensumstände und –erfahrungen auf Bildungswege, während Badawia in seiner Studie in erster Linie nach Identitätskonstruktionen fragt und nicht nach Faktoren, die zum Bildungserfolg führen können.

2.3.5. Berufliche Situation

Während es bei der Untersuchung zur Arbeitssituation bei der ersten Generation um ihre Eingliederung in den Arbeitsmarkt geht, so wird bei der zweiten Generation viel mehr auf die Ausbildungssituation und dann auf den Übergang in das Berufsleben fokussiert. Zu diesen Transitionsphasen gibt es ab den 1980er Jahren eine Reihe von Untersuchungen, die zwar einerseits immer noch identitätsbezogene Erklärungen, aber vor allem strukturelle Gründe für Probleme von Jugendlichen der zweiten Generation in Ausbildung und Berufsleben suchen (vgl. Neumann 1986; Wilpert 1993; Schweikert 1991; Nieke/ Boos-Nünning 1991; König 1991).

Für Österreich existieren keine Analysen, die sich mit den strukturellen Gegebenheiten für Jugendliche mit Migrationshintergrund bezüglich ihrer Berufswahlmöglichkeiten und individuellen Entscheidungsprozessen und des Überganges Ausbildung – Beruf beschäftigen.

2.3.6. Religion

Die religiöse Praxis und deren Veränderung in der Migration ist ein Thema, mit dem sich auch in erster Linie die Zweitgenerationsforschung beschäftigt und das in jüngerer Zeit an Aktualität gewonnen hat. Religiosität wird dabei hauptsächlich bei MigrantInnen mit türkisch-islamischem Background untersucht und hier überwiegen wiederum Studien zur Religiosität von Mädchen und jungen Frauen (vgl. Karakasoglu 1998, 1999; Nökel 2002). Zur Religiosität von Männern der zweiten Generation mit muslimischem Hintergrund gibt es nur wenige Studien. Die vorliegenden Untersuchungen beschäftigen sich meist mit Religiosität im Zusammenhang mit Stereotypisierung und Ethnisierung türkischstämmiger Jugendlicher (vgl. Tietze 2003).

Die steigende Relevanz des Themas legt die These nahe, dass über die Beschäftigung mit der Religiosität die Frage des Kulturkonfliktes beziehungsweise der Kulturdifferenz nach der Verabschiedung des Projektes 'multikulturelle Gesellschaft' (vgl. Rommelspacher 1999) neu diskutiert wird, und dabei gängige Stereotypen und Ressentiments entkräftet werden sollen oder neu aufgeladen werden (vgl. Heitmeyer et al. 1997). Abseits von stereotypisierenden Diskussionen konstatieren einige AutorInnen auch ein Anwachsen religiös orientierter islamischer Vereine und Organisationen, die sich um die religiöse Erziehung der Kinder und Jugendlichen der zweiten Generation kümmern und damit auch Einfluss auf Wertorientierungen unter der jüngeren Generation ausüben können (vgl. Polat 1997; Heitmeyer et al. 1997; Nökel 2002). Immer wieder wird aber auf die unzureichende und unklare Datenlage zum Thema Religiosität hingewiesen (vgl. etwa Rommelspacher 1999: 31f).

Ab Ende der 1990er Jahre entstanden einige qualitative Studien über religiöse Praxis und Identität von Frauen der zweiten Generation (vgl. Karakasoglu 1998, 1999; Nökel 2002), in denen Religiosität differenziert betrachtet wird. Nökel (2002) prägt dabei den Begriff der „*Neo-Muslima*“, für die *die kognitive Auseinandersetzung mit*

dem Islam identitätsstiftende Bedeutung hat, und die sich gerade durch den kognitiv-intellektuellen Zugang zur Religion von der religiösen Praxis der ersten Generation abgrenzen will, deren Motivation für den Gebrauch religiöser Symbole eher einem *Traditionalismus* entspringt. Die meisten Befragten sehen sich auch nicht als religiös erzogen, sondern betrachten ihre Religiosität als selbst erarbeitete und bewusste Entscheidung (vgl. Nökel 2002: 83ff).

Karakasoglu (2003) arbeitet den Aspekt der „*Anerkennung differenzierter Identitäten in einer pluralistischen Gesellschaft*“ heraus. Integration wird hier erst durch die Bewahrung von Differenz ermöglicht; die Religiosität wird somit zu einem Instrument der Selbstpositionierung. Darüber hinaus erweitert die Bezugnahme auf den Islam den Aktionsradius der weiblichen Befragten (vgl. Karakasoglu 2003: 2). Karakasoglu arbeitet in ihrer Analyse religiöser Einstellungen und Erziehungsvorstellungen auch die *Unterschiede zwischen türkischstämmigen Sunnitinnen und Alevitinnen* heraus (vgl. Karakasoglu 1999).

Auch in vorliegender Studie wurden dieser Unterschied und die gegenseitigen Zuschreibungen der beiden Religionsgruppen bemerkt. Deshalb soll hier kurz auf den Alevitismus eingegangen werden. Das Alevitentum ist nicht dem Islam zuzuordnen. Der Koran gilt bei AlevitInnen nicht als Gesetzbuch, sondern als eine Niederschrift von Offenbarungen, über die eine kritische Auseinandersetzung erfolgen sollte. Die religiösen Vorschriften des Islam haben für AlevitInnen keine große Bedeutung, der Alevitismus ist eine eher individualistische Religion, die sich mit dem Einzelnen als selbstverantwortliches Subjekt beschäftigt. Zwischen AlevitInnen und SunnitInnen kommt es immer wieder zu gegenseitigen Zuschreibungen, die die andere Gruppe zum Teil auch negativ belegen. Von alevitischer Seite ist vor allem eine Abgrenzung zu SunnitInnen entlang der Differenzlinie progressiv – konservativ zu konstatieren (vgl. Karakasoglu 1999: 74).

Die besprochenen Untersuchungen liefern also sehr differenzierte Ergebnisse und grenzen sich deutlich von einem stereotypisierenden Diskurs ab, trotzdem erfolgt auch in den Sozialwissenschaften eine „Ethnisierung“ von MuslimInnen bezüglich ihrer Religiosität, indem sie zum Teil mit fundamentalistischen Einstellungen in Verbindung gebracht werden (vgl. Auernheimer 1999). Die einzige umfassendere quantitative Studie zu diesem Thema von Heitmeyer et al. (1997) löste viel Kritik

innerhalb der Zweitgenerationsforschung aus (vgl. Auernheimer 1999; Lang 1999; Rommelspacher 1999).

Die verwendeten theoretischen Konzepte werden dabei als fragwürdig und unklar kritisiert, darüber hinaus wird die Operationalisierung und die Validität des verwendeten Fragebogens zur Diskussion gestellt. Schließlich werden auch Interpretation und Präsentation als tendenziös und affirmativ kritisiert (vgl. Auernheimer 1999). Die Studie stellt für die KritikerInnen zu Recht ein Beispiel wissenschaftlich gestützter negativer Ethnisierung der türkischstämmigen Bevölkerung der BRD dar. Essentiell bei der Fundamentalismusdefinition, wie sie auch in Heitmeyers Studie verwendet wird, ist die „*Transformation des Islam in eine politische Ideologie*“ (Lang 1999: 141). Damit steht die Studie auch im Gegensatz zu den qualitativen Untersuchungen, die sich mit der Bedeutung des Islam für die Lebens- und Selbstkonzepte von Individuen beschäftigen und die politisierte Komponente des Islam nicht behandeln.

2.3.7. Ethnisierung der GastarbeiterInnen

Esser beschäftigt sich als einer der ersten im deutschsprachigen Raum mit der Stereotypisierung und Ethnisierung von ArbeitsmigrantInnen und deren Nachkommen und definiert Modernisierungsprozesse als „*Auslöser für ethnische Differenzierungen*“, weil ImmigrantInnen durch gesellschaftlich produzierte „*ethnische Schichtungen*“ marginalisiert würden (vgl. Esser 1990: 289). Boos-Nünning (1994) kritisiert die Defizitperspektive der Sozialwissenschaften als Mechanismus, der vor allem türkischstämmigen Personen die Außenzuschreibung „*integrationsunfähig*“ überstülpe und erwähnt dabei hauptsächlich Lorch-Göllner (1989) und König (1989). Ab Ende der 1990er Jahre entstehen immer mehr Analysen, die sich explizit mit der Stereotypisierung von GastarbeiterInnen und deren Nachkommen auf Alltagssprachlicher sowie auf sozialwissenschaftlicher Ebene beschäftigen (vgl. Boos-Nünning 1994; Franger/ Yalcin-Heckmann 1998; Polat 1998; Apitzsch 1999; Bukow 1999; Portera 2003; Tietze 2003).

Im Sammelband „*Wider die Ethnisierung einer Generation*“ (vgl. Badawia et al. 2003) wird die Stereotypisierung von Jugendlichen der zweiten Generation aus der Perspektive des Ausschlusses aus der „*Aufnahme*“gesellschaft thematisiert. Zusätzlich zur strukturellen Marginalisierung im Aufnahmeland kommt nach Meinung

der AutorInnen auch die Außenzuschreibung als rückständig, tendenziell delinquent und dem westlichen Lebensstil gegenüber feindlich eingestellt.

Auf den ersten Blick scheinen einige AutorInnen dabei zur oben diskutierten Defizitperspektive zurück zu kehren, indem die Identitäten nicht-deutschstämmiger Jugendlicher als problematisch, weil vielen Belastungsfaktoren ausgesetzt, definiert werden. Im Unterschied zur Defizitperspektive wird hier allerdings der Ausschluss aus der Gesellschaft als strukturelles Grundproblem dargestellt und die Defizite nicht bei den Jugendlichen gesucht (vgl. Portera 2003: 185ff).

Der zweite wichtige Werk zu dem Thema ist der oben besprochene Sammelband „Fundamentalismusverdacht“ (vgl. Auernheimer 1999), der als eine Antwort auf die Studie „Verlockender Fundamentalismus“ (vgl. Heitmeyer et al. 1997) betrachtet werden kann.

3. Datenlage

Die Migrationsforschung stößt immer wieder an ihre Grenzen, wenn es um die zahlenmäßige Erfassung von MigrantInnen geht. Ein Problem bei den vorliegenden quantitativen Erhebungen von MigrantInnen besteht darin, dass sich Eingebürgerte in den Statistiken oft nicht ausnehmen lassen. Demnach scheinen beispielsweise im Jahr 2004 lediglich 369 weibliche Lehrlinge mit türkischer Staatsbürgerschaft in ganz Österreich und 83 in Wien auf (vgl. Lehrlingsstatistik 2004).

In der Volkszählung 2001 wurde erstmals zusätzlich zur Staatsbürgerschaft das Geburtsland erhoben. Durch die Addition der Anzahl der türkischen Staatsbürgerinnen und jener, die in der Türkei geboren sind und die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, ergibt sich für Wien eine Zahl von 24.934 Frauen gegenüber 31.144 Männern (insgesamt 56.078 Personen, das sind 3,6% der Wiener Gesamtbevölkerung). Diese Zahlen beinhalten nicht jene Personen, die in Österreich geboren wurden und die die österreichische Staatsbürgerschaft besitzen, deren Eltern jedoch zugewandert sind (vgl. Volkszählung Wien 2001: 98ff).

Laut den Berechnungen von Barbara Herzog-Punzenberger (2003) ergibt sich eine Schätzung von 200.000 in Österreich wohnhaften Personen mit türkischem Migrationshintergrund, inklusive derer, die als ÖsterreicherInnen zur Welt gekommen sind (vgl. Herzog-Punzenberger 2003: 11ff). Das entspricht 2,5% der Österreichischen Gesamtbevölkerung (vgl. Volkszählung Österreich 2001: 46).

Unter Berücksichtigung der Zahl von 127.266 türkischen StaatsbürgerInnen in ganz Österreich und 39.119 türkischen StaatsbürgerInnen in Wien (vgl. Volkszählung Wien 2001) kann somit die Zahl der Personen mit türkischem Hintergrund in Wien auf 61.538 Personen geschätzt werden (entspricht 3,97% der Wiener Gesamtbevölkerung). Ausgehend von einem Frauenanteil von 44 % unter den türkischen StaatsbürgerInnen in Österreich, würde die Zahl der Frauen und Mädchen in Wien mit türkischem Hintergrund 27.077 Personen betragen (1,75% der Wiener Bevölkerung). Es ergibt sich somit eine Anzahl von 2.143 Frauen und Mädchen, die einen türkischen Migrationshintergrund haben, aber als Österreicherinnen geboren wurden. An dieser Stelle muss noch einmal darauf aufmerksam gemacht werden, dass dies lediglich Schätzungen sind.

Weitere Probleme ergeben sich aus der oft schwierigen oder unmöglichen Zugänglichkeit zu Datenmaterial, der aufwändigen Bearbeitung, der Nicht-Nachvollziehbarkeit der Datenproduktion oder der häufig kleinen Stichproben, die keine statistisch validen Aussagen zulassen.

Ein Beispiel für die problematische Datenlage soll dieses Kapitel abschließen: im Rahmen der Studie sollte auf Basis der Hochschulstatistik 2003/2004 die soziale Herkunft von erstimmatrikulierenden StudentInnen mit türkischer Staatsbürgerschaft ermittelt werden. Nach Auskunft der Statistik Austria ist diese Frage jedoch speziell auf österreichische Studierende abgestellt und die Antwortausfälle für türkische Studierende ist sehr hoch. Nachdem auch hier nur nach der Staatsbürgerschaft unterschieden wird, lassen sich eingebürgerte TürklInnen nicht isolieren.

4. Methode

Im folgenden Abschnitt wird die methodische Vorgehensweise des vorliegenden Projekts dargestellt. Zu Beginn der Forschungsarbeit wurde bereits vorhandene Literatur aus dem deutschsprachigen Raum recherchiert, organisiert und gesichtet und durch neue Publikationen ergänzt. Der Sichtung folgte eine intensive Analyse dieses Materials, welches den theoretischen Rahmen dieser Studie bildet und als Grundlage für die Leitfadenkonstruktion für die ExpertInneninterviews und die Interviews mit Müttern und Töchtern diente. Ziel der ExpertInneninterviews war es, von Beraterinnen in MigrantInnenvereinen und von VertreterInnen relevanter religiöser Vereinigungen (SunnitInnen und AlevitInnen) zu erfahren, mit welchen Problemlagen Migrantinnen – besonders Frauen aus der Türkei – in Österreich konfrontiert sind, und über welche Erfahrungen sie betreffend Mutter-Tochter-Beziehungen berichten können. Die Interviews wurden inhaltsanalytisch ausgewertet und dienten ebenfalls als Grundlage für die Konstruktion der Interviewleitfäden für Mütter und Töchter.

4.1. Leitfaden- und Lebensverlaufskalenderkonstruktion

Auf Basis der ausführlichen Literaturrecherche und der ExpertInneninterviews wurden die Leitfäden für Mütter und Töchter erstellt. Nach einem gemeinsamen Brainstorming, bei dem zahlreiche verschiedene Fragen gesammelt wurden, wurden diese auf ihre Eignung überprüft und unpassende gestrichen. Die übrig gebliebenen Fragen wurden dann inhaltlich sortiert, zusammengefasst und geordnet. Der Leitfaden der Töchter umfasste folgende sechs beziehungsweise Erzählaufforderungen:

1. *Erzähle mir bitte, wie du so aufgewachsen bist.*
2. *Erzähle mir bitte, wie dein Alltag aussieht, was du den ganzen Tag über so machst.*
3. *Erzähle mir bitte über deine Familie.*
4. *Erzähle mir bitte (mehr) über deine Mutter.*
5. *Wie stellst du dir deine Zukunft vor?*
6. *Stell dir vor du hättest Kinder. Was würdest du in der Erziehung deiner Kinder anders machen als deine Eltern/ deine Mutter?*

Zusätzlich zu diesen Fragen wurde zu jeder eine Hilfsfrage konstruiert, falls die Interviewees nicht wussten, was sie erzählen sollten, um den Erzählfluss zu fördern. Außerdem existierte zu jeder Frage eine Liste von Dimensionen, die in der Erzählung unbedingt enthalten sein sollten. Hier ein Beispiel:

Frage 2: Erzähle mir bitte, wie dein Alltag aussieht, was du den ganzen Tag über so machst.

Dimensionen:

Schule/Ausbildung

Freizeit (Freunde, Ausgehen, Burschen etc.)

Stellenwert der Familie

Religion

Wo werden Einschränkungen erlebt

Vergleich mit anderen Mädchen (österr. und türk.) und mit Burschen (werden Einschränkungen erlebt und welche?)

Der Aufbau des Leitfadens für die Mütter sah folgendermaßen aus:

1. *Erzählen Sie mir bitte zunächst über Ihr bisheriges Leben. Erzählen Sie mir einfach mit ihren Worten Ihr Leben von Ihrer Kindheit an bis heute.*
2. *Erinnern Sie sich bitte daran, wie Sie nach Österreich gekommen sind. Wie war das damals?*
3. *Erzählen Sie mir doch bitte über Ihr Leben hier in Österreich.*
4. *Erzählen Sie mir bitte mehr von Ihrer Familie.*
5. *Erzählen Sie mir genauer von Ihrer Tochter X.*
6. *Was haben Sie für Pläne und Wünsche für die Zukunft?*

Auch hier wurden die dazugehörigen Dimensionen aufgelistet und Hilfsfragen konstruiert.

Ziel war es, die Befragten möglichst frei in ihrem Relevanzsystem erzählen zu lassen. Der Ablauf des Interviews erfolgte somit selten in dieser Reihenfolge der Fragen.

In Abstimmung mit dem aktuell laufenden Forschungsprojekt LIMITS am Zentrum für Soziale Innovation (ZSI) wurde der Lebenslaufkalender dieser Studie für „Mütter und Töchter“ adaptiert. Geplant war, diesen den Befragten vor dem Interview vorzulegen, da er nach dem Konzept von Bird et al. (2000) die Erinnerungsleistung der befragten Frauen bezugnehmend auf biographische Ereignisse unterstützen sollte. Nach Absprache mit den beiden türkischsprachigen Interviewerinnen, die das Projekt unterstützten, wurde jedoch davon Abstand genommen. Da die Interview-

partnerinnen große Skepsis gegenüber dem Interview, der durchführenden Institution und auch gegenüber der Aufnahme der Interviews zeigten, sollte jede weitere negative Beeinflussung vermieden werden (vgl. Kapitel 5.3.). Somit wurden die Lebensverlaufskalender erst nach der Durchführung der Interviews vorgelegt.

4.2. Auswahl der Interviewees mittels Schneeballverfahren

In einem ersten Schritt versuchten die Projektmitarbeiterinnen im Familien-, Freundes- und Bekanntenkreis und mittels Kontakten aus früheren Projekten, unter anderem auch aus dem angesprochenen LIMITS-Projekt, Interviewees zu finden. Es stellte sich jedoch heraus, dass nur wenige Töchter und fast keine Mütter bereit waren, an den Interviews teilzunehmen. Lediglich ein Paar konnte auf diese Weise gefunden werden. Aufgrund dieser Schwierigkeiten wurden die türkischsprachigen Interviewerinnen gebeten, mögliche Interviewpartnerinnen in ihrem Bekanntenkreis zu suchen. Mit viel Überredungskunst schafften es die Interviewerinnen, neun Paare zur Zusage zu bewegen. Ein Paar wurde durch eine Expertin vermittelt, welches den Kontakt zum zwölften Paar herstellte. Nachdem eine Mutter trotz anfänglicher Zusage eine abschlägige Antwort erteilte, kamen insgesamt 23 Interviews zustande.

4.3. Durchführung der Interviews

Die Interviews fanden im Zeitraum von Mitte Oktober 2005 bis Anfang Jänner 2006, meist abends, statt. Zwölf der Interviews wurden auf Türkisch (elf Mütter und eine Tochter), elf auf Deutsch (Töchter) geführt. Der Großteil der Interviews erfolgte in den Wohnungen der Befragten, vier im Kaffeehaus und zwei an anderen öffentlichen Orten. Nach den Interviews füllten die Interviewerinnen ein Kontaktprotokoll aus, auf denen das Datum, der Ort und die Dauer der Interviews, Störungen, anwesende Personen während des Interviews, die Gesprächs- und Wohnungsatmosphäre und das Verhalten der Interviewpartnerinnen genau dokumentiert wurden.

Der Empfang in den Wohnungen war immer freundlich und zurückhaltend und ging immer mit einer Bewirtung einher. Es war nicht immer möglich, die Interviews in getrennten Zimmern ohne Störung durchzuführen, was selten am Platzmangel in den Wohnungen, sondern eher an der Unsicherheit der Befragten lag. Die Wohnungen waren fast alle sehr geräumig und gut ausgestattet.

Die Interviews dauerten im Schnitt eine Stunde, wobei die Gespräche mit den Müttern im Durchschnitt zwanzig Minuten weniger Zeit in Anspruch nahmen als jene mit den Töchtern. Das längste Interview dauerte 120, das kürzeste 25 Minuten.

Das Verhalten der Interviewpartnerinnen, und hier besonders das der Mütter, war meist sehr skeptisch und zurückhaltend. Ihre Antworten fielen bedeutend kürzer aus und es war für die Interviewerinnen sehr schwierig, den Befragten mehr zu entlocken. Manche wurden mit der Zeit offener und entspannter, andere blieben bis zum Schluss sehr nervös. Die Töchter hingegen erzählten bis auf wenige Ausnahmen sehr ausführlich und bereitwillig. Vor allen Dingen die Mütter, aber auch zwei Töchter, zeigten große Unsicherheit und Skepsis gegenüber den Aufnahmegeräten. Manche wurden erst nach dem Abschalten der Geräte offener und lieferten interessante Informationen, die von der entsprechenden Interviewerin unmittelbar nach Verlassen des Interviewortes im Protokoll festgehalten wurden.

Anschließend an die Durchführung der Interviews erfolgte deren wörtliche Transkription. Jene, die auf Türkisch geführt wurden, wurden anschließend von den türkischsprachigen Interviewerinnen übersetzt.

4.4. Methodische Probleme

Besonders in den Phasen der Planung und Durchführung der Interviews wurde das Team wie bereits diskutiert vor diverse methodische Probleme gestellt, welche in diesem Abschnitt behandelt werden sollen. Einerseits haben diese Einfluss auf die Ergebnisse der Studie, andererseits können daraus Lehren für weitere qualitative Forschungen zu ähnlichen Themenbereichen gezogen werden.

4.4.1. Zugangsprobleme

In qualitativen Studien über MigrantInnen wird häufig auf die Zugangsproblematik hingewiesen (vgl. z.B. Matthäi 2004). Zu unterscheiden ist zwischen der Schwierigkeit, Erstkontakte zu den Befragten herzustellen, und dem Problem, die MigrantInnen zur Teilnahme am Interview zu bewegen. Der Schwierigkeitsgrad der Zugangsproblematik ist weiters abhängig von der speziellen MigrantInnengruppe sowie vom Thema der Befragung.

Aufgrund der sehr spezifischen Zielgruppe, nämlich Mütter- und Tochterpaare mit türkischem Migrationshintergrund zu befragen, sowie der Zielsetzung, deren Biographien zu erheben, gestaltete sich der Zugang und die Überzeugung der potenziellen Interviewpartnerinnen zur Teilnahme am Interview besonders schwierig. Wie erwähnt war ursprünglich geplant, die Interviewees über bestehende persönliche Kontakte zu finden. So wurden beispielsweise Bekannte gebeten, in ihrem Wohn- und Arbeitsumfeld Angehörige der Zielgruppe anzusprechen. Auf diesem Weg kamen keine Interviews zustande. Eine Mitarbeiterin im Team aktivierte Kontakte aus einer ehemaligen Berufstätigkeit und bewirkte auf diese Weise, dass sich ein Mutter-Tochter-Paar zum Interview bereit erklärte. Weiters konnten über eine Expertin aus den ExpertInneninterviews zwei Mütter-Töchter-Paare gefunden werden, die mit einer Teilnahme einverstanden waren. Nachdem der Einsatz von muttersprachlichen Interviewerinnen in erster Linie für die Durchführung der Interviews mit den Müttern beabsichtigt war, wurden diese auch gebeten, in ihrem persönlichen Bekannten- und FreundInnenkreis Interviewpartnerinnen zu rekrutieren, da die muttersprachliche Ansprache die Teilnahmebereitschaft von MigrantInnen wesentlich erhöht (vgl. Blohm/ Diehl 2001). Trotz dieser Tatsache war für die Interviewerinnen die Suche nach Interviewees mit einem erheblichen Zeitaufwand und viel Überzeugungsarbeit verbunden. Schließlich konnten auf diesem Weg neun Paare ausfindig gemacht werden, die sich zu einem Interview bereit erklärten.

Laut Auskunft der Interviewerinnen bestanden einige Mütter jedoch darauf, dass das Interview mit der Tochter in der eigenen Wohnung stattfinden soll, damit sie persönlich die Interviewerin, die das Gespräch mit der Tochter führen wird, kennen lernen können. Dieser Wunsch wurde auch berücksichtigt. Die Gründe für diese Zugangsprobleme liegen laut den Interviewerinnen darin, dass die *Mütter sehr unsicher und skeptisch gegenüber der Aufnahmegesellschaft* sind. Hinzu kommen Bedenken hinsichtlich der Anonymität. Außerdem besteht eine *große Distanz zu wissenschaftlichen Einrichtungen*, die durch die Tatsache, dass viele der Mütter lediglich eine Pflichtschule besuchten, vergrößert wird.

4.4.2. Probleme in der Interviewsituation

In der Interviewsituation waren die Interviewerinnen mit verschiedenen Problemlagen konfrontiert. Obwohl die türkischsprachigen Interviewerinnen die befragten Mütter zu ihrem FreundInnen- und Bekanntenkreis zählen, waren die meisten Mütter in der Interviewsituation sehr gehemmt. Sie mussten immer wieder aufgefordert werden, mehr zu erzählen. Ihre Erzählpassagen fielen dennoch wesentlich kürzer aus als die der Töchter. Diese haben fast durchwegs sehr frei und offen erzählt; häufiges Nachfragen war nicht notwendig.

Eine weitere Verunsicherung der Mütter entstand aus den Tonbandaufnahmen der Interviews. Es wurde kurzzeitig überlegt, auf diese überhaupt zu verzichten und die Interviewerinnen zu bitten, mitzuschreiben. Doch das intensive Aufschreiben der Erzählungen hätte den Nachteil, dass sich die Interviewerinnen nicht ausreichend auf die Interviewpartnerinnen und die Gesprächsführung konzentrieren könnten und dadurch Informationsverluste entstünden. So wurde die Form der (Tonband-) Aufzeichnung beibehalten.

Die Interviews wurden häufig gestört, entweder durch Familienangehörige oder Besucher, die mit im Raum waren, oder – wenn die Interviews im Kaffeehaus oder dergleichen stattfanden – durch einen erhöhten Lärmpegel und Unruhe. Trotz der Bemühungen, die Interviews alleine mit den Befragten durchführen zu können, war dies nicht immer möglich. Ursache waren selten mangelnde Räumlichkeiten, sondern (wie wir vermuten) die Unsicherheit und Skepsis der Befragten. Andererseits haben diese Anwesenheiten eine Offenheit zusätzlich verhindert. Störend war auch, dass manche Befragte wenig Zeit für das Interview eingeplant hatten und durch diesen Zeitdruck nervös waren und sich nicht entsprechend auf die Interviewsituation konzentrieren konnten.

4.4.3. Selektionsbias von besser Gebildeten

Bei der gesamten Analyse und Interpretation der Ergebnisse ist zu berücksichtigen, dass ein Selektionsbias von besser gebildeten Töchtern besteht. Das Ziel, ein möglichst breites Bildungsspektrum abzubilden, wurde trotz massiver Anstrengungen aller Beteiligten nicht erreicht. Bis auf eine Ausnahme besuchten oder besuchten alle befragten Töchter eine mit Matura abschließende höhere Schule. Zum Teil handelt es sich um Studentinnen. Eine der Befragten hat ihr Studium bereits abgeschlossen.

Da die neun Mütter-Töchter Paare hauptsächlich im Kreis von Bekannten und FreundInnen der muttersprachlichen Interviewerinnen rekrutiert wurden, sind sich die Befragten hinsichtlich Ausbildung und Umfeld sehr ähnlich. Es muss nochmals betont werden, dass dies bei den Ergebnissen zu berücksichtigen ist. Ein weiteres Spektrum an sozialen Schichten hätte breiter gefächerte Ergebnisse liefern können und die Ausbildungsaspirationen und –entscheidungen wären wahrscheinlich nicht das wichtigste Thema geblieben.

4.5. Auswertungsmethodik

Vor der Auswertung der qualitativen Interviews erfolgte eine Inhaltsanalyse der ExpertInnengespräche, bei der die Informationen anhand der Hypothesen und leitenden Forschungsfragen geordnet wurden. Darüber hinaus wurden neue Fragen gesammelt, die sich erst innerhalb der ExpertInneninterviews ergeben hatten.

Nach der Durchführung und Transkription der Interviews bestand der erste Schritt der Analyse in der Kodierung des Datenmaterials, wobei die Interviews nach dem Verfahren des „*offenen Kodierens*“ bearbeitet wurden. Offenes Kodieren bezeichnet den Prozess der qualitativen Datenanalyse, *„der sich besonders auf das Benennen und Kategorisieren der Phänomene mittels einer eingehenden Untersuchung der Daten bezieht. (...) Während des offenen Kodierens werden die Daten in einzelne Teile aufgebrochen, gründlich untersucht, auf Ähnlichkeiten und Unterschiede hin verglichen, und es werden Fragen über die Phänomene gestellt, wie sie sich in den Daten widerspiegeln“* (Corbin/ Strauss, 1996: 44). Im Zuge der Kodierung wurden die Interviewtranskripte gelesen und relevant erscheinende Textstellen einem Kategorienschema zugeordnet, das direkt während des Lesens entwickelt wurde. Eine Kategorie bündelt dabei Konzepte, die sich auf ein ähnliches Phänomen beziehen. Dabei wurde abduktiv gearbeitet, das heißt es wurde ein neues Kategorienschema aus den vorhandenen Texten entwickelt und nicht auf einem schon vorgefertigten Schema aufgebaut. Unterstützt wurde der Prozess der Kodierung durch die Analysesoftware MaxQDA.

Die Kodierung fasste also einerseits Merkmale zusammen, andererseits erfolgte durch den Kodierungsvorgang eine Sichtung und systematische Ordnung des Datenmaterials, was die Grundvoraussetzung für das Verfahren des *„permanenten Vergleichs“* ist, der wiederum *„die entscheidende Grundlage für qualitative*

Theoriebildung darstellt“ (Kelle 1999: 56). Beim permanenten Vergleichen werden alle Informationen in den bearbeiteten Texten immer wieder gegeneinander abgeglichen, um auf diese Weise Eigenschaften der Kategorien und Subkategorien zu entwickeln.

Nach dem Systematisierungsprozess begann die zweite Auswertungsphase, in der Falltypen gebildet wurden. Auf die Methode der Typenbildung wurde zurückgegriffen, da sie einerseits eine anschauliche Ergebnispräsentation ermöglicht und andererseits „*komplexe soziale Realitäten und Sinnzusammenhänge*“ erfassen und bestmöglich erklären kann (vgl. Kelle 1999: 75). Auch bei der Typenbildung ist der kontrastierende Vergleich ein essentieller Auswertungsschritt. Vor der eigentlichen Typenbildung stand eine intensive Befassung mit den Einzelfällen, während der allerdings bereits einzelne emergierende Muster notiert wurden. Zunächst wurden also die Einzelfälle bearbeitet und danach „*nach dem Prinzip maximaler und minimaler Kontrastierung*“ gruppiert (vgl. Kelle 1999: 76 zit. nach: Gerhardt 1991: 438), wodurch verschiedene Typen gebildet werden konnten. Durch die Fallkontrastierung konnten Muster erkannt und in weiterer Folge Hypothesen und Einschätzungen der Wahrnehmungs- und Deutungsmuster sowie der subjektiven Lebenswelten der Interviewpartnerinnen generiert werden.

5. Ergebnisse der qualitativen Analyse

Im folgenden Kapitel werden sowohl die Ergebnisse der Analyse der Interviews mit ExpertInnen als auch jene mit den Mütter-Töchter-Paaren dargestellt und diskutiert.

5.1. Ergebnisse der ExpertInneninterviews

Im Rahmen des Projekts wurden drei verschiedene Arten von ExpertInneninterviews durchgeführt:

- 1) drei Interviews mit Beraterinnen in Migrantinnenvereinen
- 2) ein Interview mit der Obfrau eines muslimischen Frauenvereins
- 3) ein Interview mit zwei Vertreterinnen der alevitischen Konföderation in Wien

ad 1) Beratung in Migrantinnenvereinen

Ein wichtiges Ziel der ExpertInneninterviews war es, von Beraterinnen in Migrantinnenvereinen zu erfahren, mit welchen Problemen Migrantinnen – besonders Frauen aus der Türkei in Österreich – die Beratungsinstitutionen aufsuchen, und welche Beobachtungen ihre Tätigkeit speziell in Bezug auf Mutter-Tochter-Beziehungen zulässt. Es wurden drei Vereine ausgewählt, die bereits seit durchschnittlich 20 Jahren für Migrantinnen tätig sind und welche ursprünglich von und für Frauen aus der Türkei gegründet wurden. So konnte deren spezielle und langjährige Erfahrung genutzt werden. Die Gespräche erfolgten im Zeitraum vom 9. bis 15. September 2005 und dauerten im Schnitt eine Stunde. Die Aufgaben der Vereine reichen von psychosozialer und rechtlicher Beratung und Informationsveranstaltungen bis hin zu Bildungs- und Therapieangeboten.

ad 2) Muslimischer Frauenverein

In den Mütter-Töchter-Interviews wurden immer wieder Themen angesprochen, die den Islam betreffen (etwa das Kopftuchtragen oder religiöse Praktiken). Es erschien daher ein Gespräch mit einer thematisch kompetenten Person sinnvoll. Dies erfolgte in Form eines Interviews mit der Obfrau eines muslimischen Frauenvereins in Österreich. Das Interview fand am 13. Dezember 2005 statt und dauerte etwa eine

Stunde. Ziele des Vereins sind der Abbau von Diskriminierungen der Aufnahmegesellschaft durch Bewusstmachung und Dialog, aber auch die Förderung innermuslimischer Diskussion unter Einbindung der Männer, um auf islamische Frauenrechte und ungerechte Geschlechterverhältnisse aufmerksam zu machen.

ad 3) Alevitische Konföderation

Das dritte Interview fand am 20.1.2006 in den Räumlichkeiten der alevitischen Konföderation statt und drehte sich in erster Linie um die Aufgabenbereiche der Organisation. Sie betrachtet es einerseits als ihre Aufgabe, über das Alevitentum zu informieren. Andererseits schafft sie in der eigenen Community Möglichkeiten, Traditionen (Tänze, Musik, etc.) weiter zu führen. Ein interessanter Aspekt des Interviews war die dezidiert antinationale Einstellung der beiden Interviewees, denen es sehr wichtig war klarzustellen, dass der Alevitismus nicht mit dem KurdInnen-tum vermischt werden dürfe.

In allen Fällen bezogen sich die gestellten Fragen im ersten Teil allgemein auf die Probleme und Erfahrungen von Migrantinnen und besonders von gebürtigen Türkinnen in Österreich. In einem zweiten Fragekomplex wurden die speziellen Lebenslagen von Müttern und Töchtern türkischer Abstammung aufgerollt. Zum Schluss erfolgte die Behandlung von Mütter-Tochter-Beziehungen. Der Ergebnisbericht folgt diesem Ablauf.

5.1.1. Türkischstämmige Frauen in Österreich

Manche Erfahrungen unterscheiden türkischstämmige Migrantinnen von Migrantinnen aus anderen Ländern. Beispielsweise migrieren Frauen aus arabischen Ländern oft zum Bildungserwerb nach Österreich. Sie stammen daher eher aus gebildeteren Schichten, während türkischstämmige MigrantInnen oftmals niedrige Schulbildung aufweisen und aus ländlichen Gebieten kommen. Ihre individuellen Ressourcen reichen häufig nicht aus, um in Österreich die gleiche soziale Position zu erreichen, die sie in der Türkei hatten und erfahren daher vielfach sozialen Abstieg. Aufgrund der oft schlechten ökonomischen Situation haben sie mit verschiedenen sozialen Problemen, was beispielsweise die Wohnsituation betrifft, zu kämpfen. Resultierend aus schlechter Bildung, Isolation und Rückkehrorientierung haben die Frauen zusätzlich oft Sprachprobleme. Gepaart mit arbeitsrechtlichen Barrieren

nehmen sie deshalb oft niedrige berufliche Positionen mit schlechten Arbeitsbedingungen und niedrigen Löhnen ein. Dies ist ein Grund für die massive Armutsgefährdung von Migrantinnen.

Aus der geringen Bildung und den sozialen Verhältnissen entsteht oft Überforderung in der Erziehung. Hinzu kommen häufig Generationenkonflikte, die sich dadurch erklären lassen, dass die Eltern oftmals besonders in der Migration an Traditionen und Normen und Werten ihrer Heimat festhalten, welche von den in Österreich geborenen und/oder aufgewachsenen Kindern nicht mehr ohne weiteres akzeptiert werden. Manche sprechen sogar von einem traditionalistischen Backlash, weil bestimmte Traditionen wie etwa Zwangsverheiratung in der Türkei fast nicht mehr praktiziert werden, in Österreich aber ein Thema von Beratungseinrichtungen darstellen. Erklärt werden kann dies durch eine von den MigrantInnen empfundene *Normenbedrohung*.

Ein Arbeitsbereich der Beratungseinrichtungen ist *Gewalt in der Familie*. Dieses Problem betrifft selbstverständlich nicht nur Migrantinnen, aber aufgrund der oftmals größeren Abhängigkeit der Migrantinnen von ihren Ehemännern haben sie größere Probleme, sich aus dieser Situation zu befreien. Außerdem kann die Migrationssituation Gewalt begünstigen, beispielsweise durch Frustrationen aufgrund der marginalisierten Position im Aufnahmeland oder durch beengende Wohnverhältnisse. Positiv bewertet wird ein neues Gesetz, das 2004 in Kraft getreten ist und seither Frauen, die sich aus Gewaltgründen trennen wollen, eine eigenständige Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis garantiert.

Diskriminierung erfahren vor allem Frauen, die islamisch gekleidet sind. Die Obfrau des muslimischen Frauenvereins sagt, dass es keine islamisch gekleidete Frau gibt, die noch nie deshalb diskriminiert wurde. Die Erfahrungen reichen von Beschimpfungen in den öffentlichen Verkehrsmitteln bis hin zu Problemen bei der Arbeitssuche. In der besuchten Tagung „Lebenswelten von Mädchen mit Migrationshintergrund“ (vgl. Kapitel 6) berichteten junge, kopftuchtragende Musliminnen davon, dass sie in den letzten Jahren vermehrt Beschimpfungen ausgesetzt sind, die sie in Verbindung mit islamischem Terrorismus bringen. Es liegt die Vermutung nahe, dass dies mit den Anschlägen vom 11. 9. 2001 und weiteren damit verbundenen gesellschaftlichen Veränderungen in Zusammenhang steht.

5.1.2. Türkischstämmige Mütter in Österreich

Als Mütter müssen sich Frauen in der Migration mit spezifischen Problemlagen auseinandersetzen. Oftmals findet in der Migration eine Umkehrung der Rollen statt: Kinder übernehmen häufig Aufgaben, für die üblicherweise die Eltern verantwortlich sind. Sie fungieren als ÜbersetzerInnen, begleiten ihre Eltern zu Ärzten, regeln Behördenangelegenheiten und erledigen Aufgaben im Haushalt und in der Erziehung der jüngeren Geschwister, besonders wenn die Mütter berufstätig sind. Einerseits führt dies zu einer großen Abhängigkeit der Mütter von ihren Kindern, andererseits dadurch auch zu einem Autoritätsverlust der Mütter.

Mütter übernehmen oft eine Pufferfunktion zwischen dem Vater und den Kindern und vermitteln bei Konflikten. Es kommt vor, dass die Mutter vor dem Vater gewisse Dinge verheimlicht um die Kinder zu schützen, was zu Ehekonflikten führen kann. Laut den Beraterinnen verschwinden durch die Berufstätigkeit der Frau in der Migration traditionelle Mann-Frau-Aufteilungen zunehmend.

Die türkische Community erfüllt für Frauen verschiedene Aufgaben. Einerseits erfahren sie hier Unterstützung bei diversen Problemen und das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit. Andererseits wirkt sich der soziale Druck der von ihr ausgeht, auf Frauen insofern speziell aus, als sie für die Ehrerhaltung der Familie zuständig sind und sie im Fall einer Trennung vom Ehemann mit negativen Sanktionen zu rechnen haben.

Hinzu kommt, dass von den Frauen zusätzlich zur Dreifachbelastung Beruf, Haushalt und Kinder von der Aufnahmegesellschaft Integrationsleistungen gefordert werden, und sie sich außerdem um die Integration der Kinder kümmern sollten.

Tiefer gehende interethnische Kontakte kommen nach Einschätzung einer Beraterin äußerst selten vor. Grund dafür sei, dass viele nach wie vor an ihrer Rückkehrabsicht festhalten und deshalb nicht an Kontakten mit der autochthonen Bevölkerung interessiert seien.

5.1.3. Türkischstämmige Mädchen in Österreich

Die Bildungssituation von Jugendlichen der zweiten Generation wird von den Expertinnen sehr unterschiedlich bewertet. Die einen sprechen von einer hohen Bildungsaspiration der Töchter und auch der Eltern, andere sagen, BinnenmigrantInnen in der Türkei hätten diese Bildungsaspirationen, aber in

Österreich sei eher zu beobachten, dass die Mädchen verheiratet werden und die Burschen so früh als möglich einen Beruf erlernen sollen. Auch was die Rückkehrabsichten der Mädchen anlangt differieren die Einschätzungen. Es gibt sowohl die Ansicht, dass die Angehörigen der zweiten Generation sicher nicht in der Türkei leben möchten, während andere meinen, dass diese Rückkehrorientierung schon vorhanden sei, und dass die Mädchen unrealistische Vorstellungen von der Türkei hätten und dort mit Sprachproblemen, Fremdheitsgefühlen, Mentalitätsunterschieden und Anfeindungen durch „Türkei-TürkInnen“ kämpfen müssten.

Weitere angesprochene Probleme der zweiten Generation waren die schlechte Ausbildungs- und Arbeitsmarktsituation, die zu ungünstigen Zukunftsperspektiven der Jugendlichen führen und massive Diskriminierungserfahrungen, die die Jugendlichen erleben. Schulische Diskriminierungen gehen nicht nur von den MitschülerInnen, sondern auch von den LehrerInnen aus, was dazu führt, dass sich die Jugendlichen zunehmend von der Aufnahmegesellschaft abwenden. Dadurch seien keine realen Chancen auf soziale Mobilität vorhanden und die mangelnde Integration führe zu sozialer und räumlicher Ghettobildung.

Prognostiziert wird ein rasanter Wertewandel in der nächsten Frauengeneration aufgrund der gestiegenen Autonomiebedürfnisse der Mädchen und jungen Frauen. Dieses Verlangen betrifft beispielsweise Kleidungs Vorschriften, Bekanntschaften mit Männern, Ausgehen oder die Zukunftsplanung. Die Expertinnen berichten auch von einer gewissen Planlosigkeit und Unsicherheit der Mädchen, die sich „zwischen zwei Stühlen“ befinden würden.

Ein Phänomen, das in einer Beratungseinrichtung ein Hauptthema darstellt, sind die Zwangsverheiratungen. Diese Verheiratungspraxis hat nichts mit dem Islam zu tun, wie die Beraterinnen und auch die Obfrau des muslimischen Frauenvereins betonen, sondern mit Traditionen. Oft sollen die Mädchen männliche Verwandte aus der Türkei heiraten, um so dem Ehemann die Einreise nach Österreich zu ermöglichen. Die Familien möchten so den Verpflichtungen, die sich durch Verwandtschaftsverhältnisse ergeben, nachkommen. Die Beraterinnen der verschiedenen Einrichtungen sprechen mit den Eltern um ihnen klar zu machen, dass sie ihre Tochter auf diese Art und Weise unglücklich machen oder sie verlieren, wenn sich diese deshalb von der Familie abwendet. Die Mütter werden mit ihren

eigenen negativen Gefühlen konfrontiert, wenn sie selbst zwangsverheiratet wurden. Damit soll erreicht werden, dass sie der Verheiratung der Tochter nicht zustimmen. Insofern haben die Mütter eine besondere Rolle, wenn es um das Thema Zwangsverheiratung geht. Falls die Hochzeit bereits vonstatten gegangen ist, helfen die Vereine bei der Scheidung und beim Aufbau einer neuen Existenz. Oft suchen die Töchter nach einiger Zeit wieder den Kontakt zu den Müttern und bitten dabei die Beraterinnen um Unterstützung. Eine Beraterin schätzt, dass *mehr als ein Viertel der türkischstämmigen Mädchen von Zwangsverheiratung bedroht* ist.

Die Mädchen entwickeln verschiedenste Methoden, um mit Konflikten umzugehen und sich Freiräume zu verschaffen. Diese lassen sich in fünf Strategien zusammenfassen: Beharrlichkeit, Präsentation eines Vorbilds, Aushandlung mit Außenunterstützung, Verheimlichung und Verdrängung.

1. Beharrlichkeit: Die Mädchen versuchen, durch das Beharren auf bestimmten Forderungen und Wünschen langsam eine Veränderung herbeizuführen, damit sich die Eltern schrittweise daran gewöhnen können.
2. Präsentation eines Vorbilds: Zur Durchsetzung eigener Wünsche werden den Eltern positive Beispiele näher gebracht. Als Vorbild fungieren oftmals die Beraterinnen.
3. Aushandlung mit Außenunterstützung: Hier werden Beraterinnen um Unterstützung bei der Durchsetzung von bestimmten Forderungen gebeten.
4. Verheimlichung: Diese Strategie funktioniert oft sehr gut, besonders wenn die Mädchen von ihren Müttern dabei unterstützt werden. Sie geht jedoch meist mit großem Druck und der Angst, entdeckt zu werden, einher.
5. Verdrängung: Eine Möglichkeit der Verdrängung ist das Nichtzugeben von Einschränkungen. Zum Teil nehmen die Mädchen diese tatsächlich nicht wahr. Eine zweite Form der Verdrängung besteht darin, dass bestimmte Verhaltensweisen nicht als religiös motiviert, sondern kulturell angepasst argumentiert werden, wie etwa das Nichtessen von Schweinefleisch mit Vegetarismus erklärt wird.

Bei den Mädchen ist eine hohe Bildungsaspiration zu beobachten. Viele wollen im Sozialbereich arbeiten oder Pflegeberufe ergreifen. Weiters ist in der Beratung die Tendenz auffallend, dass *Bilingualität zunehmend als Ressource* betrachtet wird, die das Berufsbildspektrum erweitern könnte.

5.1.4. Mütter-Töchter-Beziehungen

Zwei Besonderheiten von Mutter-Tochter-Beziehungen von Migrantinnen wurden bereits angesprochen: die oftmals stattfindende Rollenumkehrung und die Position der Mutter als Vermittlerin bei familiären Konflikten oder als „Komplizin“ bei der Verheimlichung von sozial unerwünschten Verhaltensweisen. Ein Spezifikum bei türkischen MigrantInnen ist das erwähnte starke soziale Netz in Österreich. Dadurch erfährt die Mutter Unterstützung bei der Erziehung insofern, als gewisse Vorstellungen nicht nur durch die Mütter, sondern auch durch Verwandte und Bekannte an die Töchter vermittelt werden. Besonders differieren die persönlichen Freiheitsbedürfnisse der Generationen. Während Frauen der ersten Generation es als Freiheit empfinden, wenn sie selbst über eine kleine Menge Geld oder ein paar Stunden freie Zeit verfügen, möchten die Mädchen der zweiten Generation ihre Entscheidungen in allen Lebensbereichen autonom treffen und Bewegungseinschränkungen nicht mehr akzeptieren. Ihnen reicht die Begründung, dass gewisse Normen zur Tradition gehören würden, oftmals nicht mehr aus.

5.1.5. Migrations- und Integrationspolitik in Österreich

In allen Gesprächen war Fremdenfeindlichkeit ein wichtiges Thema, besonders der Wiener Wahlkampf der FPÖ im Herbst 2005 löste starke Entrüstung bei allen Beteiligten aus. Kritik wurde auch am Integrationsbegriff geübt, da im öffentlichen Diskurs damit meist die vollständige Anpassung der MigrantInnen an die Aufnahmegesellschaft gemeint wird. Dabei hängt der Integrationserfolg in starkem Maße auch von der Aufnahmebereitschaft der autochtonen Bevölkerung ab, die in Österreich nicht gegeben ist.

5.2. Sozio-demographische Merkmale und Lebensverläufe

Im folgenden Kapitel werden die sozio-demographischen Merkmale der befragten Mütter und Töchter dargestellt, sowie deren unterschiedliche Lebensverläufe anhand der Bereiche familiäre Sozialisation, Ausbildung, Migrationserfahrung und Spracherwerb verglichen. Das Kapitel 5.2.5. „Familiengründung“ betrifft ausschließlich die Mütter, denn die Töchter sind alle noch unverheiratet.

Die Biographie jener Mutter, die ihre Zustimmung zum Interview zurückzog, nachdem ihre Tochter bereits interviewt wurde, wird nach den Erzählungen der Tochter miteinbezogen, da deren Erzählungen den Lebensverlauf und die Lebenssituation der Mutter sehr ausführlich beschreiben.

5.2.1. Sozio-demographische Merkmale der Mütter

Die elf befragten Mütter sind im Schnitt 41,8 Jahre alt, wobei die Jüngste 33 und die Älteste 61 Jahre alt ist. Ihre durchschnittliche Kinderzahl beträgt knapp 3 Kinder. Der Großteil der Frauen ist verheiratet, eine davon zum zweiten Mal, eine geschieden und eine Witwe. Bis auf eine Frau haben alle die österreichische Staatsbürgerschaft, im Schnitt seit etwa 8 Jahren (vgl. auch Tabelle 1 im Anhang).

Bedingt durch die Tatsache, dass die Interviewpartnerinnen fast ausschließlich durch die muttersprachlichen Interviewerinnen rekrutiert wurden und eine von ihnen Sunnitin und die andere kurdische Alevitin ist, findet sich diese Differenzierung in unserem Sample wieder. Diese Unterscheidung innerhalb der türkischen Bevölkerungsgruppe blieb bislang in allen Forschungsarbeiten unberücksichtigt.

Die ethnische Zusammensetzung der Türkei ist äußerst heterogen, sowohl was die ethnische Zusammensetzung, als auch was die Religionen und Sprachen betrifft. Je nachdem, welche Quellen herangezogen werden, setzt sich die türkische Wohnbevölkerung aus 70 bis 80% TürkinInnen, 20 bis 30% KurdInnen und anderen ethnische Gruppen zusammen. Besonders umstritten ist die Zahl der KurdInnen, die die größte Minderheit in der Türkei darstellen, auch wenn sie seit 1923 keinen Minderheitenstatus besitzen (vgl. etwa Deschner 2003). Obwohl sie ein starkes eigenes Nationalgefühl aufweisen, wurde ihnen bis heute kein autonomer Staat gewährt. Bis vor wenigen Jahren war auch der Gebrauch der kurdischen Sprache verboten. Den gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen türkischen Soldaten

und kurdischen Rebellen fielen zum Großteil kurdische ZivilistInnen zum Opfer. Die türkische Bevölkerung besteht nach offiziellen Statistiken aus 99,8% MuslimInnen.² Der Anteil der SunnitInnen und AlevitInnen, der beiden größten religiösen Gruppen, wird nicht näher erfasst. Die Schätzungen schwanken zwischen 65 bis 80% SunnitInnen und 20 bis 35% AlevitInnen. Obwohl SunnitInnen und AlevitInnen in den amtlichen Quellen als MuslimInnen geführt werden, gilt der Alevitismus als eigenständige Religionsgemeinschaft, die sich zum Teil aus dem Islam heraus entwickelte. Die bestehenden Unterschiede führen zum Teil zu Spannungen zwischen SunnitInnen und AlevitInnen, wobei letztere von anderen MuslimInnen oftmals nicht als eigenständige und gleichberechtigte Religionsgemeinschaft anerkannt werden (vgl. dazu Vorhoff 1995; Shindeldecker 2001).

In Deutschland ist der Anteil der AlevitInnen unter den türkischstämmigen MigrantInnen größer als ihr Anteil in der Türkei, weil die EinwanderInnen vermehrt aus diesen Gebieten stammen und vor dem Militärputsch in den 1980er Jahren zahlreiche oppositionelle AlevitInnen um Asyl ansuchten.³ Für Österreich gibt es dazu keine Daten, es kann jedoch angenommen werden, dass diese Migrationsbewegung auch Österreich erfasste. Daraus wird ersichtlich, dass sich der aus dem Staatsgebiet der Türkei stammende Bevölkerungsanteil aus sehr unterschiedlichen Ethnien, Religionen und Sprachgruppen zusammensetzt. Nachdem die auf dem Gebiet der Türkei lebende Bevölkerung äußerst heterogen ist und diese Heterogenität in Analysen bislang nicht ausreichend Berücksichtigung fand, stellt sich die Frage, welche Differenzierungen es unter den in Österreich lebenden und aus der Türkei stammenden Bevölkerungsgruppen gibt, und ob und wie sie sich auch in ihrer sozialen Integration unterscheiden.

5.2.2. Sozio-demographische Merkmale der Töchter

Die zwölf befragten jungen Frauen waren im Durchschnitt 19,5 Jahre alt, die Jüngsten von ihnen 16 Jahre, die Ältteste 26. Der Großteil von ihnen ist bereits in Österreich geboren und einige im Kleinkindalter nach Österreich gekommen. Lediglich eine junge Frau ist im Alter von 19 Jahren zu ihrer in Österreich lebenden Mutter gekommen.

² vgl. <http://www.byegm.gov.tr>

³ vgl. <http://www.wikipedia.org>

Bis auf diese Ausnahme sind alle im Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft, wobei sie diese im Durchschnitt vor 7,5 Jahren erhielten. Dies deckt sich in etwa mit der Dauer des Besitzes der Staatsbürgerschaft der Mütter, was ein Beleg dafür ist, dass die Staatsbürgerschaft häufig im Familienkollektiv beantragt wurde.

5.2.3. Familiäre Sozialisation

Alle von uns befragten Mütter sind in der Türkei geboren und zumindest die ersten 10 Jahre dort aufgewachsen. Der überwiegende Teil der Mütter ist in ländlichen Gebieten in der Türkei aufgewachsen, ihre Eltern waren größtenteils Bauern.

Jene, die die Beziehung zu den eigenen Eltern beschreiben, schildern diese bis auf zwei Ausnahmen als positiv, wobei die Väter meist als liebevoller und den Frauen näherstehend erlebt wurden. Die Mütter hingegen waren immer sehr beschäftigt mit der Haushaltsführung und der Landwirtschaft und hatten wenig Zeit für ihre Kinder.

„Wir hatten eine sehr gute Familienbeziehung. Ich meine, meine Mutter und mein Vater haben sich immer sehr liebevoll um uns gekümmert. Uns hat es an nichts gefehlt.“ (Dilara´s Mutter, 44)

„Wie bist du erzogen worden?“

Ich, nun wir, nun ich weiß nicht. Es gab nicht so unbedingt ein reiches Leben aber auch kein ärmliches. Ein normales Leben hatten wir, aber als Mutter und Vater, vor allem mit meinem Vater, natürlich für damalige Verhältnisse waren wir wie Freunde mit meinem Vater. Ee, ja im Vergleich zu meiner Mutter hat sich unser Vater mehr um unsere Sorgen gekümmert. [...] Meine Mutter und mein Vater (haben) uns gut erzogen und in dieser Hinsicht sind wir sehr zufrieden. Was meine Mutter angeht und meinen Vater angeht. Und dann waren wir auch nicht so eine konservative Familie. Ich könnte sagen, eher freundschaftlich. Ich meine mit meiner Mutter und meinem Vater beispielsweise....“ (Kayra´s Mutter, 42)

„Und das Leben damals, das Familienleben, das Verhältnis zu Vater und Mutter, wie war das?“

Unser Familienleben war so schön, dass man es perfekt nennen könnte. Also was die Beziehungen zwischen den Geschwistern betrifft. Mutter und Vater und ihre Beziehung zu den Kindern. Wirklich! Es war super! Ich kann sagen, dass es sehr schöne 18 Jahre waren.

Kannst du dich an deine Jugend erinnern, wie hast du die Zeit verbracht?

Meine Jugend, ich war sehr frei. Mir ging es gut. Also alles was ich wollte bekam ich auch. Es wurde sofort gemacht. Sei es von Seiten meines Vaters oder meinen Geschwistern oder meiner Mutter. Vor allem ich.. mein Vater. mein Vater war mir gegenüber noch mehr liebevoll.“ (Lale´s Mutter, 36)

Lediglich zwei Mütter beschreiben keine gute Beziehung zu den Eltern. Eine wurde von ihren Eltern sehr streng erzogen und hat sich später in einen Mann verliebt, mit dem die Eltern nicht einverstanden waren, ist mit diesem durchgebrannt und hat sich so von ihrer Familie befreit (vgl. Kapitel 5.2.5. Familiengründung). Für die andere Mutter war der Weggang von der Familie in eine türkische Großstadt und später die Migration nach Österreich die Befreiung von ihren lieblosen Eltern, die sie bis heute nicht verkraftet hat.

„Wie war die Beziehung zu deinen Eltern, wie wurdet ihr erzogen?

Ja.. bei meiner Mutter und meinem Vater war ich bis zu meinem 12. Lebensjahr. Ich kann nicht sagen, dass es eine sehr optimale Erziehung war [...] Aber die Beziehung mit meiner Mutter und meinem Vater war nie sehr gut. Ich habe das als Kind bekommen. Immer noch gibt es Probleme, ein wenig. [...] Ich habe es sehr schwer gehabt, was Familie betrifft... unsere Beziehungen waren nicht gesund. Mit meiner Mutter, meinem Vater oder mit meinen Geschwistern. Nicht nur meine. Ich war ein bisschen anders als sie. Ich sage zwar mit meiner Mutter und meinem Vater, aber mit meinem Vater war das ein bisschen Ding, mein Vater war immer beschützend. Ich habe nicht ausreichend mit meinen eigenen Sorgen nun bis zu meinem 12. Lebensjahr oder nach meinem 12. Lebensjahr danach auch einige Probleme. Wenn ich Probleme erlebt hatte, dann konnte ich sie nicht direkt weiterleiten. Aber mein Vater hatte schon so etwas wie eine beschützende Seite. Unsere Familienbeziehungen waren nicht sehr optimal.“ (Derya’s Mutter, 35)

Die Mütter haben im Schnitt sechs Geschwister, wobei sie selbst oft die Ältesten der Geschwisterfolge waren beziehungsweise sind. Dies hatte zur Folge, dass sie schon früh zum Familieneinkommen beitragen mussten und somit keine Ausbildung machen konnten (vgl. Kapitel Ausbildungssituation 5.2.4.). Bis heute tragen sie dadurch viel Verantwortung im Rahmen des größeren Familienverbandes.

„Wie viele Geschwister hast du?

Ich habe 6 Geschwister.

Bist du die Älteste?

Ja ich bin die Älteste, ich bin das erste Kind.“ (Bahar’s Mutter, 44)

„Sehen sie dich als große Schwester?

Ja sie sehen mich auf beiden Seiten (Anm.: hat Halbgeschwister von mütterlicher und väterlicher Seite) als große Schwester ich bin die Älteste von allen und alle sehen mich als große Schwester und respektieren mich auch als solche.“ (Burcin’s Mutter, 61)

„Ich komme aus einer durchschnittlichen Familie. Das erste Kind, ich bin das erste Kind der Familie. Alle anderen sind jünger als ich. Ich bin die große Schwester. Einerseits die Verantwortung einer älteren Schwester und auch die Erwartungen meines Vaters mir gegenüber waren groß. Weil ich die Älteste unter den Geschwistern war.“ (Fulya’s Mutter, 43)

Zu ihrer frühen Kindheit befragt, erzählen die Töchter häufig, dass sie oft allein zu Hause waren, da die Eltern ihrem Beruf nachgingen und dass sie dadurch schnell selbständig wurden und früh Verantwortung im Haushalt und für Geschwister übernehmen mussten.

„Ja, ich glaube es liegt sicher auch daran, dass ich als einzige zu Hause bin (Anm.: die älteren Geschwister sind bereits ausgezogen) und meine Eltern vor allem meine Mutter glaubt, sie muss vieles wieder gut machen, weil sie hat gearbeitet und nicht viel Zeit gehabt für mich. Und ich musste früh erwachsen werden. Hab eben wie gesagt in der Volksschule schon angefangen Haushalt teilweise zu managen und hab mich um meine kleine Schwester gekümmert und hab, sagen wir mal, schnell erwachsen werden müssen was mir vielleicht nicht geschadet hat auf der einen Seite. Ich hab eben zu schnell mal erwachsen werden müssen. Ich bin auch sehr schnell ernst geworden und ich glaube, das sagt sie (Anm.: die Mutter) auch immer. Sie weiß, dass wir keine leichte Kindheit hatten...“ (Burcin, 26)

„Volksschule war auch eigentlich sehr angenehm für mich, bis auf ein paar Mal dass ich sagen kann, dass ich halt allein zuhause war und dass mir bei den Aufgaben nie wirklich wer geholfen hat, aber das hat mich aber wiederum selbständig gemacht.“ (Kayra, 18)

Im Vergleich zu den Müttern haben die Töchter wesentlich weniger Geschwister, im Schnitt zwei. Interessant ist hier, dass auch bei den Töchtern viele die ältesten Schwestern in der Geschwisterfolge sind. Lediglich zwei artikulieren besonders enge Beziehungen zu einer älteren Schwester beziehungsweise einem älteren Bruder, welche eine besondere UnterstützerInnenrolle inne hatten und haben. Die Unterstützung erfolgt dabei einerseits in emotionaler und andererseits in sachlicher Hinsicht, wenn es beispielsweise darum geht, gegenüber den Eltern seinen Willen durchzusetzen.

„Und is deine Mama so für dich auch eine Ansprechperson wenn was passiert?“

In erster Linie ist meine Schwester eigentlich, ehrlich gesagt, die ältere Schwester. Nicht, dass ich meiner Mama nicht vertrau, aber dadurch, dass ich mit meiner Schwester einen noch engeren Kontakt hab, weißt, wenn´s zum Beispiel um die Uni geht, da kann ich mit meiner Schwester echt besser noch über diese Sachen reden. Ich mein ich erzähl´s schon auch meiner Mama, aber es is etwas anderes, wenn ich´s meiner Schwester erzähl als meiner Mama, weil meine Schwester kennt sich da eher aus, ich mein ok, ich erklär´s meiner Mama schon auch, natürlich, aber in erster Linie kommt meine Schwester eben in Frage.

Immer schon?“

Ja, das war schon immer so, so in der Kindheit und in der Pubertät und so, bei Schulproblemen vor allem. Weil meine Mama kann nicht so gut deutsch, und sie war dann immer, eben bei Sachen in der Schule, da war immer sie für mich da, weil die Mama war ja berufstätig und bis am Abend zu warten, also

im Hort waren wir ja auch zusammen, also ich und meine ältere Schwester, und das war dann eben so, also sie war's und ist es noch immer eigentlich.

Und das ist aber die, die jetzt schon verheiratet ist?

Ja, genau, sie wohnt jetzt nicht mehr daheim, und hat aber noch keine Kinder, hat aber trotzdem wenig Zeit, wegen Medizin. Also das ist der Grund dafür, also wir hören und mehr übers Telefon eigentlich. Also wir versuchen schon einmal in der Woche alle zusammenzukommen, also die ganze Familie, aber mit meiner großen Schwester eben mehr übers Telefon.“ (Bahar, 24)

„...er (Anm.: der Bruder) war eine sehr große eine seelische Stütze, er war auch eine praktische Stütze.“ (Burcin, 26)

Andererseits beschreiben sich Töchter mit jüngeren Geschwistern häufig als deren Beraterinnen, Aufpasserinnen, Unterhalterinnen und Beschützerinnen, wobei sie sich teilweise durch diese Rolle belastet fühlen.

„Und wie sieht der Alltag mit deinen Geschwistern aus?

Ja, manchmal stressig, manchmal wird's mir schon zuviel, manchmal ist es auch natürlich schön, zum Beispiel wenn ich Zeit hab tu ich mich auch schon manchmal so um meine Geschwister kümmern, weil wenn ich seh so ja, ihnen is fad, sie schauen nur fern oder sind im Internet, dann sag ich ja kommt's, spiel ma Mensch ärgere dich nicht oder so was, aber wenn ich Zeit hab natürlich nur.“ (Manolya, 17)

„...aber ich sag dann schon dass ich mir alles merk (lacht), dass ich dann sag, er (Anm.: der Bruder) hat's gedurft und meine Schwester nicht. Da werd ich schon drauf aufpassen, dass meine Schwester die selben Sachen darf wie er. Natürlich wird das nicht 100%ig sein, aber trotzdem versuche ich halt irgendwie ein Gleichgewicht herzustellen.“ (Kayra, 18)

„Und da unten gibt's Leute mit denen haben wir bis heute Probleme, obwohl wir nichts gemacht haben.“

In welcher Richtung?

Ah, also wir haben sie begrüßt hin und her und das ja das sind halt mein Bruder war da halt 2 Jahre alt oder so und ein kleines Kind hat gschrien und hin und her und sie (Anm.: die Nachbarin) hat dann die Tür aufgemacht und hat volle Wäsch gschrien und das Kind ist nur dagstanden und die Person hat mich und meine Mutter nicht gsehen die unten in der Stiege war und da bin ich auch hingegangen und hab sie gfragt was ihr einfällt und so das ist ein kleines Kind und das versteh ich auch wiederum auch nicht wie man, ok man kann ein Rassist sein aber (hustet) ein Kind ist Kind. Und eh ich psychologisch wenn man das anschaut ein Kind, wenn man das sieht ist es so dass man gleich, ahm, weiß nicht dass man gleich Muttergefühle, Vaterinstinkt oder sonst was kriegt ich weiß nicht was für ein Hass das sein muss dass man sowas sagt.“ (ebd.)

Gleichzeitig fühlen sich die Interviewpartnerinnen, denen im Vergleich zu den Geschwistern aus ihrer Sicht weniger Aufmerksamkeit geschenkt wurde, als Außenseiterinnen. Zusätzlich erleben diese Töchter ihre eigene Erziehung als strenger als die der Geschwister.

„Hab zwei Brüder, jüngere, ich bin halt die Ältere - leider. Weißt zwei Brüder, noch dazu jüngere, (lacht) es ist schon schwer so mit Burschen umzugehen.

Inwiefern? (lache)

(lacht) Na ja, ich weiß nicht, ich, ich weiß nicht, die halten halt meistens zusammen, die zwei Burschen, halt ja, ich bin immer die, die was auf der Seite liegt.“ (Abide, 16)

„Ja, meine Schwester und mein Bruder, es ist schon anders, wie sie erzogen werden, also ziemlich anders, ja vielleicht auch weil man sich denkt beim ersten Kind ist es eher so versuchsmäßig (lacht) die Erziehung vielleicht bei den anderen Kindern... also ich weiß nur, dass sie weniger selbständig sind, also für das dass ich zum Beispiel mit 6 Jahren allein zu Haus war können sie zu zweit nicht in einem Zimmer allein sein oder dass ich halt einkaufen gegangen bin und so [...] Also es ist auch vielleicht von der finanziellen Situation her, dass wir weniger hatten und jetzt doch mehr und sie dürfen mehr, also es ist das und sie haben auch andere Probleme so und sie haben auch andere Wünsche und bei mir war es eher so dass ich gesagt hab, dass ich halt das nötigste wollte und bei denen ist es halt so dass sie mehr wollen, dass sie ich weiß nicht eben sehr anders, ich weiß es nicht (lacht) also. [...] Ah ja, es war schon so, dass wenn ich was gewollt hab ja dass sie oder sie mir das gekauft hat, aber es war nicht selbstverständlich. Und ich war dann auch eher das Kind das, also ich hab nicht viel gewollt, aber wenn ich jetzt mit meinen Geschwistern in den Supermarkt rein geh, puh, also da kriegt man manchmal einen Nervenzusammenbruch (lachen) und ich war eher nicht so und wahrscheinlich eben andere Erziehung weil sie vielleicht mehr Zeit für sie hatte vielleicht mehr dass sie von den anderen Kindern mehr anschauen [...] auch meine Mutter ist reifer geworden wahrscheinlich. Und mich hat sie mit 24 bekommen und meine Schwester doch mit 33, 34. Und da war mein Vater eigentlich normal (Anm.: gesund und arbeitsfähig im Gegensatz zur momentanen Situation) sozusagen, normal gearbeitet und wo sie mich als erstes Kind bekommen hat, hat sie mehr Probleme gehabt und ja.“ (Kayra, 18)

5.2.4. Ausbildungssituation

Der Großteil der Mütter hat lediglich vier bis sechs Jahre die Pflichtschule besucht. Dazu muss gesagt werden, dass bis vor vier Jahren die Pflichtschule in der Türkei fünf Jahre dauerte, mittlerweile sind es acht Jahre. Ein kleiner Teil der Mütter absolvierte eine maximal zwei Jahre dauernde Berufsausbildung oder weiterführende Schule. Die Frauen erlebten eine mehrfache Benachteiligung in Bezug auf ihre Ausbildungspläne. Einerseits durch den finanziellen Status ihrer Familien und andererseits durch ihr Geschlecht und ihre Position innerhalb ihrer Familie. Weiters spielten bei den familiären Ausbildungsentscheidungen Traditionen eine wichtige Rolle, wie beispielsweise die Entscheidungsgewalt älterer Familienmitglieder oder die Bedeutung der Ehrerhaltung einer Familie durch die weiblichen Familienmitglieder.

„Sie haben Schicksal gesagt, ihre Schwestern und Brüder haben höhere Schulen besucht, wieso ist es bei ihnen nicht gegangen, wie denken sie darüber?“

*Ich bin das älteste Kind der Familie, des weiteren sind wir Migranten.“
(Pekay’s Mutter, 44)*

“...aber leider haben sie mich nicht zur Schule geschickt.

Warum?

*Im Dorf haben sie die Mädchen nicht lange in die Schule geschickt, vielleicht auch weil es einige schlechte Vorbilder gab, zum Beispiel es gab ein paar Mädchen die in die Schule gegangen sind, sich aber mit Burschen getroffen haben während der Unterrichtszeit und sie meinten halt was so was passiert, wenn die Mädchen in die Schule gehen und du musstest in die Stadt für die höhere Schule und vor allem das alte Denken der Eltern, sie sollten zwar weiterentwickelt sein aber was soll's, keiner von uns hat die Hauptschule besucht. Es gab auch so Nähkurse, aber meine Hände waren voll mit einem Ausschlag der auch wund war und so ist daraus auch nichts geworden.“
(Abide’s Mutter, 37)*

„Und was waren so ihre Wünsche und Träume?“

Mein größter Wunsch war Krankenschwester zu werden. Damals hatten wir eine Nachbarstochter, die nach XXX ging (Provinzhauptstadt mit Krankenpflegeschule). Wir waren im Dorf. Sie ging dort hin, sie sagte zu meinem Großvater und flehte ihn an, bitte haci Großvater, lass mich die ... (Dilara’s Mutter) auch mitnehmen, sie soll auch studieren gemeinsam mit mir. Er wollte nicht, er sagte nein. Er meinte ich würde dann kein Kopftuch mehr tragen. Er war sehr dagegen, dass sich Frauen nicht verhüllten. Bitte verstehen sie mich nicht falsch. sie wissen - die älteren sind halt so.“ (Dilara’s Mutter, 44)

„Wovon hast du immer geträumt? Was hattest du für Zukunftspläne? Wie wolltest du dein Leben verbringen?“

Na ja, als Kind wollte ich in die Schule gehen. Ich wollte studieren. Beispielsweise Lehrerin werden oder Krankenschwester, ja aber nach einer Zeit habe ich festgestellt, dass dies nicht möglich ist. Denn wir hatten ja nicht einmal richtig Lehrer zur Verfügung. Es gab nichts ordentliches. Wir sind fünf Jahre in die Schule gegangen und es kam nur ein Lehrer während dieser Zeit. Nur ein Jahr gab es einen richtigen Lehrer. Und deshalb war dann irgendwann auch dieser Traum weg.

Aber du hattest Träume?

Ja, eben Lehrerin, ich wollte das studieren. Und mein Vater hat auch immer Ding gesagt, wenn du studieren willst, dann ermögliche ich dir das. Aber leider.“ (Zeliha’s Mutter, 33)

Alle Mütter artikulierten, dass sie als Kinder und Jugendliche den Wunsch nach einer speziellen Berufsausbildung hatten. Die Frauen wollten meist einen sozialen Beruf wie Krankenschwester oder Lehrerin erlernen, auch Polizistin und Anwältin wurden genannt. Allen Frauen ist gemein, dass sich ihre Ausbildungswünsche zu diesem Zeitpunkt nicht verwirklicht haben und sie darunter bis heute leiden. Einige konnten diese Pläne in der Migration verwirklichen (vgl. Kap. 5.5.6. Positive Erlebnisse).

Die Ausbildungswege der Töchter unterscheiden sich stark von denen der Mütter und strukturieren im Wesentlichen deren Alltag und ihre nächste Zukunft.

„Hm, ok, also, kannst du mir erzählen wie dein Alltag jetzt so aussieht?

Uff, (lacht), also eigentlich bin ich die meiste Zeit in der Uni, sitz in der Bibliothek, da ich jetzt zur Zeit, also dieses Semester hab ich vor einige größere Prüfungen abzulegen, und, wenn ich nicht in der Uni bin (Pause) entweder bin ich mit Freunden unterwegs draußen, oder ich bin bei meinen Tanten. Ich hab zwei Tanten hier, ja das, mach ich so eigentlich, entweder bin ich mit Freunden oder mit der Familie halt. Aber unter der Woche bin ich meistens auf der Uni.“ (Bahar, 23)

„Wenn du mir jetzt einfach einmal deinen Alltag beschreiben würdest. Also so wochentags und am Wochenende.“

Also, nichts spaciges, nichts allzu aufregendes, ich bin also....Ja, ähm, mein Tag beginnt jetzt eigentlich schon recht früh, also für mich ziemlich früh so 10, 11 oder so bin ich schon an der Uni und bin eigentlich bis abends an der Uni. Also ich hab dazwischen schon Pausen wo ich halt weiß ich nicht Freunde treff, was essen geh oder lerne oder sonst irgendwas aber ich bin echt morgens bis abends mit Uni und UniKRAM und so was beschäftigt. [...] So ist mein Alltag, also nichts SPANNENDES echt, also echt morgens Uni bis abends und dann nach Hause gehen, vielleicht noch ein bisschen was machen und essen und ein bisschen unterhalten, dann irgendwann ins Bett und so läuft das eigentlich jeden Tag und Freitag, Samstag arbeiten.“ (Fulya, 24)

Mit nur einer Ausnahme haben alle der befragten jungen Frauen die Matura gemacht beziehungsweise streben diese an. Manche absolvieren bereits ein Studium, eine hat dieses schon abgeschlossen und ist somit die einzige, die bereits als Lehrerin berufstätig ist (vgl. Tabelle 2 im Anhang). Auffallend ist hier, dass die Wahl der Studienrichtung häufig nach pragmatischen Gründen getroffen wurde. Wirtschaftliche Studien werden von den Befragten und deren Eltern als zukunftssicherer beurteilt und aus diesem Grund gewählt.

„Und ja, diese Krise hab ich jetzt. Dass ich nicht wirklich weiß, wie ich dann ein Studium anfangen soll, das mich wirklich nur interessiert und dann wahrscheinlich Jobchancen gleich null sind oder ob ich wirklich was machen soll, was eher wirtschaftlicher ist und wo ich halt sicher sein kann, dass ich was krieg.“ (Kayra, 18)

Manche Befragte äußern in ihren Interviews die Angst, keinen Arbeitsplatz zu bekommen und sehen auch ihrer privaten Zukunft mit sehr viel Unsicherheit entgegen (vgl. Kapitel 5.6.5. Einstellungen zur Zukunft und 5.4. Entscheidungs- und Handlungsspielräume).

5.2.5. Familiengründung

In diesem Kapitel werden die Vorgänge der Partnerwahl und Familiengründung der Mütter dargestellt, da die Töchter alle noch unverheiratet sind.

Die Hälfte der Frauen artikuliert, ihre Ehemänner selbstbestimmt ausgesucht und aus Liebe geheiratet zu haben, wobei einige von ihnen einen Mann erwählten, mit dem die Eltern nicht einverstanden waren.

„Der Mann, den ich geheiratet hatte war aus dem selben Dorf. Wir waren im selben Dorf. Wir haben uns geliebt, einander gefallen. Ich habe gegen den Willen meines Vaters geheiratet. Es war eine Heirat, die er nicht wollte, mit der er nicht einverstanden war. Er ist immer noch dagegen. Er würde nie einwilligen.“ (Fulya’s Mutter, 43)

„Äh, die Heirat ist eigentlich wir haben uns wirklich gern gehabt, wir haben wirklich gern gehabt und wir haben heiraten wollen. Es war kein Bedrängnis von meiner Mutter aus oder von seinen Eltern. Wir haben uns gesehen und wir waren der Meinung, dass wir einander gewollt haben.“ (Selma’s Mutter, 41)

Außerdem wird von arrangierten Ehen und explizit von einer Zwangsverheiratung gesprochen, wobei diese wie folgt definiert werden:

„Im Unterschied zur arrangierten Ehe, bei der die Eltern des/r Heiratskandidaten/In die Bedingungen, wie zum Beispiel den Zeitpunkt, das Brautgeld, vereinbaren, und davon ausgegangen wird, dass die Eheschließung dem freien Willen der Eheleute entspricht, wird die Zwangsheirat immer gegen den Willen eines oder beider Ehepartner durchgeführt“ (<http://www.profrau.at/de/zwangsheirat/definition.htm>).

Die Abgrenzung von arrangierten Ehen und Zwangsehen ist dabei nicht immer eindeutig möglich. Oft kann familiärer Druck zu Entscheidungen führen, die als auf freiwilliger Basis fußend dargestellt und von den Betroffenen zum Teil auch so wahrgenommen werden. Andererseits werden arrangierte Ehen im öffentlichen Diskurs häufig als Zwangsehen behandelt. Eine Unterscheidung ist hier jedoch sehr wichtig, denn oft werden Praktiken der Eheanbahnung und PartnerInnensuche, die nicht den mitteleuropäischen Vorstellungen entsprechen, als erzwungen interpretiert.

„...denn ich hatte geheiratet, diese Heirat habe ich nicht freiwillig gemacht, ich wurde dazu gezwungen.“ (Derya’s Mutter, 35)

„...weil wir waren im Dorf und deshalb wollte ich in der Zukunft heiraten, ich meine ein glückliches Heim gründen oder mit einem ordentlichen Mann, mit jemandem, den ich will. Aber ich konnte dann nicht mit einem, den ich wollte

heiraten. Es war eine „Görücü“-Methode-Heirat⁴. Und das war für mich sehr schwierig.“ (Kayra’s Mutter, 42)

Alle Frauen haben sehr früh geheiratet, meist im Alter von circa 18 Jahren. Die Jüngste war bei ihrer Hochzeit 14 Jahre alt. Mittlerweile sind zwei Frauen geschieden, eine ist seit einigen Jahren Witwe.

5.2.6. Migrationserfahrung

Das folgende Kapitel beinhaltet einerseits den Migrationsprozess der Frauen und Mädchen an sich – sofern die Töchter einen solchen aufweisen und noch nicht in Österreich geboren sind – und andererseits spezifische Lebensbedingungen in Österreich zu Beginn deren Aufenthalts.

Bezüglich des Migrationsprozesses lässt sich sagen, dass ein Teil der Frauen mit oder durch ihre Stammfamilien im Kindheits- oder Jugendalter nach Österreich immigrierte. Jene Mutter, die als Kleinkind zuzog, wird – genauso wie ein Vater der bereits in Österreich aufwuchs – von den Töchtern als liberaler und verständnisvoller ihnen gegenüber beschrieben und den Grund hierfür sehen die Töchter explizit in diesem Aufwachsen des Elternteils in Österreich (vgl. Kapitel 5.3.2. Elternbeziehungen). Die Frauen sind im Durchschnitt seit circa 20 Jahren in Österreich sesshaft.

Der Großteil der Frauen migrierte gemeinsam mit dem Ehemann oder folgte ihm nach. Dabei gaben immer finanzielle Gründe den Ausschlag. Außerdem erfolgten diese Prozesse häufig in Form einer Kettenmigration, das heißt, dass die MigrantInnen FreundInnen, Bekannte oder Verwandte hatten beziehungsweise haben, die bereits vor ihnen nach Österreich migrierten. Kettenmigration kann als direkte Folge von Arbeitsmigration betrachtet werden, weil die Wahrscheinlichkeit für Arbeitsmigration durch persönliche Beziehungen der MigrantInnen in den Einwanderungsländern und jenen potentiellen MigrantInnen in den Herkunftsregionen erhöht wird (vgl. Massey 1990, 1993). Hier kommen soziale Netzwerke zum Tragen, die den Migrationsbewegungen förderlich sind. Wasserman und Faust definieren ein soziales Netzwerk wie folgt: *“A social network consists of a*

⁴ Erklärung der Interviewerin: „görücü“ kann man ungefähr so übersetzen: „Seh-Methode-Heirat“, das heißt nichts anderes als: wenn es in einem Haushalt ein heiratsfähiges Mädchen gibt, dann kommen viele heiratswillige Männer, die gerade auf der Suche nach einer Ehefrau sind auf Besuch, um das Mädchen zu sehen. Entweder weil das Mädchen ihnen empfohlen wurde oder weil sie es irgendwo gesehen hatten. Ob eine Hochzeit zustande kommt hängt von der gegenseitigen Sympathie der potenziellen Eheleute sowie davon ab, ob sich die Eltern einigen können.

finite set or sets of actors and the relation or relations defined on them” (1994: 20). AkteurInnen in den Netzwerken können einerseits Familienangehörige, andererseits FreundInnen oder Bekannte oder auch Personen aus dem selben Ort im Herkunftsland sein und haben weitere Funktionen im Rahmen des Migrationsprozesses, wie etwa bei der Wohnungs- oder Arbeitssuche. In einer Studie von Hofinger et al. (1997) gaben 38% der EinzeleinwanderInnen an, dass die Anwesenheit von Verwandten und/ oder Bekannten in Österreich der Grund für ihre Migrationsentscheidung gewesen sei. Die Kettenmigration mittels Familienangehöriger darf nicht mit dem Familiennachzug verwechselt werden. Der Familiennachzug betrifft ausschließlich enge Familienangehörige wie EhepartnerInnen und minderjährige Kinder. 1994 erfolgte eine Quotierung des Familiennachzugs, um die Neueinwanderungsraten zu beschränken (vgl. Jawhari 2000). Im Jahr 2006 liegt die Quote für Familienzusammenführung bei 4.425 Personen und damit um 1.035 Personen unter der Quote vom Vorjahr (vgl. Hauptausschuss genehmigt Niederlassungsverordnung 2006).

„Warum bist du nach Österreich gekommen?

Weil mein Mann hier war und ich bin ihm gefolgt.

Weißt du warum dein Mann hierher gekommen ist?

Mein Mann hat in der Türkei mit Marmor gearbeitet und hier ist der Verdienst besser und die Arbeit auch, deswegen ist er hierher gekommen.

Ist er über Bekannte gekommen?

Sein Schwager hat ihn gebracht, der Mann seiner Schwester. Die Firma hat ihm eine Einladung geschickt. Mein Mann ist als Tischler gekommen, also nicht als Tourist oder so. Die Firma hat ihn geholt, damals gab es das noch, er ist binnen 3 Tagen hierher gekommen.“ (Bahar’s Mutter, 44)

“Ich würde gerne über deine Familie sprechen, erzähl mir von deinem Leben.

Ich bin 1944 in XXX [sehr große Stadt in der Türkei] geboren. Habe dort gelebt, dort geheiratet. 5 Kinder auf die Welt gebracht. Als erste meine älteste Tochter, dann die zwei Burschen und dann 2 Mädchen. Wir sind dann von XXX [sehr große Stadt in der Türkei] nach Österreich gekommen.

Wann?

Im Jahr 86 sind wir gekommen, mein Mann ist ein Jahr vor uns gekommen wir ein Jahr später, wir sind mit dem Hintergedanken ein paar Jahre zu arbeiten und dann zurück zu kehren, gekommen. Unser größter Gedanke war die Kinder zu beschulen, sowohl meiner als auch meines Mannes, denn wir zwei als Arbeiter, mein Mann hat gearbeitet.“ (Burcin’s Mutter, 61)

“...ja und dann. Ee.. begann die Reise (lacht). Mein Mann kam damals als ganz normaler Arbeiter, besser gesagt, wann kam er? 85 sowas kam er. Damals gab es die Möglichkeit Familienmitglieder nachkommen zu lassen. Seine Schwester war hier und ließ ihn hier nachkommen. Er kam und zwei

Jahre später ließ er uns nachkommen. Gemeinsam mit meinen zwei Kindern kam ich 86, 87 nach Österreich.“ (Fulya’s Mutter, 43)

Lediglich zwei Frauen immigrierten allein nach Österreich. Eine davon mit ihrer kleinen Tochter. Sie hatte sich von ihrem Mann getrennt und sah keine Möglichkeit, ihr Kind in der Türkei als Frau alleine aufzuziehen. Erst nach zwei Jahren kam ihr Mann nach Österreich nach und seither leben sie als Familie zusammen. Eine Frau ist als Angehörige der kurdischen Minderheit illegal nach Österreich eingereist, wo sie um Asyl angesucht hat.

Bis auf jene Frau, die erst vor 5 Jahren nach Österreich flüchtete und ihre Ankunft in Österreich trotz der sprachlichen Probleme und ihrer Arbeitslosigkeit als Neubeginn erlebt, hatten alle interviewten Mütter massive Eingewöhnungsschwierigkeiten. Bis heute leiden die Frauen zum Teil unter Heimweh, unter der Trennung von der Verwandtschaft und anderen Lebensbedingungen wie dem rauen Klima, dem fremden Essen etc.

„Wie hast du dich gefühlt als du hierher gekommen bist? Hattest du es schwer?

Natürlich. Als ich einen Türken oder eine Türkin gesehen habe war es so, als hätte ich meine Mutter oder meinen Vater gesehen. Und damals war ich jung, es war wie soll ich sagen eine noch größere Sehnsucht und Heimweh als heute. Mittlerweile die eigenen Kinder, meine Eltern und meine Schwester sind hier, es ist nicht mehr so schwer wie damals.

In der ersten Zeit hattest du keine Schwester hier?

Meine Schwestern waren nicht hier, ich war die erste und dann habe ich sie her geholt.“ (Bahar’s Mutter, 44)

„Wolltest du nicht weg?

Einerseits willst du, andererseits willst du nicht. Damals war es ein bisschen durcheinander (Anm.: meint die politische Situation). Da willst du einerseits weg und andererseits willst du bleiben. Aber was auch immer geschieht, wie gerne du auch immer weg möchtest, immer noch dort. Dort sein.

Hat es dir leid getan, nach XX zu fahren?

Und wie (atmet tief ein und aus), und wie es mir leid getan hat. Ich habe Sehnsucht nach dort, immer noch. Wie viele Jahre sind seit meiner abreise vergangen, und immer noch habe ich Sehnsucht.“ (Zeliha’s Mutter, 33)

Neben diesen emotionalen Schwierigkeiten litten die Frauen zu Beginn ihres Aufenthalts in Österreich außerdem unter für sie schwer erträglichen Wohnverhältnissen in beengten, schlecht ausgestatteten und baufälligen Wohnungen, sowie unter Dequalifizierung, schwierigen Arbeitsbedingungen und langen Arbeitszeiten - was zu wenig Zeit für die Kindererziehung bewirkte - und sprachlichen Problemen (siehe dazu Kapitel 5.2.7. Spracherwerb).

„Was Wohnung betrifft, haben wir sehr viel durchgemacht. Wir fanden keine Wohnung, damals waren die Wohnungen sehr eng. Und immer Untermiete. Du wohnst ein, zwei Jahre dort und nach zwei Jahren endet der Vertrag. Also in Bezug auf Wohnung habe ich sehr viel mitgemacht. Aber was Arbeit betrifft habe ich keine Probleme erlebt. Oder im Kindergarten oder so kam auch nichts besonderes vor. Also nur das Wohnungsproblem.“ (Zeliha’s Mutter, 33)

„Viele hatten sehr große Träume über Europa - ich hatte diese nicht aber es war trotzdem ein großer Schock, ich war zwar bei meinem Geliebten es war am Anfang so für mich als wäre ich vom Dorf in etwas noch zurückgebliebenes gekommen, denn wir haben in Zimmer und Küche gewohnt, meine Schwiegereltern hatten zwar Zimmer, Küche, Kabinett und das Kabinett hatte eine eigene Küche aber vor allem dass das Klo draußen war, war sehr eigenartig, dass die Küche im Vorraum der Wohnung war, war auch sehr eigenartig. In dem Dorf wo ich herkomme hatten die Häuser einen riesigen Vorraum und von diesem dann 4,5 Zimmer und alle hatten eine Tür, es gab mindesten ein Bad, aber hier hatten die meisten Wohnungen kein Bad ich hab sogar Wohnungen gesehen, die kein Wasser hatten, kein Gas, was für mich am eigenartigsten war, war die Küche im Eingangsbereich und das Klo am Gang, ich fragte die Tochter meiner Schwägerin als ich die Wohnung ansah wo ist das Bad, sie brachte mich ins Kabinett und zeigte mir die Dusche im Eck. Ich fragte sie wo das Bad ist und sie sagte da ist es ja und zeigte auf die Dusche da ist das Bad was suchst du denn? Das waren sehr eigenartige Sachen für mich. Die Gebäude waren sehr dunkel, kleine Fenster, keine Balkone sie sagen zwar immer Kulturstadt aber ich glaube diese Kultur haben sie von den Türken gelernt.“ (Abide’s Mutter, 37)

Die jetzige Wohnsituation wurde von keiner Frau als problematisch beschrieben, was darauf schließen lässt, dass sich diese verbessert hat. Die berufliche Stellung der Frauen hat sich jedoch für die meisten nicht verändert, sie sind häufig Arbeiterinnen geblieben und leiden unter der Belastung durch schlechte Arbeitsbedingungen.

„Wie ist es in der Arbeit, wie geht es dir da?“

Ja natürlich, was auch immer, wir sind Fremde. Aber im Vergleich zu anderen Arbeiten haben wir einen guten Job. Wir haben nicht soviel Probleme.“ (Kayra’s Mutter, 42)

„Arbeitest du Vollzeit?“

Nein, nicht Vollzeit, bis zu Mittag arbeite ich, aber erst seit drei Jahren. Früher habe ich 48 Stunden in der Woche gearbeitet, ganze siebeneinhalb Jahre lang. Und davor habe ich auch 10 Stunden am Tag gearbeitet. In einer Schneiderei. Erst jetzt seit kurzem sind meine Arbeitsstunden so. Und in diesen drei Jahren habe ich einen Deutschkurs besucht. Am Nachmittag.“ (Zeliha’s Mutter, 33)

„Sind sie zufrieden mit ihrer Arbeit?“

Ja ich bin zufrieden mit ihr. Bis auf meine gesundheitlichen Probleme.

Gesundheitsprobleme, was für welche?

Mit steigendem Alter! Ich hab Probleme mit meinem Knie und da ich älter werde wollte ich mich ein bisschen ausruhen und arbeite deswegen Teilzeit.“ (Pekay’s Mutter, 44)

Die von uns befragten Frauen berichten zum Großteil von innerethnischen Freundschaften. Sie erzählen zwar von positiven Beziehungen zu ArbeitskollegInnen, aber nicht von engen Kontakten zu ÖsterreicherInnen im privaten Bereich. Als Grund dafür, ausschließlich FreundInnen türkischer Herkunft zu haben, nennen die Frauen ihre fehlende deutsche Sprachkompetenz, die einen Kontakt nicht ermöglichen würde.

„Und mit wem triffst du dich hauptsächlich?

Mit Menschen aus der Türkei.

Und mit Österreichern?

Nein mit Österreichern nicht.

Was sind die Gründe dafür glaubst du?

Ich kenne die Gründe dafür. Ich meine der Grund dafür ist vor allem, wie ich auch am Anfang gesagt habe, die Sprache, es gibt das Sprachproblem. Und das zweite, ich meine, wenn du nicht die Sprache kannst, weil du dich in Türkisch besser artikulieren kannst, und das in Deutsch zu machen. Und ich denke, dass die Menschen aus unseren Gebieten einen Minderwertigkeitskomplex haben, weil sie sich in Deutsch nicht ausdrücken können, oder nicht gut ausdrücken können. [...] und deshalb habe ich Schwierigkeiten Kontakt aufzunehmen. Ja, bei einigen Veranstaltungen bin ich mit Deutschen eh mit Österreichern zusammen oder mit Freunden von meinen Freunden. Aber eben weil ich diese Sprache nicht gut spreche, deshalb kann ich keine Kontakte knüpfen.“ (Derya’s Mutter, 35)

„Dann.. besuche ich meine Freunde. Meine Bekannten. Ich habe sehr viele Freunde und Bekannte. Sie mögen mich alle sehr. Gott sei Dank, ja so ist das, sonst gibt es nichts...“

Mit wem treffen Sie sich hauptsächlich?

Ja es sind Türken, denn weil ich nicht gut Deutsch kann, habe ich nicht viel Kontakt mit Österreichern. Obwohl es gäbe da eigentlich Menschen, die ich treffen könnte, aber es ist ein reines Begrüßen, sonst nichts. Ich meine ich verstehe viel besser als ich reden kann. Ich habe auch Angst, dass ich beim Reden einen Fehler mache. Ich schäme mich dann. Deshalb sind es hauptsächlich Türken.“ (Dilara’s Mutter, 44)

Die meisten der Mütter verbringen ihre wenige Freizeit, die ihnen neben der Mehrfachbelastung durch Berufstätigkeit, Haushalt und Kindererziehung noch bleibt, hauptsächlich mit dem weiteren Familienkreis oder mit sozialem, beziehungsweise religiösem Engagement.

„Mit wem verbringst du deine Freizeit momentan?

Momentan mit meinen Kindern, früher mit meinem Mann, wir waren sehr viel unterwegs früher, jetzt zwar auch aber früher noch mehr. Jetzt sind wir nicht mehr so viel zusammen unterwegs ich bin vermehrt mit der Tochter, er mit den Burschen, sie lieben vor allem Fußball und das am besten jeden Tag, und ich bin mit meiner Tochter unterwegs, wir gehen einkaufen. Auch wenn wir nichts kaufen gehen wir bummeln.“ (Abide’s Mutter, 37)

*“Und darüber hinaus, in meiner Freizeit ee ich mache bei islamischen Aktivitäten mit. Frauenarbeit oder die Kinder betreffend. Wo man auch immer lebt, von wo man auch kommt, man darf seine Identität nicht verlieren. Dazu bedarf es einer Organisation, einer Plattform. Ich bin auch aktiv. Es gibt Seminare, Die Kindererziehung betreffend, es gibt verschiedene Aktivitäten. Ich nehme auch daran teil. Ich mache das gerne, das lenkt mich sehr gut ab.“
(Dilara’s Mutter, 44)*

„Wie und mit wem verbringen sie ihre Freizeit?“

Meine Freizeit verbringe ich mit meiner Familie, meinen Geschwistern, meinen Kindern, meinem Mann. Wir verbringen unsere Freizeit sehr schön im Kreis der Familie.“ (Pekay’s Mutter, 44)

Die befragten Töchter sind zum überwiegenden Teil in Österreich geboren beziehungsweise im Kleinkindalter nach Österreich immigriert. Berichtet wird auch hier von Eingewöhnungsschwierigkeiten. Eine Tochter ist erst vor einem Jahr im Alter von 19 Jahren ihrer Mutter nach Österreich gefolgt, nachdem sie von dieser seit ihrer Kindheit getrennt gelebt hat.

5.2.7. Spracherwerb

Als die befragten Frauen nach Österreich migrierten, wiesen sie alle keinerlei Deutschkenntnisse auf. Jene, die Deutsch in ihrer Kindheit und Jugend in Österreich erlernten, bewerten ihre heutigen Sprachkenntnisse als sehr gut. Die anderen beurteilen sie meist danach, wie selbständig sie ihre Angelegenheiten erledigen können, was mittlerweile den meisten auch möglich ist und worauf sie sehr stolz sind. Sprachkurse konnten die wenigsten Frauen zu Beginn besuchen, weil ihnen neben der Mehrfachbelastung durch Berufstätigkeit, Haushalt und Kinder keine zeitlichen und finanziellen Ressourcen zur Verfügung standen. Es war somit beim Spracherwerb die Eigeninitiative der Frauen selbst gefordert. Erst nach vielen Jahren des Aufenthalts haben einige einen Deutschkurs besucht, andere wiederum haben resigniert. Manche der Frauen hatten aktive Hilfe beim Erlernen der deutschen Sprache durch Schul- oder ArbeitskollegInnen, LehrerInnen oder ArbeitgeberInnen.

„Hast du einen Kurs oder so besucht, oder wie hast du die Sprache gelernt?“

Ich habe einen Kurs besucht, aber erst viel später. Erst vor zwei Jahren ungefähr habe ich einen Kurs besucht.

Hast du damals kein Wort Deutsch gekonnt?

Nun, ich konnte schon ein wenig, aber nicht so gut. Also ein wenig in der Arbeit gelernt und von den Kindern, ein wenig zu Hause von alleine. Ich kann auch jetzt nicht super Deutsch sprechen, aber wenigstens soviel, dass ich

meine Probleme selber lösen kann. Ich habe immer alles selber erledigt und war auf niemanden angewiesen. Und jetzt in meiner jetzigen Arbeit, ich arbeite mit alten Menschen seit etwa drei Jahren (Anm.: in einem Altersheim). Und das hilft natürlich auch sehr.“ (Zeliha´s Mutter, 33)

„Die Zeit vergeht so schnell, ohne dass man es merkt vergeht sie und wenn ein Mensch es gewohnt ist zu arbeiten, dann kann er nicht zuhause sitzen.

Ja ich verstehe. Es ist meistens so. Sie haben erzählt als Sie gekommen sind hatten sie mit der Sprache große Probleme, sie haben sehr vieles nicht verstanden. Wie ist ihr Deutsch jetzt?

Momentan komme ich damit aus. Ich kann mich ein wenig in die Umgebung eingliedern.

Wie haben sie die Sprache gelernt?

Großteils in der Arbeit. Ich habe auch einen Kurs besucht, nach 23 Jahren.

Also zu Beginn....

In der ersten Zeit habe ich ohne einen Kurs zu besuchen von der Umgebung vor allem durch die Kinder, meine Geschwister, durchs Fernsehen gelernt. Es hat was mit deiner Umgebung zu tun.

Verstehe, also vor allem durch Zuhören.

Ja, durch Zuhören.“ (Pekay´s Mutter, 44)

„Wie gut sprichst du Deutsch?

Nicht wirklich viel, ich verstehe ein wenig aber so großartig sprechen, nein.

Obwohl du so viele Jahre gearbeitet hast?

Ja ich hab gearbeitet, ich konnte schon meine eigene Arbeit machen, wenn ein Auftrag gekommen ist habe ich den erledigt, ich konnte meine Arbeit und damals hab ich nicht so viel Wert darauf gelegt die Sprache zu lernen, aber jetzt im Alter auch wenn ich wollte könnte ich die Sprache jetzt nicht mehr lernen

A geh!

Glaubst du ich könnte es noch lernen? (lacht)

Natürlich, es ist nie zu spät, vor allem in deinem Alter.

Ich fühle mich so alt, ich bin schon auf dem Weg ins Jenseits.

A geh dein Weg ist noch sehr lang.

Ja, du hast recht, man sollte sich Mühe geben die Sprache zu lernen, denn auch unsere Ahnen sagten: „Wer eine Sprache spricht ist ein Mensch wert und wer zwei Sprachen spricht ist zwei Menschen wert. Ich hab früher sehr viel gearbeitet, oft 10 bis 12 Stunden pro Tag.“ (Bahar´s Mutter, 44)

„Und wie lange arbeitest du hier schon?

Ich arbeite seit 97, 98 hier und es ist mein erster Arbeitsplatz.

Gab es am Anfang Schwierigkeiten?

Ja am Anfang gab es Sprachschwierigkeiten, aber ee die Sekretärin von der Firma, wirklich, in bezug auf das Lernen der Sprache, hat sie mir sehr geholfen. Ja wenn ich zum Beispiel ein falsches Wort auf Deutsch gesagt habe, dann hat sie mich immer verbessert. Das ist nicht richtig, man sagt so! Also wirklich, sie hat mir sehr geholfen. Ich kann sagen, ich habe dank ihrer Hilfe, der Hilfe meiner Kinder und meiner Arbeitskollegen keine Probleme mehr mit der Sprache.“ (Lale´s Mutter, 36)

Die bereits erwähnten Sprachschwierigkeiten führten beziehungsweise führen einerseits zu Problemen bei der Arbeitssuche und bei der Erledigung alltäglicher Dinge, andererseits verstärkten sie die Unsicherheits-, Einsamkeits- und Fremdheitsgefühle.

Ihren Spracherwerb beschreiben die meisten Töchter als „automatisch“, wobei dieser meist im Kindergarten und ohne Probleme erfolgte. Lediglich eine Mutter erzählte nach dem tatsächlichen Interview mit Stolz, dass sie mit der Tochter ausschließlich Deutsch gesprochen habe. Diese Tochter ist es aber auch, die im Interview die größten Defizite in Deutsch zeigte, was etwa den Wortschatz und die Grammatik betrifft. Sie hat ebenfalls massive schulische Probleme im Fach Englisch. Dies ist ein Beispiel für jene Spracherwerbstheorie die besagt, dass wenn in der Muttersprache nicht eine „kognitiv-schulische“ Sprachkompetenz erreicht wird (sprich kontextfreie Grammatikbeherrschung, erweiterter Wortschatz etc.), dann ist das Ergebnis eine unvollständige Beherrschung der Mutter- als auch der Zweitsprache (vgl. Cummins 1984a,b).

Zusammenfassend konnten folgende bedeutende Unterschiede der sozio-demographischen Merkmale und Lebensverläufe festgestellt werden:

- Während die Mütter überwiegend in ländlichen Kontexten in der Türkei mit zahlreichen Geschwistern aufwuchsen, verbrachte der Großteil der Töchter ihre Kindheit in einem städtischen Umfeld in kleineren Familien.
- Sowohl die Mütter als auch die Tochter trugen und tragen viel Verantwortung für ihre Familien, sowohl für die Herkunftsfamilie als auch für die eigene.
- Die Mütter konnten aus den verschiedensten Gründen ihre bestehenden Ausbildungswünsche nicht verwirklichen, wobei (im Gegensatz dazu) die Töchter die Gelegenheiten dazu haben.
- Die Heirat und Familiengründung erfolgte bei den befragten Müttern sehr früh, während die Töchter diese Lebensphasen auf die Zeit nach ihrer geplanten, länger andauernden Ausbildungszeit verschieben, welche stark von den Müttern forciert wird.
- Die Mütter erlebten bedingt durch ihren Migrationsprozess häufig Dequalifizierung sowie schlechte und gesundheitsbelastende Arbeitsbedingungen.

- Die Mütter beschreiben zum Großteil ihre Deutschkenntnisse – bedingt durch Faktoren wie ihr Alter bei der Einreise nach Österreich, ihrem Bildungsstand und fehlender Möglichkeiten zum Spracherwerb – als bis dato problematisch. Dagegen erfolgte der Spracherwerb bei den Töchtern im Zug ihrer Sozialisation in Österreich meist unkompliziert.
- Als Erfolgserlebnisse empfinden die Mütter, wenn sie autonome Entscheidungen treffen konnten, finanziell unabhängig sind, dass sie ihr Leben in Österreich selbständig meistern konnten und können, den Erwerb von Deutschkenntnissen und anderen Fähigkeiten sowie die Absolvierung einer Ausbildung. Die Töchter erleben in erster Linie eine abgeschlossene weiterführende Ausbildung als persönlichen Erfolg.

5.3. Rollenwahrnehmung

Im nachfolgenden Teil werden die Eigenwahrnehmungen und Rollenbilder der interviewten Mütter und Töchter gegenüber gestellt und die Transmissionen und Veränderungen zwischen den beiden Generationen diskutiert. Darüber hinaus werden die Weiblichkeitskonzepte der Interviewpartnerinnen gezeigt sowie deren Sicht auf ihre Rollen in verschiedenen Kontexten.

5.3.1. Familienrollen

Die Mütter sehen sich als Verantwortliche für das Familienleben und artikulieren häufig, dass sie dadurch sehr angestrengt sind. Sie übernehmen einerseits die Verantwortung für die Versorgung der Kinder und sind zudem meistens berufstätig.

„Der Haushalt ist zur Gänze meine Arbeit, beim Einkauf kann ich sagen hilft mir mein Mann, aber seitdem er diese neue Arbeit hat kann er mir nicht wirklich viel helfen. Er arbeitet meistens in der Frühschicht und geht in der Früh und kommt um sechs, sieben nach Hause. Der Großteil liegt auf meinem Rücken und da ich noch dazu halbtags arbeite ist der ganze Haushalt und alles Drumherum mir überlassen.“ (Pekay’s Mutter, 44)

Diese Doppelbelastung führt dazu, dass sich der Großteil alt und ausgebrannt fühlt. Trotz der permanenten Überforderung bezeichnen sich die Mütter durchwegs als sozial engagiert, hilfsbereit und unterstützend. Einige sind die ältesten Schwestern in der eigenen Geschwisterfolge und diese Position scheint in vielen Familien eine wichtige Funktion zu erfüllen. Die Älteste unterstützt die Eltern bei der Versorgung der kleineren Geschwister und übernimmt schon früh viel Verantwortung.

„Ihre Schwestern und Brüder haben höhere Schulen besucht, wieso ist es bei Ihnen nicht gegangen wie denken Sie darüber?“

Ich bin das älteste Kind der Familie, des Weiteren sind wir Migranten. (Anmerkung: Die Familie migrierte schon einmal aus Ex-Jugoslawien in die Türkei) [...] Ich bin bis zum Halbjahr in die Schule gegangen, aber daran erinnere ich mich nicht mehr. Danach habe ich die 5-jährige Volksschule abgeschlossen und danach konnte ich nicht mehr die Schule besuchen. In den Ferien habe ich begonnen zu arbeiten. Meine Mutter hat gemeint ich solle arbeiten, meine Großmutter wollte ebenfalls dass ich arbeite, denn ich war ja schon älter, ziemlich reif und ich könnte vielleicht heiraten. Aus diesen Gründen konnte ich nicht weiter die Schule fortsetzen.“ (Pekay’s Mutter, 44)

„Also, meine Mutter ist in der Türkei geboren, und also, hm, sie ist die Älteste von fünf Geschwistern, und also sie ist die Älteste von fünf Geschwistern, ja, und alles, also eigentlich, sie, sie hat nur die Volksschule abgeschlossen, und sie hat schon sehr früh angefangen zu arbeiten, mit 13, und sie ist halt

dadurch sehr selbstständig, weil sie schon, sie war ja ein Kind damals und hat schon, also es wurde halt sehr viel von ihr erwartet, sie musste halt auf ihre Geschwister aufpassen.(...) und da musste sie eben auf ihre Geschwister aufpassen, sie war also die Kindergartentante für alle anderen, und deswegen ist sie nicht in die Schule gegangen, da musste sie auch arbeiten gehen und dadurch ist sie auch sehr, wie soll ich sagen, stark geworden.“ (Pekay, 17)

Bei manchen Müttern setzt sich dieses Handlungsmuster bis heute fort, besonders wenn die jüngeren Geschwister auch in Wien leben.

„Ahm, meine Mama ist eine Frau, hm dadurch, dass sie schon von klein an immer sehr viel Verantwortung hat tragen müssen, die wie soll ich sagen, die Stress eigentlich gewohnt ist, weil meine Tanten, also zwei meiner Tanten und ein Onkel sind in Österreich, also hier ist sie wieder die Älteste, und ahm, sei es jetzt an Festtagen, oder irgendwelche, irgendwelche allfälligen Dinge, die eben so anfallen, alles landet bei der Mama. (...) Sie ist eine sehr hilfsbereite Person, manchmal zu hilfsbereit (lacht) na ja, was mich dann manchmal stört, weil – ok das gefällt mir zum Beispiel an ihr nicht, dass sie manchmal für andere Menschen, sei es jetzt für ihre Geschwister oder für ihre Verwandten, manchmal sich so opfern muss. Zum Beispiel eine ganz banale Sache vielleicht, dass ihr Schlaf zu kurz kommt, nur damit sie ja denen irgendwas zurecht machen kann, oder dass sie sich eben aufopfert, so ja, es muss alles piccobello sein, damit sie´s ja gut haben, das das stört mich manchmal schon, weil wenn's einmal nicht geht, dann geht's einfach nicht.“ (Bahar, 23)

Zusätzlich übernehmen die Mütter innerhalb der Familien die Rolle eines „Knotenpunkts“ – sie werden von den Töchtern als diejenigen betrachtet, die die meisten Entscheidungen fällen, weil alle Aushandlungsprozesse über sie laufen. Wenn dies nicht der Fall ist liegt nahe, dass die Mutter Entscheidungen zwar nicht alleine trifft, aber diejenige ist, die die Entscheidung an die Kinder weiter kommuniziert. Prinzipiell nehmen die Mütter allerdings durchwegs eine wichtigere Rolle im Familiengefüge ein als die Väter. Dieses Ergebnis bestätigt die These Boos-Nünning (1986), nach der sich bei türkischstämmigen Familien die Rolle der Mutter in der Migrationssituation insofern ändere, als die Frau ins Erwerbsleben einsteigt und zusätzlich viele organisatorische Aufgaben übernimmt. Durch diese Entwicklung gewinnen die Frauen einerseits an Selbstbewusstsein und andererseits an autonomer Entscheidungsgewalt (vgl. Boos-Nünning 1986: 78ff).

Diese Einschätzung konnte in vorliegender Studie einerseits bestätigt werden, andererseits artikulieren die Mütter zudem durchwegs, dass die organisatorische Rolle, die sie innehaben, sehr belastend sei und die Erschöpfung, die sich dadurch einstelle, zum Teil auch zu einem schlechten Selbstbewusstsein in Bezug auf ihre kognitiven Kompetenzen beim Spracherwerb führen würde. Die fehlende Zeit wird

von den Müttern insofern als Einschränkung empfunden, als einige Mütter bedauern, ihre kognitiven Kompetenzen im Bereich des Spracherwerbs nicht ausreichend geschult zu haben. Einige Mütter artikulieren durch das arbeitsreiche Leben, nicht rechtzeitig Deutsch gelernt zu haben und fühlen sich nun zu alt, um den Spracherwerb noch auf sich zu nehmen. Die fehlenden sprachlichen Kompetenzen bringen sie wiederum in Zusammenhang mit Unsicherheitsgefühlen im öffentlichen Raum, Diskriminierungserfahrungen, Isolation und Problemen am Arbeitsmarkt (vgl. 5.4.2. Einschränkungen und Umgang und Kapitel 5.5.4. Diskriminierungserfahrungen).

Boos-Nünning/ Karakasoglu (2005) kommen in ihrer qualitativen Analyse zu einem Ergebnis, das zum Teil im Widerspruch zu der oben angeführten Rollenveränderung der Mütter steht. Sie stellen fest, dass Väter in der Migrationssituation mehr in Erziehungsaufgaben eingebunden werden, weil einerseits die Frauen erwerbstätig sind und andererseits die familiäre Unterstützung durch die Großfamilie (z. B. Kinderbetreuung durch Großeltern, finanzielle Unterstützung etc.) wegfällt. In der vorliegenden Studie kann diese Einschätzung nicht bestätigt werden – die Mütter übernehmen zusätzlich zur Erwerbsarbeit auch den Großteil der Reproduktionsarbeit.

In Abgrenzung zu den Müttern sehen sich die Töchter, auch wenn sie die ältesten Schwestern sind, nicht als verantwortlich für das Familienleben und im speziellen für die Geschwister. Manche kritisieren das Überengagement der Mütter heftig und meinen, dass sie dies auf jeden Fall anders machen würden. Die Töchter definieren sich zwar zum Teil als „*Unterstützerinnen ihrer Eltern*“, sind aber dennoch sehr auf das eigene Leben konzentriert. Es wird zwar Verantwortung für kleinere Geschwister übernommen, aber nicht in jedem Lebensbereich, die Töchter sind im allgemeinen mehr mit ihrer eigenen Ausbildung beschäftigt und werden von den Eltern auch immer wieder dazu aufgefordert. In erster Linie haben sie also, wie in der Literatur oft diskutiert, die Rolle der „*Aufstiegsverwirklicherinnen*“ für die gesamte Familie. Den Eltern ist die Ausbildung der Kinder und deren schulischer Erfolg enorm wichtig und dieses Ergebnis der vorliegenden Analyse ist als Common Sense innerhalb der rezipierten Studienergebnisse, die sich mit Familienrollen und Familienstrukturen beschäftigen, zu betrachten (vgl. Wilpert 1980; Boos-Nünning 1986; Esser 1990a; Boos-Nünning 1994; Düzgün 1996; Gültekin 2003; Boos-Nünning/ Karakasoglu 2005).

Bei den hier interviewten Müttern gehen die Aspirationen so weit, dass die Mädchen, die gerne neben der Ausbildung arbeiten würden, von ihren Müttern angehalten werden, dies nicht zu tun, da die Angst besteht, dass die Ausbildung in Gefahr gebracht würde. Pekay's Mutter, die selbst die Schule nicht beenden konnte da sie zu arbeiten beginnen musste, ist eine der Mütter, die am stärksten bedauert, nicht weiter gelernt zu haben und verbietet ihrer Tochter nun zusätzlich zu der Schule zu arbeiten:

„Arbeitet sie neben der Schule?

Nein sie arbeitet nicht, sie will zwar aber ich lasse es nicht zu, da ich will dass sie lernt und da ich auch Angst habe dass es ihre schulischen Leistungen beeinflussen könnte. Vielleicht arbeitet sie in den Ferien.“ (Pekay's Mutter, 44)

Ein interessanter Aspekt bei der Rolle der Töchter ist die Tatsache, dass von den interviewten Müttern die Aufstiegsaspirationen gegenüber den Töchtern unter anderem aus dem Grund so enorm sind, weil die Söhne eher eine Verweigerungshaltung an den Tag legen (vgl. Kapitel 5.4.3. Druckgefühle durch Aufstiegsaspirationen der Eltern).

„Bei meinem Bruder ist es so, er ist obwohl er erst in der Mittelschule ist haben sie bei ihm schon die Hoffnung aufgegeben weil er schon in der Volksschule wirklich überhaupt nicht in die Schule wollte jetzt in der Mittelschule, er strengt sich überHAUPT nicht an. Er hat einfach ÜBERHAUPT keine LUST auf so was, er hat schon in der Volksschule so „Ja, ich werd beim Billa arbeiten“ und solche Sachen gesagt. Weil ihm das irgendwie leichter vorkommt als in die Schule zu gehen und er HASST des zu lernen und deswegen haben sie irgendwann mal die Hoffnung ein BISSCHEN aufgegeben also sie wollen trotzdem noch, dass er weitermacht und so und dafür konzentrieren sie sich überhaupt meine Mutter jetzt viel mehr auf mich dadurch, dass ich noch ein MÄDCHEN bin und weil's überhaupt nicht will dass ich irgendwann mal von einem Mann abhängig bin oder von ihr oder von meinem Vater STÜRZT sie sich so sehr auf mich und ZWINGT mich zum Lernen, zwingt für in die Schule.“ (Zeliha, 16)

Beer (1991) kommt bei einer Untersuchung über Bewerbungsverhalten bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu dem Ergebnis, dass Burschen – egal aus welchem Herkunftskontext – generell eine viel niedrigere Frustrationstoleranz bei negativ beantworteten Bewerbungen an den Tag legen als Mädchen. Mädchen bewerben sich nach Beer im Durchschnitt viel öfter als Burschen, welche früh eine Verweigerungshaltung entwickeln können (vgl. Beer 1991: 54f). Vorliegende Ergebnisse erlauben eine Erweiterung des Konzeptes in die Richtung, dass Burschen durch die ihnen zugewiesene Familienrolle, die an weniger Verantwortlichkeiten gekoppelt ist, außerdem eher dazu bereit sind, die Ausbildung

oder Berufswahl bei Frustrationserlebnissen ganz zu verweigern. Auch Fuhrer/ Mayer attestieren Burschen mit türkischem Migrationshintergrund im Vergleich zu Mädchen eher die Tendenz zur Entwicklung eines „*normativen Konfliktes*“ zwischen Familie und Aufnahmegesellschaft und merken an, dass diese „*strukturelle Überforderung*“ ebenfalls zur Ausbildung einer Verweigerungshaltung führen kann (vgl. Fuhrer/ Mayer 2005: 75).

Zu den Familienbeziehungen allgemein meint der Großteil der Mädchen, dass sie sich mit beiden Elternteilen gleich gut verstehen würden. Mehr Kommunikation erfolgt aber in den meisten Fällen mit der Mutter und wenige artikulieren zudem, sich mit der Mutter besser zu verstehen. Die Beziehung zum Vater wird trotz des geringeren Kontakts durchwegs als freundschaftlich beschrieben. Lediglich ein Mädchen meint, dass sie zu ihrem Vater keine gute Beziehung hat und zeichnet ein strenges und autoritäres Bild von ihm. Sonst werden die Väter von den Mädchen allgemein als die Ruhigeren zu Hause beschrieben, Aushandlungsprozesse laufen in erster Linie über die Mütter – die Rolle des Vaters wird – mit einer Ausnahme – als eher marginal wahrgenommen. Auch bei Familienentscheidungen scheinen die Väter also keine große Rolle zu spielen.

Trotzdem können zwei verschiedene Gruppen von Väterrollen unterschieden werden – die „*Unterstützer*“ und die „*zusätzlichen Kinder*“. Die „*Unterstützer*“ sind ihren Ehefrauen Stütze und Hilfe im Alltag und übernehmen - obwohl die Frauen den Hauptteil der Familienorganisation bewältigen - durchaus Verantwortung. Die „*zusätzlichen Kinder*“ werden als Männer dargestellt, auf die sich die Ehefrauen nicht verlassen können. Zwei interviewte Töchter beschreiben ihren Vater als nicht in der Lage Verantwortung für die Familie zu übernehmen, und nehmen ihn aus diesem Grund nicht ganz ernst. Die dazugehörigen Mütter beschreiben ihre Ehemänner ebenfalls als Personen, denen beigebracht werden musste, Verantwortung zu übernehmen.

„Als ich meinen Mann geheiratet habe kannte er vieles nicht, zum Beispiel hat er nie Verantwortung übernommen, mein Mann hat gearbeitet und Taschengeld bekommen, wenn du ihm einen Zahlschein gegeben hast zum Einzahlen oder solche Dinge, konnte er es nicht, bis er das gelernt hat, hatten wir einige Verluste, ich hab ihm den Zahlschein gegeben zum Einzahlen, er vergisst es oder schmeißt ihn weg, da haben wir einiges an Mahnungen bekommen.“ (Abide´s Mutter, 37)

Aus diesen Ergebnissen kann geschlossen werden, dass die Geschlechterrollen eine stärkere Verantwortung für Frauen beinhalten und dass die interviewten Mütter durch

ihre Sozialisation in die ihnen zugewiesenen familiären Rollen eher dazu bereit sind, Verantwortung zu übernehmen – ein Muster, das sich bei den Töchtern ebenfalls zeigt. Die interviewten Mädchen und jungen Frauen artikulieren deutlich, dass sie sich aus dem Grund einem größeren Druck ausgesetzt fühlen, weil die Brüder dazu tendierten, sich dieser Verantwortung zu entziehen. Nauck/ Steinbach (2001) kommen zu einem ähnlichen Ergebnis indem sie feststellen, dass die Versorgung im Alter in Familien mit Migrationshintergrund öfter von Töchtern als von Söhnen erwartet wird. Töchter werden eher aufgefordert, in der Nähe ihrer Eltern zu wohnen und für Hilfeleistungen zur Verfügung zu stehen.

„Am stärksten geht diese Erwartung von den Müttern aus, worin sich nicht nur die Enge der Mutter-Tochter-Beziehung ausdrücken dürfte. Dies ist vielmehr Ausdruck der zum Kulturmuster geronnenen Erwartung, dass Frauen aufgrund der zumeist gegebenen Altersdifferenz zwischen Ehepartnern und ihrer ohnehin höheren Lebenserwartung mit größerer Wahrscheinlichkeit auf solche Hilfeleistungen angewiesen sind“ (Nauck/ Steinbach 2001).

Düzgün (1996) identifiziert für Töchter und Söhne mit türkischem Migrationshintergrund verschiedene Belastungsfaktoren und bemerkt, dass sich Burschen vor allem durch Umwelteinflussfaktoren wie die Ausbildung, Konflikte im Freundeskreis etc. belastet fühlen würden, die Töchter hingegen in erster Linie durch familiäre Konflikte, verursacht durch verschiedenste Erwartungshaltungen der Eltern (vgl. Düzgün 1996: 117ff). Diese Einschätzung kann dahingehend interpretiert werden, dass sich Söhne nicht so sehr durch die Erwartungen der Eltern unter Druck setzen lassen wie die Töchter, was auch den Ergebnissen vorliegender Studie entspricht.

Bei den interviewten Töchtern zeigt sich also eine prinzipielle Bereitschaft, diese Verantwortung für die Eltern zu übernehmen, gleichzeitig wird allerdings deutlich gemacht, dass trotz familiärer Verpflichtungen auch Zeit für das eigene Leben bleiben muss und sie formulieren aus diesem Grund deutliche Ansprüche an den zukünftigen Partner. Die meisten sagen, dass die Verantwortlichkeiten innerhalb der Familie, die sie später gründen wollen, gleich verteilt sein müssten - die Forderung nach Unterstützung durch die zukünftigen Ehemänner wird oftmals artikuliert.

„Ok, und was erwartest du dir von deinem Ehemann?“

Ahm, dass er mich unterstützt, also ich mein dass er mich unterstützt, egal in welcher Hinsicht jetzt.“ (Pekay, 17)

„Wie ich mir meine Beziehung vorstelle? Ja, er muss das so akzeptieren dass ich, also was ich von meiner Familie zu hause gewohnt bin, also dass ich nicht irgendwie an jemanden gebunden sein werden kann, oder das mach ich auch nicht, und das, er muss das irgendwie akzeptieren, dass ich in Österreich aufgewachsen bin und dass ich bestimmte Sachen, dass die für mich eben ganz normal sind und dass und dass ich das auch so mach. Ahm, ja, Verständnis muss er haben, aber das muss auch gegenseitig sein glaub ich. Er darf von mir nicht verlangen, dass ich jetzt irgendwie zu Hause sitz, auf seine Kinder aufpass, das tu ich sicher nicht. Aber ich glaube auch nicht, dass ich mit so einem Typen zusammen sein könnte, weil ich bin so wie ich einmal bin, und da kann ich nicht für eine Beziehung so grundsätzliche Werte fallen lassen, die ich von meinen Eltern bekommen habe. Und so ein Mann, der das von mir verlangen würde, käme nicht in Frage (lacht).“ (Bahar, 23)

Es fällt immer wieder auf, dass die Mütter generell darauf bedacht sind ihren Töchtern die Einstellung mitzugeben, dass sie niemals in eine ökonomische oder sonstige Form von Abhängigkeit von ihrem Ehemann geraten dürften. Toktas (2003) konstatiert, dass diese Wichtigkeit der Unabhängigkeit einen Einfluss auf die Neudefinition der Geschlechterrollen habe. In diesen Ratschlägen liegt implizit die Botschaft an die Töchter, dass man sich auf seinen Ehemann nicht immer verlassen könne und gut daran täte, sich autonome Handlungsmöglichkeiten zu schaffen. Bei den Töchtern ist zwar durchaus eine Übernahme dieser Einstellung zu bemerken, allerdings sind sie auch überzeugt davon einmal einen Partner kennen zu lernen, der sie in allen Lebensbereichen unterstützen würde. Kurosch (1990) stellt in einer vergleichenden Analyse fest, dass die zweite Generation bei türkisch- und jugoslawischstämmigen Personen viel größere partnerschaftliche Orientierungen aufweist als die erste – hier sind es allerdings auch noch einmal die Mädchen, die eine stärker partnerschaftliche Orientierung aufweisen als die Burschen. Unter partnerschaftlichen Orientierungen versteht Kurosch dabei die Überzeugung, dass man sich innerhalb einer Partnerschaft auch bei der Selbstverwirklichung unterstützen müsse (vgl. Kurosch 1990: 270ff).

5.3.2 Elternbeziehungen

Generell sind die Beziehungsstrukturen zwischen Eltern und Kindern innerhalb der interviewten Familien stark von einem „Reziprozitätsprinzip“ geprägt. Töchter artikulieren häufig, dass sie sich ihren Eltern verpflichtet fühlen würden, da diese sie unter Erbringung großer Opfer versorgt hätten. Trotzdem kann auf Seiten der Töchter bemerkt werden, dass der Individualismus zunimmt.

Definieren sich die Mütter noch als Verantwortliche für die jüngeren Geschwister, kann dies bei den Töchtern nicht mehr beobachtet werden - es kommt im Gegenteil zu einer dezidierten Abgrenzung von derartigem Verhalten (vgl. Kapitel 5.3.1. Familienrollen). Sehr ausgeprägt ist bei den Töchtern hingegen der Gedanke, den Eltern über erfüllte Aufstiegsaspirationen etwas „zurückzugeben“ und die Dankbarkeit für erbrachte Opfer zum Ausdruck zu bringen. Dadurch kommt es zu einer Eigendefinition als Teil des „Familienprojektes sozialer Aufstieg im Aufnahmeland“ die auch aus der Reziprozitätsperspektive betrachtet werden kann. Einer Interviewpartnerin fällt beispielsweise bei einer österreichischen Freundin auf, dass sie sich durch ein unnötiges Ausdehnen ihrer Ausbildung bei ihrer Mutter „durchschnorrte“.

„Sondern ich mein Unterschiede sind eben ihr Freund übernachtet bei ihr oder sie übernachtet bei ihrem Freund was bei uns ja (lacht), will ich gar nicht mal drüber nachdenken und dass sie ich mein früher war ich auch so, ich wollte keine Kinder jetzt hat sich das geändert, ich will schon Kinder und sie will noch immer keine Kinder. Und ja (Pause) sonst eigentlich nicht große Unterschiede. Also bei dieser speziellen Freundin. Ich hab noch eine andere Freundin ghabt, die hat mit 21 maturiert und hat eigentlich nur bei der Mutter durchgschnorrt, die waren auch sozial also finanziell besser also reicher aber mit ihr hatte ich auch keine sehr großen Probleme oder Unterschiede oder so. Wir hatten trotzdem auf einer anderen Ebene also mit jedem anders halt Spaß. Natürlich verbindet mich mit einer Freundin die aus dem selben Kulturkreis kommt mehr. Weil sie mich wahrscheinlich mehr versteht. Ich mein, ok, eine Österreicherin kann das vielleicht auch verstehen aber nicht wirklich so, wie´s jemand aus dem selben Kulturkreis weiß.“ (Kayra, 18)

Auf Seiten der Mütter wird einerseits artikuliert, dass die Entscheidung für einen Verbleib in Österreich damit zusammen hänge, dass die Kinder nicht aus Wien weggehen wollten. Andererseits kommt wiederholt die Erwartung an die Kinder zur Sprache, dass diese sich in der Nähe der Eltern niederlassen sollten, wobei die mögliche Versorgung im Alter vermutlich einen Aspekt der Wünsche der Eltern darstellt, zumal im Herkunftsland Türkei nicht die selben sozialen Sicherungssysteme wie in Österreich bestehen und dieses Denken besonders in der ersten Generation noch verhaftet zu sein scheint.

„Ich wünsche mir von ihnen, dass sie Mutter und Vater achten, mein ein und alles sind sie. Morgen werden sie auch eine Familie haben. Sie sollen uns als Eltern schätzen uns achten, nicht entfernt sein von uns, das wünsche ich mir von ihnen.“ (Pekay´s Mutter, 44)

Auch wenn von Bräuchen und Traditionen, die Beziehungen zwischen Müttern und deren Kinder betreffen, erzählt wird, fällt die reziproke Komponente auf. Eine Mutter

berichtet von dem Brauch der Mutter später symbolisch etwas dafür zurückzugeben, dass man als Säugling gestillt wurde. Im Scherz wird hier erzählt, dass die eigene Tochter nichts zu schenken bräuchte, da sie als Baby nie viel essen wollte:

„Sehr groß ist sie zwar nicht im Vergleich zu ihren Freundinnen aber Gott sei Dank hat sie diese Größe, denn ohne Essen, ich glaube sie ist mit Luft und Wasser groß geworden, sie war da sehr schwierig sie wollte nichts essen, sie war das schwierigste Kind, in manchen Regionen gibt man der Mutter so quasi etwas dafür, dass sie einen gestillt hat, aber ich sage ihr du brauchst da nichts geben, du hast ja nichts gegessen.“ (Abide’s Mutter, 37)

Fuhrer/ Mayrer beschäftigen sich mit der Bedeutung intergenerativer Beziehungen in MigrantInnenfamilien und kommen zu dem Schluss, dass dadurch, dass die meisten der von ihnen untersuchten Familien aus Staaten ohne ausgebautem Sozialnetz stammen, Sozialleistungen verstärkt durch den Familienverband erbracht werden müssen. Auch die Migrationsituation selbst hat Auswirkungen auf die Generationenbeziehungen und bei türkischen Familien konstatieren Fuhrer/ Mayer, dass hier ökonomisch-utilitaristische Erwartungen wie Mithilfe im Haushalt, spätere Hilfe, Sorge und Unterstützung im Alter stärker wiegen würden als psychologisch-emotionale wie die Bereicherung des eigenen Lebens durch die Kinder, Selbsterfahrung der Elternrolle oder der Aufbau einer lebensspannen-übergreifenden emotionalen Beziehung (vgl. Fuhrer/ Mayer 2005: 60). Es soll an dieser Stelle zwar zur Vorsicht stereotypisierenden Einschätzungen gegenüber gemahnt werden, trotzdem kann das aus den vorliegenden Interviews gefilterte „Reziprozitätsprinzip“ auch als eine Ausformung ökonomisch-utilitaristisch ausgerichteter Erwartungen interpretiert werden.

Bezüglich persönlicher Familienbeziehungen bleibt festzuhalten, dass die Mütter ihre Töchter durchwegs als gute Freundinnen bezeichnen, auch diejenigen, bei denen kein freundschaftliches Vertrauensverhältnis herrscht, wenn Töchter beispielsweise darüber berichten, ihrer Mutter lange Zeit nicht alles wichtige erzählt zu haben, da das nötige Vertrauen fehlte.

„Bis vor, keine Ahnung, ein paar Monaten oder, ja bis vor kurzer Zeit war es nicht so, dass wir über alles gesprochen haben, schon aber nicht so detailliert, aber in letzter Zeit reden wir über alles und wenn sie mich etwas fragt, also wenn sie mich im Mai oder so gefragt hätte also wie ist es, hast du einen Freund oder so, da hätte ich sicher mich geschämt, weil es ist nicht so, dass ich einen Freund hab aber jetzt ist es so, ich denk mir, sie ist meine Mutter und würde mich nie verraten oder hintergehen und ich sag ihr einfach was mir einfällt und so, ich sag ihr die Wahrheit.“ (Dilara, 21)

Darüber hinaus sehen sich die Mütter als die Unterstützerinnen ihrer Kinder. Diejenigen, denen es wegen ihrer Berufstätigkeit nicht möglich war, ausreichend Zeit für ihre Kinder aufzubringen, artikulieren häufig ein schlechtes Gewissen oder Bedauern.

„Ich habe hier noch keinen einzigen Tag erlebt, an dem ich nicht gearbeitet habe, ich habe es immer sehr schwer gehabt. Ich mache das sehr Ding. Ich sage das immer. Ich habe hier nie ein freies und zufriedenes Leben gehabt. Wie soll ich das sagen, am meisten hat mich eines traurig gemacht, ich habe nie eines meiner Kinder in der Früh in die Schule schicken können, das hat mich ganz Ding gemacht. Das habe ich immer noch in mir. Ich habe nie mein Kind angezogen, bereit gemacht und in die Schule geschickt und das hat mich sehr Ding gemacht. Ich meine, wenn es mir finanziell ein wenig besser gegangen wäre, und ich meinen Kindern das ermöglichen hätte können, dann hätte ich mich besser gefühlt.“ (Kayra’s Mutter, 42)

An dieser Stelle zeigt sich wiederholt die Doppelbelastung von Frauen – sie fühlen sich, als hätten sie bei der Kinderbetreuung versagt, da sie durch die Arbeit nicht ausreichend Zeit aufbringen konnten.

Die interviewten Töchter definieren die Beziehungen zu ihren Eltern in erster Linie als freundschaftlich und egalitär, wobei sie zwischen Vätern und Müttern keinen großen Unterschied machen. Trotzdem wird artikuliert, dass mehr Zeit mit den Müttern verbracht wird. Obwohl die Töchter ihre Beziehungen zu den Eltern grundsätzlich alle als freundschaftlich definieren, können sie nach dem Grad der Vertrautheit in verschiedene Gruppen eingeteilt werden. Die gefundenen Typen sind hier überblicksmässig dargestellt, bevor sie im Detail beschrieben werden:

Beschreibung der Beziehung	Charakteristika
Töchter als „ <i>Ernstgenommene</i> “	Töchter fühlen sich in Familienentscheidungen einbezogen und werden zu Rate gezogen
Töchter als „ <i>Nicht-Ernstgenommene</i> “	Töchter fühlen sich nicht wirklich in die Familienentscheidungen einbezogen und artikulieren, dass ihnen nicht viel zugetraut wird
Töchter als „ <i>Unverstandene</i> “	Die Eltern nehmen ihre Töchter aus Einstellungsunterschieden nicht in allen Punkten ernst

Abbildung 1: Familienbeziehungen

Einerseits gibt es also die „*Ernstgenommenen*“, die stark das Gefühl artikulieren, gleichwertig in die Entscheidungsfindungen innerhalb der Familie eingebunden zu sein und sich von ihren Eltern ernst genommen fühlen. Diese Interviewpartnerinnen sind eher die Älteren unter den befragten Töchtern. Bahar beispielsweise definiert die Beziehung zu beiden Eltern als sehr freundschaftlich und egalitär. Sie sieht sich selbst als Person, die bei Entscheidungen der Mutter zu Rate gezogen wird und weiß, dass beide Elternteile erstens viel von ihren Einschätzungen halten und sie auch sehr ernst nehmen und zweitens keine hierarchische Beziehung zu ihr haben. Sie merkt auch an, dass sie die Rolle der Beraterin schon zu der Zeit innehatte, als die große Schwester noch im Elternhaus wohnte. Es liegt also nahe, dass Bahar auch vor ihrem Studium von den Eltern als ernstzunehmende Gesprächspartnerin und Ratgeberin wahrgenommen wurde.

„Ich bin eigentlich zu Hause die Person, also wie ich vorher schon gesagt habe, eine Beratungsstelle – von meinem Vater, von der Mutter, von meinen Geschwistern, also jeder hat irgendwelche Sachen, mit denen sie sich an mich wenden, und ich hab das auch schon gemerkt, dass, wenn ich einmal ein paar Tage nicht zu Hause bin, dann stehen sie so irgendwie im Leeren, ich weiß nicht ob´s davon kommt, dass ich jetzt zur Zeit die Älteste bin zu Hause, aber wie meine Schwester zu Hause war, war das auch glaub ich so, und deswegen, ich weiß nicht, ich hab einen sehr guten Kontakt zu allen Familienmitgliedern.“ (Bahar, 23)

Andere ältere Interviewpartnerinnen erzählen, dass die Beziehung zu ihrer Mutter nun eng und freundschaftlich sei, sie in der Pubertät allerdings Probleme mit ihren Müttern gehabt hätten. Diese Schwierigkeiten hätten sich mit dem Älterwerden gelöst und die Beziehung sei immer besser geworden. Die angesprochenen Probleme als Jugendliche rühren für die Mädchen eindeutig daher, dass sie sich zum Teil in ihren Bedürfnissen eingeschränkt fühlten – die Eltern erlaubten vieles nicht, was zu Konflikten führte. Andererseits herrscht auch die Einschätzung vor, im Laufe der Zeit gelernt zu haben, sich für die Bedürfnisse und die Denkweise der Mütter zu interessieren, was ebenfalls zu einem besseren Verständnis führte.

„Weil weißt, ich weiß nicht, ich nehm jetzt einfach mehr Rücksicht auf meine Mutter und wir verstehn uns jetzt einfach besser. Ich hab mich auch verändert. Ich weiß nicht, ich glaub einfach dadurch, dass ich älter werde, versteh ich meine Mutter einfach besser. Und ich nehme halt mehr Rücksicht auch, also früher bei mir war das eigentlich egal ob meine Mutter grad von der Arbeit gekommen ist und dann noch kochen und putzen und was weiß ich alles muss. Das war für mich selbstverständlich, da war ich einfach mehr rücksichtslos ihr gegenüber. Und jetzt ist es einfach, ja jetzt hat sie auch Probleme mit ihrem Knie, und ich sag schon, ich sag schon öfters zu ihr, ja,

setz dich hin, du darfst es nicht belasten und so und jetzt operieren und alles mögliche.“ (Pekay, 17)

Bei retrospektiven Einschätzungen der Mädchen kristallisiert sich auch noch ein anderes Muster heraus: die mangelnde Vertrauensbasis mit der Mutter aufgrund der fehlenden Zeit. Hier wird die Doppelbelastung der Mutter als arbeitende Hausfrau beschrieben, die niemals Freizeit hat, zwar in erster Linie für ihre Kinder lebt, aber sich aus Zeitmangel trotzdem nicht ausreichend mit ihnen beschäftigen kann. Bei einer Interviewpartnerin ist die Mutter nun pensioniert und die Tochter definiert die jetzige Beziehung zur Mutter als freundschaftlicher als zu der Zeit, in der die Mutter noch arbeitete. Einerseits wird das Verhältnis als einer ganz normalen Veränderung von einer Mutter-Tochter-Beziehung unterworfen betrachtet, andererseits deutlich gemacht, dass eine vertraute Freundschaftsbeziehung auch den Faktor „Zeit“ voraussetzt.

„Sie hat dann hier ein Jahr später nachdem sie in Österreich war hat sie gleich angefangen zu arbeiten, also in der gleichen Fabrik, Fließbandarbeit. Also sicher körperlich ausgelastet, viel zu sehr ausgelastet um für die Kinder. Also ich kenne sie nur als rotierende arbeitende Biene, die um 5 in der Früh aufgestanden ist und um 11 am Abend 12 je nachdem schlafen gegangen die wirklich jeden Abend gekocht hat. Also bei uns gab es das nicht, dass wir kein gekochtes Abendessen hatten, also nichts mit Iglo, nichts Tiefkühlgefrorenes, also wirklich gekocht für alle. Sie hat jeden Abend vor dem schlafen gehen uns Lunchpakete hergestellt, hat sie auf den Tisch gelegt, obwohl sie so früh arbeiten gegangen ist. Damit wir das in die Schule mitnehmen. Also wir haben nichts selber gemacht also lange Zeit. Ja, sie hat wirklich sich bemüht ihr Bestes zu geben. Also ich glaub sie hat nicht 100 Prozent gegeben, sondern 200 Prozent. Also ich glaube sie hat immer nur für uns gelebt, wenig für sich selbst.“ (Burcin, 26)

Auch Fulya beschreibt ein egalitäres und sehr gutes Verhältnis zu ihrer Mutter, die die kleine Familie ebenfalls ganz alleine finanziell über die Runden bringt, sie gehört somit zu der Gruppe der „Ernstgenommenen“, berichtet aber zusätzlich auch von egalitären Konfliktlösungsmustern. In ihrer derzeitigen Lebenssituation gibt es sowieso keinerlei Konflikte mit ihrer Mutter, aber auch die Pubertät beschreibt Fulya nicht als eine Phase, in der sie unter großen Einschränkungen zu leiden gehabt hätte. Den Grund dafür sieht sie aber nicht in der Toleranz ihrer Eltern, sondern eher in dem Faktum, dass die Eltern großes Vertrauen zu ihr gehabt hätten, sie also in ihrer Selbstverantwortlichkeit ernst genommen hätten.

„Ähm, es hat Schwierigkeiten gegeben. ich glaub die hat jeder (lacht) in seiner Pubertät sag ich mal aber im großen und ganzen ganz gut also ähm weiß ich

nicht wie man will jetzt fortgehen und bis zu einer gewissen Zeit fortgehen das konnte ich immer ganz gut mit meinen Eltern besprechen. Und ich hab halt das Glück gehabt oder den Vorteil gehabt, dass mir meine Eltern eigentlich ziemlich vertraut haben immer schon und bis jetzt auch noch (lacht) auf Holz klopfen (macht es) Ich hoffe das ändert sich nicht. Und ich war nie unehrlich zu meinen Eltern.“ (Fulya, 24)

Fulya berichtet zwar auch von Konflikten, da die Mutter ihre eigenen, nicht verwirklichten Ausbildungspläne auf die Tochter übertrug und unter allen Umständen eine Universitätsausbildung für Fulya plante. Die Beilegung des Konfliktes erfolgte aber durch Zugeständnisse auf beiden Seiten und die Mutter tolerierte darüber hinaus, dass sich die Tochter kurzzeitig gegen ein Studium entschied und eine Tanzausbildung begann. Fulya's Mutter wird hier zwar als drängende Mutter beschrieben, die sich bestimmte Dinge für die Tochter in den Kopf setzt und enttäuscht ist, wenn diese einen anderen Weg einschlagen will. Auf der anderen Seite ist der Konflikt nicht als einer in Erinnerung, der zu einer großen Familienkatastrophe geführt hätte – die Beschreibung der Reaktion der Mutter auf den Studienabbruch der Tochter illustriert gut, dass eine Eskalation des Streits niemals bevor stand.

Die zweite Gruppe, die herausgefiltert werden konnte, sind die „Nicht-Ernstgenommenen“. Diese Gruppe artikuliert einerseits Einschränkungsempfindungen und andererseits das Gefühl von den Eltern nicht ganz ernst genommen zu werden und setzt sich vorwiegend aus den jüngeren Interviewpartnerinnen zusammen. Dilara ist ein Beispiel für diese Gruppe, sie beschreibt die Beziehung zu ihrer Mutter zwar ebenfalls als freundschaftlich, merkt aber an, der Mutter lange Zeit nicht alles aus ihrem Leben erzählt zu haben. Erst in der letzten Zeit hätte sie eingesehen, dass die Mutter die einzige Person sei der sie vertrauen könne und die sie niemals im Stich lassen würde. Aus diesem Grund erzähle sie ihrer Mutter nun alles, hätte aber lange gebraucht um diesen Umstand einzusehen. Hier klingen deutlich die Worte der Mutter durch, die in ihrer Erziehung viel mit Angst arbeitet hat und sich selbst als die einzige Person definiert, die ihren Kindern wirklich immer helfen könne und wolle. Dilara reproduziert diese Aussagen der Mutter bei der eigenen Beschreibung der Beziehung zueinander.

„Bis vor, keine Ahnung, ein paar Monaten oder, ja bis vor kurzer Zeit war es nicht so, dass wir über alles gesprochen haben, schon aber nicht so detailliert, aber in letzter Zeit reden wir über alles und wenn sie mich etwas fragt, also wenn sie mich im Mai oder so gefragt hätte also wie ist es, hast du einen Freund oder so, da hätte ich sicher mich geschämt, weil es ist nicht so, dass

ich einen Freund hab aber jetzt ist es so, ich denk mir, sie ist meine Mutter und würde mich nie verraten oder hintergehen und ich sag ihr einfach was mir einfällt und so, ich sag ihr die Wahrheit. [...] Mit der Zeit hab ich mir gedacht ich hab ja niemanden, ok, ich hab meine Freundinnen, aber ich hab meine Mutter, die die mich beschützt, die die nie will, dass mir was passiert, also das hab ich mit gedacht, das ist mir dann eingefallen und da hab ich mir gedacht ja erzähl ich ihr halt alles was, was ich weiß, was sie wissen will.“ (Dilara, 21)

Die „Nicht-Ernstgenommenen“ empfinden die Beziehung zu den Eltern zwar auch als freundschaftlich, allerdings beschreiben sie im Gegensatz zu den anderen Mädchen keine egalitären Verhältnisse. Die Eltern einiger Töchter aus dieser Gruppe benutzen bei ihren Erziehungsmethoden auch den Faktor „Angst“. Bei der Mutter, die am deutlichsten zu autoritären Erziehungsmethoden neigt – Dilara’s Mutter – manifestiert sich diese Angst am deutlichsten. Die Außenwelt, also die Welt außerhalb der Familie wird als prinzipiell negativ und zum Teil auch feindselig und gefährlich beschrieben. Verlassen kann man sich in dieser Logik ausschließlich auf Personen aus der eigenen Familie, FreundInnen würden sich niemals auf die gleiche Weise für einen einsetzen. Die Konstruktion einer feindlichen Außenwelt dient dabei der Legitimation einer relativ starken Kontrolle über die Kinder, was auch in das Schema des „nicht-ernst-genommen-werdens“ passt – vor allem den Töchtern wird die Wehrhaftigkeit nicht zugetraut, die in einer feindlichen Außenwelt dringend notwendig wäre:

„Wenn zum Beispiel meine Mutter nicht weiß wer das ist, na ja, da darf ich eben nicht hin und da reg ich mich schon auf und so und dann, wenn ich mich wieder abgeregt hab denk ich mir, sie hat eh recht sie kennt sie ja nicht und so, dann bekomm ich ein klaren Kopf und so und denk mir sie hat eh recht, dann reg ich mich nicht auf und so, ja. (...) Ok, zum Beispiel er darf raus wann er will, es ist eh nicht so, dass er in der Früh heimkommt oder so was, aber er, er braucht meine Mutter nicht zu fragen, er sagt einfach, ja ich geh und dann geht er. Aber wenn ich wohin gehen will, dann muss ich’s detailliert erklären, ich geh eben in den Zehnten zu meiner Freundin, die Mama heißt so und so, halt ich muss eh erklären wo ich halt hingeh, da will sie alles genau wissen und ja, bei meinem Bruder isses halt lockerer.“

Und warum?

Warum? Na ja, weil sie Angst hat, weil sie denkt sich meine Brüder können sich wehren, aber wenn jemand auf mich zukommt, sie weiß genau, ich würd gleich anfangen zu heulen, ich kann mich gar nicht wehren und deswegen hat sie auch Angst. Es passieren ja auch erschreckliche Dinge, was weiß ich, Raubüberfälle, Vergewaltigungen und so, deswegen hab ich auch, na ja, sie weiß genau ich bin ein Angsthase und deswegen lässt sie mich auch nicht.“ (Dilara, 21)

Das hier beschriebene Verhalten entspricht der Theorie, dass Eltern in der Migrationssituation dazu tendieren würden, die Kontrolle über ihre Kinder zu verstärken. Boos-Nünning (1986) und Riesner (1995) diskutieren die Strenge der Eltern als eine Entwicklung, die mit einer empfundenen Werte- und Normenbedrohung einhergeht. Boos-Nünning bemerkt gegensätzliche Entwicklungen – zum einen den Autoritätsverlust der Väter und zum anderen auch die verstärkte Kontrolle vor allem Mädchen gegenüber, meint allerdings, dass dieser Unterschied nur oberflächlich betrachtet gegeben sei. Türkischstämmigen Mädchen würde vielmehr in allen Punkten größere Freiheiten erlaubt, die nicht *„die Rollen- und Autoritätsstruktur der Familie oder grundlegende türkische Normen gefährden“* (Boos-Nünning 1986: 80). Interessant ist in diesem Zusammenhang ein Untersuchungsergebnis von Schiffauer (2001) wonach türkische Eltern dazu tendieren würden, *„unliebsame Aktivitäten ihrer Kinder als ‘Verdeutschung’ zu interpretieren, wogegen dasselbe Verhalten von den Lehrern als Verhaftetsein in der türkischen und islamischen Kultur gedeutet wird“* (Fuhrer/ Mayer 2005: 70 zit. nach: Schiffauer, 2001).

Im Fall von Dilara´s Mutter lässt sich sehr gut das Muster einer „behütenden Kontrolle“ erkennen, durch die die Kinder vor Fehlern und den Gefahren des Lebens geschützt werden sollen. Außerdem zeigen sich in der Familie auch deutlich die unterschiedlichen Umgangsformen von Mädchen und Burschen bezüglich der Erwartungen der Mutter. Während Dilara versucht, den Vorstellungen der Mutter zu entsprechen meldete sich einer ihrer Brüder beispielsweise eigenmächtig von der Schule ab als die Mutter auf Urlaub in der Türkei war die auch vermutet, dass dies nicht stattgefunden hätte, wäre sie in Österreich gewesen. Sie formuliert viele Erziehungsvorstellungen mit einem starken Kontrollaspekt im Kopf und zeichnet kein Bild einer egalitären Beziehung.

„Ja im Moment eine Mutter und vier, ich habe zwei Töchter, zwei Söhne. Als Familie hier. Sonst haben wir hier niemanden, keine nahen Verwandten. Was soll ich ihnen von denen erzählen. Meine Töchter sind sehr, sehr gehorsam, meine Söhne auch. Jeder weiß, was er zu tun hat, sie gehen zur Schule und so. Der andere ist, wie ich bereits erwähnt habe, beim Bundesheer, der ältere Sohn. Er hat mit der Schule aufgehört. Ich war in der Türkei zu dem Zeitpunkt. Er hat die Schule verlassen und ist eingerückt. Wenn ich da gewesen wäre, wäre es vielleicht anders verlaufen. Ich musste wegen bürokratischen Dingen in die Türkei. Ich meine bis jetzt habe ich sie nie irgendwie unterdrückt, ich bringe sie nicht mit Unterdrückung zum Gehorsam. Nein. Das, was sein muss... wir sind das, eine Familie. Wir müssen alles bereden und dann

Entscheidungen treffen. Und sie fragen mich auch alles. Mama dürfen wir dahin, Mama dürfen wir das machen, solche Dinge besprechen wir gegenseitig. Bis jetzt haben wir noch keine größeren Probleme gehabt. Ich meine unsere Familie ist noch klein, alle sind noch bei mir. Ich weiß nicht.“ (Dilara’s Mutter, 44)

Die dritte Gruppe ist jene der „Unverstandenen“, die zwar ein gutes Verhältnis beschreiben und sich auch ernst genommen fühlen, aber sich als „nicht auf einer Wellenlänge“ mit ihren Eltern definieren. Kayra beschreibt die Beziehung zu ihrer Mutter zwar als liebevoll, sieht sich aber nicht als Freundin der Mutter. Sie ist der Meinung, dass ihre Mutter eine starke Frau sei, andererseits könnte sie sie nicht verstehen, da sie eigenartigen Traditionen und Überzeugungen anhänge, ohne diese jemals zu hinterfragen. Einerseits werden Mütter also als stark und tüchtig erlebt, andererseits gibt es Probleme wegen „überholten Einstellungen“ die die Töchter nicht teilen können.

„Meine Mutter hat bestimmte Bilder in ihrem Kopf ja, aber es ist nicht so, dass sie daran wirklich festhält, sondern man kann ihr durch erklären vieles halt beibringen aber ich will nicht sagen sie ist schizophren (lacht), aber sie ist halt unentschlossen. Manchmal redet sie über ein Thema so und dann wieder, nein das hab ich ja gar nicht gesagt. Dann ist es halt für mich auch schwierig irgendwie halt Grenzen zu setzen oder dass ich sag das kann ich mir vorstellen und das nicht, weil sie selber nicht weiß was sie machen kann oder will oder was. Manchmal sitzt sie vor dem Fernseher und sagt ja, also die Ausländer ok ich versteh die Österreicher die Ausländer sind ja so arg und so, und am nächsten Tag die Österreicher sind auch so und hin und her oder sie hat auch eine Zeitlang Kontaktangst zu Schwarzen gehabt. Aber ich hab ihr dann gesagt das und das und sie hat mich auch gefragt, was Homosexuelle sind, ob das von Geburt an so ist. (...) Ah, also mit meiner Mutter hab ich nicht diese freundschaftliche Ebene und mit meinem Vater (pause) kommt drauf an, es ist halt das Problem bei meiner Mutter ist es immer so egal was das für ein Problem das ist egal was ich erzähle, es ist halt immer dieses „Pass auf“-Blabla und für mich ist in erster Linie wenn ich ein Problem erzähle dass mir jemand zuhört und nicht urteilt.“ (Kayra, 18)

„Ahm, mit meiner Mutter hab ich nicht wirklich viele Gemeinsamkeiten. Ich weiß nicht (Pause), ich nehme einmal an, dadurch dass wir (pause) dass ich in Wien aufgewachsen bin und dass sie eher in der Türkei und im Dorf aufgewachsen ist kann sie MANCHES nicht verstehen obwohl meine Mutter ist schon wirklich verständnisvoll da bin ich eh froh, wenn ich Mütter von meinen Freundinnen seh manchmal wie die drauf sind dann... sie gibt sich schon wirklich Mühe mich zu verstehen also im Sinne von „was geht in deinem Kopf ab, was ist die Jugend also wie ist die Jugend so“. Da gibt sie sich schon ziemlich viel Mühe aber ich weiß nicht (pause) es ist eher so das was sie von ihren Eltern gesehen hat kann sie ja nur weitergeben ich mein sie gibt sich Mühe aber es klappt irgendwie nicht halt (sehr leise). Sie ist relativ anders aufgewachsen als ich. In anderen Umständen, in einer anderen Kultur und....(Pause).“ (Zeliha, 16)

Eine Ausnahme innerhalb aller Interviewpartnerinnen stellt Derya mit der Beziehung zu ihrer Mutter dar, denn als einzige von allen Interviewpartnerinnen fühlt sie sich im Stich gelassen. Selbst wenn bei anderen interviewten Töchtern Bedauern darüber zu bemerken ist, dass die Eltern durch die Arbeitsbelastung zu wenig Zeit gehabt hätten wird von allen betont, dass die Eltern selbst keinen großen Einfluss darauf gehabt hätten und das schwere arbeitsreiche Leben für die Kinder auf sich genommen hätten.

Derya stellt eine große Ausnahme in allen behandelten Bereichen dar. Sie bezeichnet die Beziehung zu ihrer Mutter im Moment als gut, eigentlich ist sie jedoch geprägt von Enttäuschungen und dem Gefühl, im Stich gelassen worden zu sein. Derya's Mutter wurde erstens jung mit einem Mann verheiratet, den sie nicht heiraten wollte und bekam dann auch ziemlich bald ihre Tochter, eine Situation, der sie sich nicht gewachsen fühlte und die sie nicht wollte. Die Mutter verließ die Familie auch ziemlich bald und Derya wuchs bei verschiedensten Verwandten auf und, was sie in ihrer Selbstwahrnehmung zu einem Menschen machte, dem es schwer fällt, sich auf soziale Beziehungen zu verlassen. Sie beschreibt also ihre familiäre Situation als Grund dafür, dass sie nun mit psychischen Problemen zu kämpfen hat.

„Aber.. nun.. wie war mein Leben bisher.. (Pause). Soll ich das Kapitel für Kapitel erzählen? Nun ich kann mich an folgendes erinnern. Die Zeit bis zu meinem 3. Lebensjahr, der Vertrauensbruch mit 3 Jahren, den Fortgang meiner Mutter und meines Vaters. Denn meine Mutter hat nach der Geburt immer getrennt von mir gelebt. (...) Der Auseinanderbruch der Familie als ich noch sehr klein war. Und das hat mein Herz in fünf sechs Teile geteilt. Dann musste ich immer wieder neue Menschen kennen lernen, weil ich ständig umgezogen bin. Das hat bei mir immer eine Unsicherheit entfacht. Ich hatte bald das Gefühl, dass ich jeden wieder verlieren würde, den ich erst kennen gelernt hatte. Das meiste, wonach ich jetzt bei mir suche ist eigentlich, die Zugehörigkeit an einen Ort. Ich möchte leben können, ohne wieder etwas verlieren zu müssen.(...) ich bin in XXX (Anm.: Stadt im Osten der Türkei) geboren worden. Ee ... bis zu meinem 3. Lebensjahr war ich bei meiner Großmutter väterlicherseits. Meine Mutter hatte sehr jung geheiratet. Ich wusste, dass ich ein unverwartetes, nicht gewolltes Kind war.“ (Derya, 20)

Derya erzählt, schon als kleines Kind gespürt zu haben, dass ihre Mutter psychische Probleme hatte, es ihr nicht gut ging und sie aus dem Grund auch nicht bereit dazu war, ihre Mutterrolle wahr zu nehmen. Aus Hilflosigkeit wandte Derya's Mutter auch Erziehungsmethoden an, die Derya ebenfalls als schlecht für ihre psychische Situation bezeichnet. Beide Eltern versuchen mit Angst ihre Tochter zum Gehorsam zu bringen, was Derya als Grund für irrationale Ängste, mit denen sie nun zu kämpfen hat, betrachtet.

„Meine Mutter war immer krank, sie hatte ständig Probleme und sagte immer, dass sie sich trennen würde. Und ich fühlte auch, dass sie psychisch nicht sehr gut beieinander war. Und das war der Grund für eine gänzlich ungünstige Beziehung zu mir. Und an was ich mich noch mit einem Gefühl der Trauer erinnere, dass sie mir sehr oft Angst eingejagt hatten, weil ich so schlimm war. Ja, wenn du dorthin gehst, dann frisst dich dort ein Ungeheuer, wenn du das machst, dann passiert das. Sie haben mich mit Dingen erschreckt, die es nicht gab. Und das verfolgt mich heute noch. Ich spüre das, ich kann das nicht aus meinem Hirn verbannen. So logisch ich auch zu denken versuche, wenn ich ins Bett gehe, dann glaube ich immer, es wird jetzt irgendwo irgendwas auftauchen.“ (Derya, 20)

Derya bleibt auch in der Türkei als ihre Mutter nach Österreich flieht und sieht sich wieder mit dem Problem konfrontiert das ungeliebte Kind bei fremden Leuten zu sein, das allen nur auf der Tasche liegt. Aus dieser auswegslosen Situation heraus hat sie einen Nervenzusammenbruch und beschreibt eine Situation, die den Eindruck erweckt, dass sie einen Selbstmordversuch beging. In Derya's Wahrnehmung ändert sich mit diesem Ereignis die Beziehung zur Mutter, da diese endlich erkennt, dass sie ihre Verantwortung für die Tochter wahrnehmen muss. Derya's Mutter holt ihre Tochter nach dem Vorfall nach Österreich, wo die beiden nun dabei sind eine neue Beziehung aufzubauen. Derya äußert sich liebevoll und verständnisvoll über ihre Mutter, betrachtet sie aber gleichzeitig als schwachen Menschen. Trotz dem mehrfach geäußerten Gefühl von der Mutter vollkommen im Stich gelassen worden zu sein macht sie ihrer Mutter keinerlei Vorwürfe mehr und sieht ihr Leben in Österreich als einen positiven Neubeginn für beide.

„Nun war es wieder soweit, dass ich mit meiner Mutter meine Beziehung gänzlich abbrechen wollte. Ich hatte folgendes verstanden. Was ich auch mache, diese Frau will mich nicht. Wie sehr ich auch eine Mutter brauche, mein gegenüber kapiert das nicht. (...) Ich flippte wieder einmal aus. Und auch diesen Vorfall möchte ich nicht erzählen. Der Punkt, an dem ich die Sinnhaftigkeit meines Lebens hinterfragt hatte. Ich kam zufällig davon und nach diesem Ereignis hat meine Mutter es endlich kapiert. Sehr interessant ist das, und sehr komisch, vielleicht tragisch. Für ein Kind sehr tragisch. Aber ich weiß, meine Mutter hat endlich ihre Mutterrolle eingenommen. Und es waren plötzlich alle aufgewacht (emotional gerührt). Ich ging nach XXX (Anm. Stadt in der Türkei) und erledigte die Bürokratie, um nach Wien kommen zu können. Es sah zuerst unmöglich aus, aber ich hatte Glück oder das Leben hat endlich Schluss gesagt oder ich habe es mir tatsächlich verdient. Es wurde eingewilligt. Dann bin ich hierher gekommen.“ (Derya, 20)

Beziehung zum Vater:

Die Beziehungen zu Vätern werden generell als weniger intensiv beschrieben als zu den Müttern, da die Mütter trotz Arbeit die Rolle einer „zentralen Schaltstelle“ im

Familiengefüge einnehmen, während die Väter ausschließlich auf den Broterwerb konzentriert sind.

Bezüglich der Vaterbeziehung lassen sich unterschiedliche Muster erkennen, die auch mit der Stellung des Vaters in der Familie und dessen Familienrolle zusammen hängen. Einerseits gibt es eine Gruppe von Mädchen, die die Verantwortlichkeiten als gleich verteilt betrachten und beide Elternteile gleich respektieren, andererseits gibt es diejenigen, die ihrem Vater weniger Respekt entgegenbringen, da sie ihn für unfähig halten, Verantwortung zu übernehmen. Einerseits gibt es Töchter aus der ersten beschriebenen Gruppe, die die Beziehung zu ihrem Vater – ebenso wie die zu ihrer Mutter – als egalitär und freundschaftlich definieren. Sie respektieren beide Elternteile und merken an, dass sie sich sehr ernst genommen fühlen würden da sie von beiden Eltern als Beraterinnen konsultiert würden. Sie merken auch an, dass sie sich durch etwaige Ausbildungsaspirationen nicht unter Druck gesetzt fühlten, da ihre Eltern sie zu nichts „bedrängen“ würden:

„Ich werd von meinen Eltern Gott sei Dank irgendwie nicht bedrängt zu irgendwas, oder auch nicht, hm, es wird mir auch nichts verboten, also sie verbieten mir auch nichts, und von dem her, hab ich's eigentlich eh ziemlich gut, ich mein, im Gegensatz zu einigen anderen Freundinnen von mir auch, und ja.“ (Bahar, 23)

Innerhalb der Mädchen, die die Vaterrolle als ähnlich wichtig wie die der Mutter betrachten sind noch einmal extra diejenigen auszumachen, die ihren Vater als in Entscheidungen und Erlebnisse involviert betrachten – in den meisten Fällen werden ja nur die Mütter als diejenigen wahrgenommen, die Dinge verbieten oder erlauben. Ein Beispiel für eine solche Tochter-Vater-Beziehung – wird von einer der älteren Interviewpartnerinnen gegeben. Die befragte Tochter hat zum Zeitpunkt des Interviews mit beiden Elternteilen eine freundschaftliche und gleichberechtigte Beziehung, ihr Vater scheint in ihrer Jugend allerdings eine ziemliche Autoritätsperson gewesen zu sein.

„Ja, eben mit Skikursen also mein Vater war also strikt dagegen, dass ich auf Skikurs fahre im Gymnasium-Unterstufe. Ich muss auch dazu bemerken, dass ich in der Schule die einzige Türkin und überhaupt glaube ich weiß nicht ob es da wirklich Ausländer gab zumindest keine Mädchen und war halt einfach so zu dem Zeitpunkt und ja mein Vater hatte einfach Bedenken, erstens einmal als Mädchen und als ausländisches Mädchen – türkisches Mädchen, dass ich da mitfahre, erstens einmal wegen dem Essen, 2. ich war noch nie weg von zu Hause, 3. was halt immer die Frage ist, was wird das Umfeld dazu sagen, wenn das Mäderl wegfährt aus der Familie. (...) und dann hat mein Bruder mal mit mir geredet und gemeint, vielleicht könnten wir ihn dann so überreden,

dass wir sagen es wurde für dich organisiert es ist quasi gratis und alle Lehrer haben da das ganze mitfinanziert und er hat das dem Vater auch gesagt dem Vater war das natürlich dann peinlich, wenn alle das mitfinanziert haben und er weigert sich immer noch mich mitzuschicken, dann ja quasi das tut man einfach nicht und dann hat er mich mitfahren lassen und im Endeffekt war es aber dann so, dass mein Bruder meinen Schikurs bezahlt hat also damals 3500 Schilling bar. Also das ist gar nicht so wenig. Also er hat von seinem Ferialpraxisgeld sicher damals die Hälfte abgegeben, dass ich mitfahren kann.“ (Burcin, 26)

Trotzdem wird die Beziehung zum Vater von Burcin durchwegs als positiv wahrgenommen. Bezüglich des Ausbildungsweges nimmt der Vater eine wichtige Rolle ein, da als eine Person beschrieben wird, die viel Interesse an einer guten Ausbildung der Tochter zeigte.

„Ja und mein Vater – für ihn war das oberste, dass wir uns bilden. Also Bildung steht über alles. also ich glaube ich hätte eigentlich jeden Beruf erlernen können, wenn ich wirklich dahinter gestanden wäre, wären sie auch hinter mir gestanden. Natürlich haben sie sich mehr gefreut, wenn ich einen akademischen Weg oder einfach Richtung Matura gegangen bin und nicht einen Lehrberuf ergriffen habe, ja ich glaub, das waren einfach so die Hauptaspekte.“ (Burcin, 26)

Die jetzige Beziehung zu ihrem Vater beschreibt Burcin als besser im Vergleich zu früher. Er hat sich ihrer Meinung nach zum einen verändert, zum anderen ist sie die einzige Tochter, die noch daheim wohnt und Konflikte in der Pubertät fielen weg - also insgesamt ist die Stimmung entspannter als zu der Zeit, als sie in der Pubertät war. Der familiäre Umgangston hat sich Burcin's Meinung nach also mit dem Älterwerden verändert:

„Mein Vater ist zwar ein sturer Kopf auf der einen Seite, aber er meint es auch gut und ich glaub dass er das auch ziemlich dann genießt wenn er auch was für mich tun kann seine Einkäufe so arrangiert, also oft Sachen kauft die ich besonders gerne esse oder mag und sich wirklich bemüht und schaut was ich gerne esse. Er hat vor Jahren nie gewusst, was ich bevorzuge, dass ich zum Beispiel gerne ein Bri esse oder ein Camembert das war ihm wurscht, aber heute schaut er auf so Details was ich mag oder was ich nicht mag, was ich an Obst mag. Dann schaut er darauf, dass er das kauft und nicht was ich nicht mag. Also zum Beispiel er ist einer der immer das gleiche Obst kaufen würde, wenn es nach ihm ginge. Immer Äpfel, Äpfel. Jeden Tag. Und ich bin eher ein Mensch der Abwechslung braucht und dann er bemüht sich sehr wohl also er ist wandlungsfähig, also bei ihm dauert es lange aber er macht es schon schrittweise.“ (Burcin, 26)

Die zweite Gruppe besteht aus den Mädchen, die ein Verhältnis zu ihrem Vater beschreiben, in dem er nicht ganz ernst genommen wird. Ein Beispiel für die Mädchen aus dieser Gruppe ist Kayra, die ihrem Vater oft den Vorwurf macht, dass

er aus Unverantwortlichkeit die Familie fast in den finanziellen Ruin getrieben hatte. Die Mutter „rettet“ die junge Familie in Kayra’s Erzählung insofern finanziell, als sie sich zur Migration nach Österreich entschließt und später auch ihren Mann nach Wien nachholt. Kayra hat keine große Bindung zu ihrem Vater, sie sieht ihn eher als einen verträumten, unverlässlichen Verlierer an, der sich nicht ausreichend um die Familie kümmerte als es notwendig gewesen wäre. Ihre Mutter hingegen beschreibt sie als selbstbewusste und tüchtige Frau, deren Einsatz es zu verdanken sei, dass die junge Familie die ausweglose finanzielle Lage überwinden konnte.

„Es war halt am Anfang ihrer Ehe halt schwer und es waren beide noch jung, naiv und es war halt so, dass mein Vater nicht wirklich gearbeitet hat und meine Mutter hat halt gesehen, dass das kein Ende haben wird und es in der Türkei damals halt sehr schwierig war, allein als Frau irgendwie eine Existenz aufzubauen und sie hat sich gedacht, also eher war das der Wunsch von meinem Opa, dass sie dass sie dann nach Wien kommt und dass sie ihr Leben sozusagen rettet. (...) Ah, ja für meine Mutter war es dann, sie wollt schon, dass er her kommt. Vielleicht eben andere, also ihre Berechnungen haben dann auch gestimmt vielleicht auch andere Umgebung. Vielleicht wird er da sehn, dass man halt arbeiten sollt und ich glaub von meinem Onkel, also von dem Bruder von meiner Mutter war das eher so, dass er gsagt hat, dass er nicht kommen sollte und dass er dort alleine sein sollte aber in unserer Gesellschaft also jetzt halt is es nicht so extrem aber früher war das halt so, dass eine Frau alleine halt schwieriger ist dass man sagt, sie ist so arm, ihr Mann ist nicht da, hin und her und ja, jetzt ist sie bei der Schwester und sie wollt so was nicht haben, sie hat sich gedacht, ja einen anderen werd ich eh nicht heiraten und so nehm ich ihn (lachen) und ja.“ (Kayra, 18)

Darüber hinaus klingt im Interview auch ein Vorwurf an den Vater dahingehend durch, dass er als mitverantwortlich beschrieben wird, dass Kayra als Kind die meiste Zeit auf sich alleine gestellt war, obwohl sie sich mehr Aufmerksamkeit gewünscht hätte. Wenn sie die Unterschiede zwischen sich selbst und ihren jüngeren Geschwistern beschreibt, geht sie lange auf deren mangelnde Selbstdisziplin und auf das Faktum ein, dass die Jüngeren viel verwöhnter seien. Sich selbst beschreibt sie als aus freien Stücken zurückhaltend, da sie viel mehr Eigenverantwortung übernehmen musste und mit weniger Möglichkeiten aufwuchs. Wenn Kayra über die Probleme der Mutter bei ihrem ersten Kind – also sich selbst – spricht lässt sie auch einen Vorwurf an ihren Vater, der seinen Pflichten nicht nachkam, durchklingen:

„Und mich hat sie mit 24 bekommen und meine Schwester doch mit 33, 34. und da war mein Vater eigentlich normal sozusagen, normal gearbeitet und wo sie mich als erstes Kind bekommen hat, hat sie mehr Probleme gehabt und ja.“ (Kayra, 18)

Eine andere Interviewpartnerin, Fulya, will nicht über ihren Vater sprechen und geht auch nicht näher auf die Frage nach ihm ein.

„Ja meine Eltern sind geschieden, seit 5 Jahren glaub ich schon. (pause) Und es war eine ziemlich schwierige Zeit muss ich sagen, ziemlich viele Probleme gehabt, ziemlich viel Stress gehabt und ja (lange pause) Ich wüsst jetzt nicht was ich dir erzählen soll darüber also. (ist ihr irgendwie unangenehm) (...) Nein ja eh aber (Pause) keine Ahnung. Ja sie sind geschieden und haben nicht wirklich einen Kontakt mit ihm im Moment.“ (Fulya, 24)

Zwei Interpretationen zu ihrer Verschlossenheit bezüglich der Trennungsgeschichte ihrer Eltern sind möglich. Einerseits wäre es denkbar, dass die Scheidung nicht im Guten verlief und die Mutter immer noch unter der Trennung zu leiden hat. Andererseits klingen persönliche Probleme der beiden Eltern durch und auch die Tatsache, dass keinerlei Kontakt zum Vater besteht, lässt darauf schließen, dass die Hauptverantwortung für die Kinder in erster Linie immer bei der Mutter lag – was Fulya's Mutter auch so sieht.

„Also wenn wir von der Kernfamilie ausgehen. Ich habe zwei Kinder. Mein Mann..... wir haben uns vor fünf Jahren getrennt. Aber bis vor fünf Jahren waren wir eine vierköpfige Familie. Mutter, Vater, zwei Kindern. Wer hat welche Aufgabe gehabt? Ja bei uns ehh (lächelt) ist die Rolle des Mannes klar. Das ist Realität, leider. Weil wir in einem patriarchalen System leben. Er geht arbeiten, verdient das Geld, bringt es heim, das war's. Mehr als das übernimmt er nicht. Also als Mutter habe ich die Aufgabe übernommen, mich um die Kinder zu kümmern, ihr Essen, Hausarbeiten und vor allem du bist eine arbeitende Mutter. So ist das. Die Frau übernimmt immer mehr Verantwortung, also ich habe das so gemacht zumindest.“ (Fulya's Mutter, 43)

In der Literatur wird die Rolle der Väter weniger stark behandelt als die der Mütter. Nauck (1985) und Boos-Nünning (1986) beschäftigen sich mit Veränderungen innerhalb der Familienstruktur und diskutieren die Väter betreffend vor allem die Veränderung innerfamiliärer Entscheidungsstrukturen und deren Konsequenzen. Beide AutorInnen sind der Meinung, dass Väter, die im Aufnahmeland Schwierigkeiten im Beruf haben innerhalb der Familie einen Statusverlust hinnehmen müssen, was sich in vorliegender Studie bei den oben vorgestellten Fällen ebenfalls zeigt.

Zur Einordnung der eigenen Eltern in türkisch – nicht-türkisch:

Interessant bei der Darstellung der Beziehung zu den Eltern ist, dass alle Töchter, bei denen ein Elternteil in der Türkei und der andere in Österreich aufgewachsen ist meinen, sich mit der Person, die in Österreich aufwuchs, besser zu verstehen. Das Verhältnis wird aus dem Grund als besser und friktionsfreier definiert, da die

Werhaltungen und Normen mehr den eigenen entsprechen. Eltern, die in der Türkei aufwuchsen, werden als strenger und Vergnügungen gegenüber negativer eingestellt beschrieben – also als „weniger cool“. Hier liegt die Vermutung nahe, dass von den interviewten Mädchen in diesem Bereich Außenzuschreibungen der Mehrheitsgesellschaft unbewusst reproduziert werden. Apitzsch (1999) meint, dass Eigenbiographien eine Scharnierfunktion zwischen Makro- und Mikrostrukturen übernehmen und dadurch eine Eigenverortung für MigrantInnen ermöglichen (vgl. Apitzsch 1999: 11). Dieses Modell kann auch auf die Zuschreibungen anderen Personen gegenüber übertragen werden. Wenn die interviewten Töchter also den Elternteilen, die in der Türkei aufwuchsen, andere Eigenschaften zuschreiben als jenen, die in Österreich groß wurden, verorten sie sich damit auch selbst und – in Abgrenzung zu einem Elternteil – als „mehr österreichisch“.

Abide ist ein Beispiel für eine Tochter, die sich mit ihrem Vater, der in Österreich aufwuchs, mehr verbunden fühlt. Sie meint zwar, dass sie mit beiden Eltern ein freundschaftliches Verhältnis hätte, macht aber zumindest mit der Mutter nicht diesen Eindruck. Sie merkt bei der Beschreibung ihrer Elternbeziehungen auch an, dass sie sich mit dem Vater besser verstehen würde, da dieser in Österreich geboren sei, wenig „türkische Traditionen“ verinnerlicht hätte und aus dem Grund mehr „mit ihr auf einer Wellenlänge“ sei. Die Mutter wird als die Strengere beschrieben, die außerdem Vergnügungen wie Konzertbesuche, die Abide eindeutig mit ihrem Vater teilt, nichts abgewinnen kann.

„Meine Mutter ist etwas strenger, aber mit meinem Vater versteh ich mich sehr gut. (...) Na ja, wie gesagt, sie, mit ihr versteh ich mich auch sehr gut, ich mein sie ist auch wie eine Freundin, nicht wie eine Mutter sondern wie eine Freundin, ich kann mit ihr über alles reden, aber in diesem Punkt, also mit Freund haben und so, ist sie ganz anders, da is sie schon etwas streng. (...) Er (Anm. der Vater) ist sehr leiwand, voll! Ja, er macht alles, zum Beispiel auch wenn's Blödsinn ist, er würd's gern machen. Aber es muss ihm Spaß machen, wenn es weiß, dass es wirklich Spaß macht, dann macht er das auch. Aber meine Mutter, zum Beispiel, ich weiß nicht, wir wollen zum Beispiel fortgehen am Abend, meine Mutter kommt so her, nein was machst du dort, du bist eh schon ganz alt und so weiter, was willst du dort machen? Sitz lieber zu Hause und so weiter, dann haben wir auch kein Dings mehr, bleiben sitzen halt wir gehen dann oft auch einfach nicht. Aber ich weiß nicht, zum Beispiel irgendwie denk ich mir ER würd's erlauben, dass ich ein Freund hab, ja, aber meine Mutter, wenn sie so redet zum Beispiel, wenn sie zu ihm geht und wenn sie so redet zum Beispiel nein, so so nein, sie darf jetzt kein Freund haben, sie muss zuerst die Schule fertig machen und so weiter, verändert er auch irgendwie seine Gedanken. Na ja, aber so ist er schon anders, er ist ja auch hier aufgewachsen.“ (Abide, 16)

„Ahm, mit meinen Eltern, ich weiß nicht, ich hab so eine, nicht so Tochter-Vater-Beziehung, oder halt Tochter-Mutter-Beziehung ghabt, sondern so, wir waren wie Freunde, besonders mit meinem Vater. Meine Mutter ist etwas strenger, aber mit meinem Vater versteh ich mich sehr gut.“ (Abide, 16)

Der Vater ist für Abide ein Vorbild und sie äußert an vielen Stellen des Interviews großen Stolz auf ihn. Sie sieht sich auf einer Seite mit ihrem Vater gemeinsam, den sie als genau so verrückt und „crazy“ beschreibt wie sich selbst, sie weiß dabei zwar, dass er als Ehemann nicht immer verlässlich ist und nimmt ihn in seiner Vaterrolle nicht ganz ernst, trotzdem klingt ihr sehr großer Stolz an vielen Stellen des Interviews durch. Den Gegenpol bildet die Mutter, die die eher konservative und strengere Rolle innehat – und auch die ist, die mehr Verantwortung übernimmt. Auf die Frage mit wem Abide auf Konzerte gehen würde, was sie als eine der Aktivitäten beschreibt, denen sie gerne nachgeht, meint sie folgendes:

„Hm, (lacht) mit mein Vater (lacht) ja, er ist auch so einer, der ist wirklich ganz crazy weißt, Konzerte, meint er, ok wir gehen (lacht) ja ja, schon, er ist ein totaler Musikfan und er ist überhaupt so ganz leiwand. Alle meine Freundinnen, ich weiß nicht lieben ihn (lacht) sag ich halt mal, die verstehn sich echt ganz gut. Ich weiß nicht, wir sind meistens mit meinem Vater unterwegs, er is auch so ganz crazy, so wie wir, so ganz durchgedreht. (lacht)“ (Abide, 16)

Auch Manolya äußert sich auf ähnliche Weise über ihre Eltern, allerdings ist es bei ihr der Vater, den sie als „türkischen Patriarchen“, zu dem sie keinen Draht hätte, beschreibt - sie ist auch die einzige der Töchter, die ihren Vater als autoritär darstellt.

„Ja, schon, also mit meiner Mutter versteh ich mich super ja, die ist total auf der gleichen Wellenlänge mit mir, mit meinem Vater hab ich da mehr Probleme, weil er, also meine Mutter ist mit zwei Jahren hierher gekommen, das heißt sie ist auch, also sie versteht mich besser, weil sie auch hier aufgewachsen ist. Mein Vater ist das schon, also mit 23 oder 24 ist er gekommen und er hat noch mehr so die türkische Kultur und noch mehr so Angst um mich, wenn ich was machen will, alleine, ohne meine Eltern. Der ist, ja, und mit ihm kann ich auch nicht so, also mit ihm red´ ich auch nicht so viel, so über mein Leben, oder wenn ich was machen will und er sagt nein, dann diskutier ich nicht mit ihm. Also echt nicht, ganz selten nur, wenn´s mir wirklich reicht, aber sonst vermeid ich die Diskussion mit ihm, weil er einfach, weil er nicht so offen für andere Ideen ist, also er kann mich sowieso nicht verstehn, also da lass ich´s gleich. Aber mit meiner Mutter ist das GANZ anders, also mit meiner Mama kann ich diskutieren, und sie ist auch so, dass, z.B. ja ich will wohin gehen und sie sagt nein, ja dann kann ich schon mit ihr drüber diskutieren, dann kann ich mit ihr drüber reden und sagen das ist mir wichtig und so, weißt, und sie ver, also meistens versteht sie mich dann schon und wir finden irgendeinen, hm, Mittelweg, wo wir beide zufrieden sind. Zum Beispiel sie sagt dann, ja ok, also du darfst gehen, aber bleib nicht zu lang, oder wer kommt mit dir mit, wer fährt dich, also so halt.“ (Manolya, 17)

5.3.3. Familienentscheidungen

Bezüglich der Sicht der Mütter auf Familienentscheidungen kann gesagt werden, dass die Entscheidungsstrukturen allgemein als egalitär empfunden werden. Es wird generell auch artikuliert, dass die Kinder in Entscheidungsprozesse einbezogen werden - allerdings meinen das auch diejenigen, die ganz eindeutig autoritär agieren wie zum Beispiel Dilara´s Mutter.

„Es gibt eine Aufgabenteilung zu Hause. Sagen wir, wenn eine Mutter zu Hause etwas machen soll. Als einfachstes Beispiel. Ee alles wird nicht von der Mutter erwartet, auch nicht von der Schwester. Jeder macht, was zu seinem Aufgabenbereich gehört. Sie wissen das. Das besprechen wir. Manchmal gibt es Familiensitzungen rund um den Tisch. Dann erzählen wir, diskutieren. Das und das muss so sein, damit wir das aus eigener Kraft bewältigen können. Diesen Weg müssen wir gehen, solche schönen Gespräche haben wir und so.“ (lächelt) (Dilara´s Mutter, 44)

Auch bei ihrer Definition der Rolle von Religion und Tradition lässt Dilara´s Mutter durchblicken, dass sie ihren Erziehungsstil zwar als progressiv betrachtet, aber auf Traditionen und die Einhaltung religiöser Vorschriften großen Wert legt. Es gibt einen genau abgesteckten Rahmen von erlaubten Verhaltensweisen, die für sie direkt mit religiösen Vorschriften in Zusammenhang stehen. Alles, was darüber hinaus geht, wäre damit nicht erlaubt, stellt in der Familie aber kein Problem dar, da die Kinder verbotenen Tätigkeiten nicht nachgehen würden.

„Die Rolle der Religion und Tradition.... ich meine die Tradition... Hazret Ali (Anmerkung: Neffe des Propheten Mohammed) hat einmal gesagt, er sagte – erzieht eure Kinder nicht nach den Regeln eurer Zeit, sondern nach den regeln der Zeit, in der sie sich befinden. Ich meine, wenn ich jetzt meine Kinder so erziehen wollte, wie ich erzogen worden bin, das wäre nicht möglich. Und Traditionen, ja so wirklich strenge Traditionen haben wir auf keinen Fall. Ich meine im Islam, alles was sich außerhalb der islamischen Regeln abspielt praktizieren wir nicht. Ich weiß nicht. Das mache ich nicht. Wir haben das auch nicht machen müssen. Ich sage ihnen nur, den Mädchen, nach der Volksschule, nachdem sie in die Hauptschule eingetreten waren. Ihr seid Moslems sagte ich. Ab jetzt gehört es sich, dass ihr euch verhüllt. Nur das habe ich gesagt. Sonst nichts. Nicht Religion, das muss so gemacht werden oder sie dazu gezwungen (lächelt). Und dann Gott sei Dank, sie haben selber eingewilligt und haben das freiwillig gemacht. Das verlangt unsere Religion von uns. Der Gott, der uns erschaffen hat, so wie er will, dass wir leben, so leben sie. Sie halten sich daran. Sie versuchen es zumindest. Manchmal möchten sie ins Kino gehen. Ich schicke sie hin, manchmal sogar gehe ich mit ihnen gemeinsam. Filme, die man ansehen darf. Und dann ja wie ich bereits erwähnt habe, sind wir in einem islamischen Verein aktiv. Es gibt Aktivitäten für die Jugendlichen, dort haben auch meine Kinder eine Aufgabe

übernommen. Es geht ihnen eigentlich sehr gut, sie klagen nicht. Aber sie haben von mir nie verlangt, in die Disco gehen zu dürfen. (lacht) Und dann, was weiß ich „Mama dürfen wir uns öffnen“ (Anm: Im Sinne von Kopftuch ablegen) oder dürfen wir das machen. Sie haben kein Bedürfnis nach solchen Sachen. Zu Hause können sie sich anziehen wie sie wollen. Ganz offen, ganz bequem, wie sie wollen. Aber draußen sind sie verhüllt. Deshalb, ich meine weil ich nie Druck ausgeübt habe, sehnen sie sich nach nichts. Ich meine was die Welt da draußen angeht.“ (Dilara’s Mutter, 44)

In anderen Familien, in denen die Töchter “Beratungsstellen” für die Eltern sind, werden diese definitiv in die Entscheidungsprozesse innerhalb der Familie einbezogen. Das gilt nicht für alle Bereiche, doch die Entscheidungen, die auch für die Kinder relevant sind (wie zum Beispiel Urlaube, Anschaffungen für die Wohnung oder Wochenendaktivitäten), werden auch mit ihnen besprochen und diskutiert. Andererseits gibt es Entscheidungen, auf die alle Eltern wenig Einfluss nehmen – und zwar wenn es um Ausbildungen geht. Die Eltern erwarten von ihren Kindern, dass diese zumindest die Matura machen, greifen aber aus Informationsdefiziten und Zeitmangel nicht in den Entscheidungsprozess der Kinder ein (vgl. Kapitel 5.4.6. Mangelnde Unterstützung durch die Eltern).

Die Sicht der Töchter auf Entscheidungsprozesse ist nicht immer deutlich erkennbar und kann am ehesten anhand der Dimension „Ausbildungsentscheidungen“ nachvollzogen werden. Bezüglich der Frage nach dem Eingreifen der Eltern in Ausbildungsentscheidungen sind sich alle Mädchen einig, dass sie zwar von den Erwartungen der Eltern beeinflusst würden, aber selten konkrete Vorschläge oder Anweisungen bezüglich der Ausbildungswege erhielten. Diese Einschätzung geht bis zu einer Artikulation des Gefühls, mit wichtigen Entscheidungen ohne Unterstützung alleine gelassen zu werden. Hier sind die Mädchen also wieder in mehrere Gruppen einzuteilen – in jene, die sich mit den alleine getroffenen Entscheidungen wohlfühlen und solche, die gerne mehr Anleitung von den Eltern bekommen würden. Innerhalb der ersten Gruppe von Mädchen kann noch einmal eine Unterscheidung getroffen werden in Mädchen, die sich von den Vorschlägen der Eltern unter Druck gesetzt fühlen und solchen, die dezidiert artikulieren, alleine entschieden zu haben oder meinen, dass die Eltern sich nicht einmischen würden. Die ersteren stellen ihre eigenen Entscheidungen als stark von der Mutter beeinflusst dar, und erwecken mit ihrer Beschreibung den Eindruck, als hätten die Mütter zum Teil auch über ihren Kopf hinweg entschieden und sie damit in ehrgeizige Pläne „hineingezwungen“:

„Ok, was, hm, was glaubst du, was deine Mama so an dich so für Erwartungen hat? Also im Alltag und fürs Leben oder so mein ich.

Ja im Alltag, ich glaub schon, dass sie von mir erwartet, dass ich eben, hm, dass ich ihr eben als Unterstützung dasteh, ich mein was ich eigentlich auch mach, und vom Leben, hm (lacht) also sie erwartet von mir dass ich den Uniabschluss mach, ich bin auch eigentlich, ahm, ich war nie der Typ, der irgendwie, ja ich muss studieren, ich muss einen Uniabschluss haben, ich war nie der Typ, der das gesagt hat. Meine Mama wollt unbedingt, dass wir, sie will eben immer, dass wir bestimmte Ziele halt erreichen. Zum Beispiel mit dem Führerschein war das auch so, ich wollt ihn nicht haben, meine Mama is selber hingegangen und hat mich angemeldet. Also, weil sie is der Meinung, dass wir, einige Sachen noch, also in dem Zeitraum, wo wir mit meinen Eltern zusammenleben erreichen sollten. Und sie will, dass wir als Frau auf eigenen Füßen stehen MÜSSEN und nicht an einen Mann gebunden sind.“ (Bahar, 23)

Andere Mädchen aus dieser Gruppe artikulieren explizit, dass sie Entscheidungen alleine getroffen haben und von den Eltern darin unterstützt werden:

„Ahm, jetzt bin ich seit drei Jahren in der Tourismusschule, Tourismus- und Wirtschaftsschule, ahm, hab ein Jahr Wirtschaftsbereich, also war ein Jahr im Wirtschaftsbereich, und dann hab ich gewechselt, in die Hotelfachschule in die dreijährige. Weil, Tourismusschule, ich weiß nicht, seit ich klein bin hab ich nur eines im Kopf: Stewardess, Stewardess, Stewardess. Am Flughafen zu arbeiten, deswegen hab ich auch die Schule ausgesucht. Na ja, ich hab jetzt wirklich sehr viel gegeben, dass ich in die Schule reinkomm, ich mein es ist nicht wirklich leicht in diese Schule irgendwie reinzukommen, man muss sehr viele Prüfungen machen und so und ich hab das überhaupt nicht machen müssen. Und, ja irgendwie, ich weiß nicht, ich hab ja gesagt, seit ich klein bin hab ich nur eines im Kopf – als Stewardess am Flughafen zu arbeiten, und, meine ganze Familie, jeder weiß das, dass das einfach mein, ja mein Traumjob ist.“ (Abide, 16)

Allen gemeinsam ist, dass sie sich der Erwartungen der Eltern sehr wohl bewusst sind und die Töchter meinen zum Teil auch nach diesen Aspirationen zu handeln (vgl. Kapitel 5.4.3. Druckgefühle durch Aufstiegsaspirationen der Eltern).

5.3.4. Sicht auf die Andere

Die Mütter beschreiben ihre Töchter generell als „Vorzeigetöchter“, wobei bei einigen auch bemerkt werden kann, dass die Töchter durchaus auch als Vorzeigeobjekte betrachtet werden. Einigen Müttern scheint es sehr wichtig zu sein, dass ihre Töchter zum guten Ruf der Familie beitragen und es wird von den Mädchen auch artikuliert, dass sie sich bei Besuch im Elternhaus zum Teil wie auf dem Präsentierteller fühlten und die Rolle der braven Vorzeigetochter verweigern würden:

„Ich bin halt eigentlich ein ordentlicher Mensch, so dass ich sag wenn ich lerne muss mein Zimmer aufgeräumt sein aber ich mach das nicht als Show für andere. Dass wenn Bekannte bei uns sind, dass ich dann hier Tee und hier

Essen und dass sie dann sagen ja was für eine brave Tochter hast du. Das ist mir eigentlich WURSCHT also diese BRAUTSCHAU sozusagen und ja, meine Mutter hat sich damit abgefunden.“ (Kayra, 18)

Die negativen Eigenschaften der Töchter sind laut den Müttern klassische Generationskonflikte in Familien (aufräumen, laute Musik hören etc.). Interessant ist hier die Einschätzung, die die Mütter bezüglich der Wünsche ihrer Töchter treffen. Die beiden Mütter, die sich als am religiösesten beschreiben, betonen in den Interviews, dass die Töchter kein Verlangen hätten, „religiös verbotene Dinge“ zu tun. Interessant ist hier, dass Aktivitäten, die nicht den religiösen Vorgaben entsprechen, von stärker religiösen Müttern als gefährlich beschrieben werden und von weniger religiösen Müttern als inkompatibel mit einer guten Ausbildung (vgl. Kapitel 5.4.2. Einschränkungen und Umgang). Die Mütter, die sich als religiös definieren, zeichnen ein Bild einer prinzipiell feindlichen Umgebung, vor der vor allem die Mädchen aufgrund ihrer größeren Verletzlichkeit auf der Hut sein sollten – anders gesagt heißt dies, dass diese Mütter dazu tendieren ihre Töchter als schwach, ängstlich und zu beschützend einschätzen.

„Ich sag ihr immer offen ich werde für dich nie einen Mann aussuchen aber sei behutsam, wenn dich jemand fragt willst du mit mir ausgehen oder dass du nicht gleich ja sagst sondern dass du diesen Menschen erforscht. Das ist sehr wichtig für mich, weil es ist auch so dass bei uns Familien sind die aus dem Grund eine Heirat vorschlagen, damit ihr Sohn oder ihr Bruder von der Türkei nach Wien kommt. Ich will sie deswegen sehr von diesen Fehlern möchte ich sie weghalten.“ (Selma´s Mutter, 41)

Andere schreiben den Töchtern Attribute wie „hilfsbereit“ und „gut“ zu und betrachten sie als erfolgreich. Generell werden die Töchter als freier in ihrer Lebensführung im Vergleich zum eigenen Aufwachsen eingeschätzt, was ihnen von den Müttern durchaus gegönnt wird. Alle befragten Mütter freuen sich über die Möglichkeit der Töchter, ein freieres Leben als sie selbst zu führen und keine will einschränken. Andererseits wird häufig Gehorsam als Vorzug der Tochter angeführt:

„Aber unsere Lebensweise, wirklich ich bin stolz auf meine Kinder. Sie hören auf mein Wort. Wenn ich nein sage, dann ist es nein, wenn ich ja sage, dann ist es ja. Ob nun ich oder ihr Vater.“ (Lale´s Mutter, 36)

Bei den Töchtern sind wieder mehrere Einstellungen den Müttern gegenüber zu konstatieren. Einerseits gibt es manche, die sehr stolz auf ihre Mütter sind, andererseits gibt es auch Mädchen, die ziemlich deutlich artikulieren, dass sie mit ihnen große Kommunikationsprobleme hätten und die Einstellungen und Ansichten

der Mütter zum Teil als „überholt“ oder nicht ihrem Weltbild entsprechend definieren. Dabei können ebenfalls die oben beschriebenen Außenzuschreibungen beobachtet werden - dann nämlich, wenn die Mädchen Einstellungsunterschiede nicht mit dem Generationsunterschied, sondern mit der Tatsache begründen, dass die Mütter in der Türkei mit ganz anderen Normen und Werten aufgewachsen seien als sie selbst.

„Ahm, mit meiner Mutter hab ich nicht wirklich viele Gemeinsamkeiten. Ich weiß nicht (Pause), ich nehme einmal an, dadurch dass wir (Pause) dass ich in Wien aufgewachsen bin und dass sie eher in der Türkei und im Dorf aufgewachsen ist kann sie MANCHES nicht verstehen, obwohl meine Mutter ist schon wirklich verständnisvoll da bin ich eh froh, wenn ich Mütter von meinen Freundinnen seh manchmal wie die drauf sind dann... sie gibt sich schon wirklich Mühe mich zu verstehen also im Sinne von „was geht in deinem Kopf ab, was ist die Jugend also wie ist die Jugend so“. Da gibt sie sich schon ziemlich viel Mühe aber ich weiß nicht (Pause) es ist eher so das was sie von ihren Eltern gesehen hat kann sie ja nur weitergeben, ich mein sie gibt sich Mühe aber es klappt irgendwie nicht halt (sehr leise). Sie ist relativ anders aufgewachsen als ich. In anderen Umständen, in einer anderen Kultur und... (Pause)“ (Zeliha, 16)

Die zweite Gruppe artikuliert in verschiedensten Bereichen großen Stolz auf die Mutter. Darüber hinaus werden viele Mütter als revolutionär beschrieben: einerseits sind sie Personen, die „mädchenuntypische“ Dinge in ihrer Jugend taten (als Frau eine weiterführende Schule besuchen, nicht mehr daheim wohnen, politisches Engagement im kurdischen Widerstand), andererseits werden sie als Personen beschrieben, die sich bei ihrer Partnerwahl gegen die Familie auflehnten, um ihren Kopf durchzusetzen:

„Ja, meine Mutter ah (Pause) ist jetzt 40 und ist Kinderbetreuerin, Kinder- und Lernbetreuerin glaub ich heißt das in so einer Art Montessorischule oder Integrationsschule ist das. Und sie war schon immer so. Also GANZ stark soziale Neigungen also halt so im sozialen Bereich arbeiten, also das hab´ ich glaub ich von ihr. Und sie war immer schon ein Revolutionär also (Pause) so eine der wenigen Mädels vom Dorf die äh in die Schule gegangen ist die dann auch noch AUSSERHALB in die Schule ging, in der Stadt eben weg vom Elternhaus und für diese Zeit damals ist das ein ganz, ganz OAGES, eine extrem OAGE Sache weil ich mein wie kann ein Mädchen in eine ganz fremde Stadt ziehen, ohne Mama und vor allem nicht ohne Papa und dann in einer WG leben mit nur Mädels oder so. Und das war halt meine Mutter und sie war schon immer ähm, versuchen halt Grenzen ÜBERWINDEN und sehr viel so Freiheit, Freiheitsdrang. Und wenn ich studieren möchte dann möchte ich studieren und da kommt nichts dazwischen und so und viel für Kurdistan und für das kurdische Volk eingesetzt, immer so Widerstand und solche Sachen. Und ja, so ganz revolutionäre Gedanken für die damalige Zeit sag ich mal. Also so ist meine Mutter. Und sich immer weiterbilden wollen und neue Bereiche kennen lernen und ich weiß nicht neue Ideen kennen lernen und so das ist ihr wichtig.“ (Fulya, 24)

„Und er hat halt meine Mutter dann gefragt ob sie ihn heiraten will und mit ihm in der Türkei leben will, also abhauen will in die Türkei. Meine Mutter hat ja gesagt, meine Mutter war damals aber 17, und mein Vater ist acht Jahre älter als meine Mutter, also er war 25, und sie haben sich dann eben ausgemacht, dass sie gemeinsam eben abhauen, sind sie dann auch, also wie sie das gemacht haben ist eine Geschichte für sich, und auf jeden Fall, sie ist in die Türkei, und ihre Eltern waren natürlich schockiert, ja, sie war nicht mehr da und sie hat sie halt angerufen von Graz aus, weil sie da mit dem, mit dem Zug in die Türkei fahren wollten. Natürlich sind die ausgerastet, die Schwester von meiner Mutter auch, also sie hat überhaupt nicht verstanden, obwohl sie selber ihren Mann nicht sehr geliebt hat, nicht aus Liebe geheiratet haben, hat sie kein Verständnis für meine Mutter gezeigt. Weil sie auch meinen Vater nicht gekannt haben, sie haben die haben ihn nicht gekannt und haben automatisch angenommen, dass er ein schlechter Mensch ist. Er ist auch nicht aus der Stadt von meine, meiner Mutter, also die haben überhaupt keine Beziehung zu ihm gehabt.“ (Manolya, 17)

Für beide Gruppen von Mädchen gilt, dass die Töchter ihre Mütter als aufopfernd und erfolgreich im Leben betrachten. Die meisten Mütter werden als starke Frauen, die im Leben viel erreicht haben, beschrieben. Obwohl die Bedingungen in der Türkei und später in Österreich für den Großteil der Mütter eher ungünstig gewesen seien, wären sie in der Lage gewesen, sich hier ein Leben aufzubauen.

Zur Einschätzung der Rückkehrorientierung der Eltern:

Korte (1990) fasst diverse Formen von Rückkehrorientierungen in verschiedenen Lebensphasen zusammen. Bezüglich der möglichen Rückkehrorientierungen von Eltern identifiziert sie die „Rückkehrpläne als Familienprojekt“ als eine mögliche Erscheinungsform. Hier wird kalkuliert, dass die Bleibedauer im Aufnahmeland an die Ausbildung der Kinder gekoppelt ist und nach Beendigung des Projektes „Verbesserung des Lebensstandards“ eine gemeinsame Rückkehr erfolgt (Korte 1990: 220ff). Dieses Muster findet sich in vorliegender Studie wieder – bei Vätern öfter als bei Müttern. Von den Töchtern wird immer wieder artikuliert, dass die Eltern (speziell die Väter) zum Teil starke Rückkehrorientierungen aufwiesen. Die Rückkehrorientierung der Väter wird zum einen als unrealistisch und zum anderen als ein Grund für die mangelnde Integrationsbereitschaft in Österreich betrachtet. Darüber hinaus beurteilen die Töchter den Rückkehrwunsch als Grund dafür, dass sich die Elterngeneration mit unglaublichen Lebens- und Arbeitsbedingungen zufrieden gab und gibt. Dabei werden oft die Mütter als positive Beispiele angeführt, die sich mehr für das Leben in Österreich interessieren würden als die Väter und wenn die Mutter Deutsch gut beherrscht, dann wird sehr stolz und ausführlich darüber berichtet.

„Beispiele, also zum Beispiel als sie nach Österreich gekommen ist, das war in den 80er Jahren, ahm wollte sie unbedingt Deutsch lernen, und sie hat's gleich geschafft, sie hat sich gleich einen Deutschkurs gesucht, und damals war das nicht so selbstverständlich, zum Beispiel meine Großeltern oder so, oder andere, die aus der Türkei hierher gekommen sind, denen war das eigentlich relativ egal, die wollten nur das Minimum lernen, so damit sie sich verständigen können, aber sie hat sich gleich einen Deutschkurs gesucht, hat, wollte das alles sehr gut lernen damit sie sich einfach ausdrücken kann, damit sie das sagen kann, was sie denkt. Und zum Beispiel wir haben, ich hab sehr viele Verwandte, die können bis heute nicht gut Deutsch, die nur mit dem Minimum auskommen wollen, nur mit dem Minimum an Sprache eben und das wollte meine Mutter einfach nicht. Und zum Beispiel mein Vater ist ja genauso – er wollte, er will einfach nur mit dem Minimum leben, dass er sich verständigen kann, aber mehr ist ihm einfach nicht wichtig.“

Warum glaubst ist das so?

Ich weiß nicht, zum Beispiel er hat's, ich glaub er hat sich nicht, nicht so wirklich, ich mein er denkt noch IMMER, dass er irgendwann einmal zurück in die Türkei gehen wird. Weißt eh, dass er einmal in die Türkei kommt und dort weiterleben wird. Aber meine Mutter hat, also sie denkt schon, dass sie hierbleiben will, wegen uns, und auch einfach, sie weiß es auch, ja, je weiter sie geht, also je länger sie hier wohnt, dass sie ihr Leben hier verbringen will, aber mein Vater denkt noch immer, irgendwann einmal, also er denkt zum Beispiel dass, wenn ich die HAK abschließe, dass wir irgendwann in die Türkei zurückgehen. Aber, ja, das ist einfach nicht der Fall (lacht).“ (Pekay, 17)

Die befragten Mütter erzählen häufig, dass sie sich in Österreich nicht so wohl fühlen würden wie in der Türkei. Im Fall von Lale's Mutter ist das Unwohlgefühl so ausgeprägt, dass sie die zwanzig Jahre, die ihr noch bis zur Pensionierung fehlen und die sie in Österreich verbringen wird, vollkommen ausblendet.

„Das Leben in der Türkei ist viel schöner. Es gibt dort Lebendigkeit. Ich weiß nicht, vielleicht bin ich als jemand aus der Türkei, ist das meine Denkweise. Aber wirklich die Wärme in der Türkei. Ich meine ich habe hier österreichische Nachbarn, aber sie sind sehr anständig und gut. Vielleicht hätten wir nicht einmal mit türkischen Nachbarn so eine gute Beziehung. Aber trotzdem gibt es Unterschiede. (Pause)

Und deine Pläne für die Zukunft?

Vor allem in Pension gehen und in die Türkei zurückkehren. (lacht). Es ist noch lange bis zur Pension. Pläne darüber zu machen.“ (Lale's Mutter, 36)

5.3.5. Eigensicht

Die Eigensicht der Mütter deckt sich zu großen Teilen mit dem Bild, das sie von ihrer Familienrolle haben, über Charaktereigenschaften sagen sie wenig. Die Selbstdefinition der Mütter äußert sich selten über die Beschreibung von eigenen Charaktereigenschaften, sondern wird über Aktivitäten und Überzeugungen artikuliert.

Die interviewten Frauen beschreiben sich durchwegs als schwer arbeitend und viel Verantwortung tragend. Im Fall von Bahar's Mutter führt das so weit, dass sie sich mit 44 Jahren alt und verbraucht vorkommt und meint: *„Ich fühle mich so alt, ich bin schon auf dem Weg ins Jenseits.“* Die große Belastung die von den Müttern zum Teil formuliert wird, resultiert vor allem bei denen, die Deutsch nicht so gut beherrschen aus einem Unsicherheitsgefühl, das sie außerhalb des familiären Rahmens befällt. Wird dieses Gefühl sehr stark empfunden kann dies so weit gehen, dass die Wohnung ungern verlassen wird - dieses extreme Gefühl artikulieren allerdings recht wenige Mütter.

Weiters beschreiben sich die Frauen als hilfsbereit, unterstützend und sozial engagiert, wobei sich einige Mütter in islamischen Vereinen engagieren und ihren Landsleuten auch außerhalb bestehender Institutionen bei der Orientierung im Aufnahmeland helfen. Zwei der Mütter mit kurdischem Hintergrund waren auch schon in der Türkei in Menschen- und Frauenrechtsangelegenheiten aktiv. Als revolutionär stellen sich die Mütter dar, die gegen den Willen ihrer Eltern geheiratet haben und als mutig definieren sich diejenigen, die in der neuen Umgebung im Aufnahmeland explorativen Ehrgeiz entwickelten und lernten, sich in der neuen Umgebung auf sich alleine gestellt zurecht zu finden.

Nauck (1985) und Lutz (1999) konstatieren eine Veränderung der innerfamiliären Stellung der Frauen im Migrationsprozess. Lutz bearbeitet den Aspekt, dass die Migration von Frauen oft als Befreiung von familiären Banden und Verpflichtungen wahrgenommen wird (vgl. Lutz 1999: 168), was sich bei den hier interviewten Frauen nur zum Teil beobachten lässt. Im Gegenteil sind diejenigen, deren Familie zum Teil auch in Österreich ist, immer noch stark in familiäre Pflichten eingebunden und übernehmen auch die Verantwortung für Neuankömmlinge aus der Community. Die Töchter meinen allerdings zum Teil, dass auswandern eine Option darstelle, sich den Müttern, die sich in das Leben ihrer Kinder einmischen wollten, zu entziehen. Hier wird auch ein Unterschied zu österreichischen Jugendlichen gemacht, bei denen die Eltern nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit in das Leben ihrer Kinder eingreifen. Die Töchter begreifen sich einerseits sehr wohl als Teil des Familienverbandes und nehmen die Pflichten, die damit verbunden sind, wahr, andererseits wollen sie auch als autonom handelnde Subjekte behandelt werden. Daher das Gefühl, von der Familie (speziell durch die Mutter), zu stark in Familienpläne eingebunden zu werden.

„Ich mein ich hab von meiner Freundin die Schwester die studiert jetzt Biologie macht auch dann den Doktor und will von, aus Österreich wegziehen damit sie ah diese Nabelschnur durchbricht damit ihre Mutter dann nicht sagen kann, weil so kann sie sagen ich muss weg ziehen weil ich einen Job was weiß ich wo gefunden hab aber so wenn man in Wien bleibt, ist es halt so dass man trotzdem noch das Kind der Mutter ist. Und dass sie sich wirklich sehr viel einmischen, das ist auch anders bei den Österreichern. Denk ich mal, weil ich hab einen Cousin, ich weiß nicht der war 26 und die Mutter hat rausgefunden dass er raucht, war das schon ne Krise (lacht) obwohl er ich weiß nicht (lacht) schon sehr komisch. Ja mal sehen, ich lass das auf mich zukommen.“ (Kayra, 18)

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Selbsteinschätzung von Kayra, die ja eine der Interviewpartnerinnen ist, die sich von Seiten der Eltern am stärksten unter Druck gesetzt fühlen. Sie schätzt sich als sehr vernünftige Person ein und bewertet diese Eigenschaft ambivalent in dem Sinne, dass sie ihre eigene Vernünftigkeit im Grunde ablehnt und gerne auch anders sein würde. Wenn sie über ihr rationales Verhalten redet geschieht dies auch in Abgrenzung zu ihrer Mutter, die ja von ihr eine vernünftige Lebensführung mit der Bereitschaft „etwas zu erreichen“ erwartet:

„Äh, und ja manchmal ist es auch so, dass ich mich dafür hasse dass ich immer so vernünftig bin in dem Sinn und manchmal is es auch so dass ich mir denk ok, also ich bin eher die Person, die davor schreckt Fehler zu machen und die alles durch berechnet (lacht) und ja weiß nicht wovon das abhängt, ja wahrscheinlich die Älteste und auch von meiner Mutter her und also ich erkenne viel von meiner Mutter in mir, obwohl ich´s manchmal nicht wahrhaben will (lacht) und manchmal dasitze und mir denke scheiße jetzt sitz ich wie sie. Da reißt´s mich dann.“ (Kayra,18)

Nauck (1985) beschäftigt sich mit den Veränderungsprozessen in einer patriarchalisch funktionierenden Familie, in der der Vater seiner Ernährerrolle nicht in dem Maß nachkommen kann wie es im Herkunftsland der Fall wäre. Hier verschieben sich nach Nauck die Entscheidungsstrukturen innerhalb der Familie, wenn die Ehefrauen in das Berufsleben einsteigen, die Väter büßen an Autorität ein und die Mütter übernehmen viele organisatorische Bereiche und als Folge daraus beginnen die Kinder sich stärker an den Müttern zu orientieren als an den Vätern (vgl. Nauck 1985: 56). Dieses Muster zeigt sich auch in den vorliegenden Interviews, allerdings stärker bei den Töchtern als bei den Müttern, die wenig über die Entscheidungsstrukturen innerhalb der Familie sagen. Die Töchter, deren Väter ihrer Meinung nach zu wenig zum Funktionieren der Familie beitragen, formulieren hier den Unterschied, den sie zwischen Mutter und Vater machen, viel schärfer – die

Mütter werden durchwegs als stark und verantwortungsbewusst beschrieben während die Väter zum Teil als nicht ernst zu nehmend dargestellt werden. Einige interviewten Mütter betonen aber auch, dass sie Selbständigkeit entwickelt haben, nachdem sie viel auf sich alleine gestellt waren und nun stolz auf das sind, was sie aus eigener Kraft geschafft haben.

Die Töchter gehen bei der Frage nach ihrer Eigensicht allgemein viel mehr auf unterschiedliche Charaktereigenschaften ein, als die Mütter, wobei eine grobe Einteilung in die „Starken“ und die „Zurückhaltenden“ getroffen werden kann. Die „Starken“ betrachten sich als neuen Freundschaften gegenüber offen, mutig und überhaupt charakterstark; die „Zurückhaltenden“ definieren sich als eher ängstlich und ruhig und stehen nicht gerne im Mittelpunkt des Geschehens.

Die „Starken“ bezeichnen sich auch als Personen, die im öffentlichen Leben exponierte Stellungen einnehmen und verknüpfen dies oft mit einem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und dem Gefühl, sich für andere einsetzen zu müssen:

*„Ich und die M (Anm. die beste Freundin, die auch die gleiche Klasse besucht), wir lassen uns einfach nichts sagen! Und wenn wir merken, dass sie (Anm.: eine Lehrerin) darauf irgendwie anspielt, auf unsere Herkunft und so, dann sagen wir das einfach, und wir sind auch, wir haben uns einfach dafür eingesetzt, dass sie uns nicht so behandeln kann. Und die andere (Anm.: das dritte türkischstämmige Mädchen in der Klasse) war eben immer mehr so, leise, gusch war sie halt immer und sie hat sich immer alles gefallen lassen, und daher, warn wir eher die Zielobjekte und nicht die anderen. Und das ist noch immer so eigentlich, also in der Schule, immer wenn's irgendwas zu sagen gibt in der Klasse so, dann wird gesagt, ja M komm sag was und so, weil die anderen trauen sich einfach nicht, und wir sind immer die Sprecher für alle. Und dann, glauben die Lehrer halt immer, dass wir die Probleme sind.“
(Pekay, 17)*

*„Ich war eigentlich die Person, ich war dann auch Klassensprecherin immer hindurch. Es war nicht so dass ich das wirklich haben wollte, sondern weil die Leute halt gesagt haben na werd einmal Klassensprecherin und ich war so mit Lehrern. Ich wusste wo meine Grenzen sind, aber ich hab ihnen alles ins Gesicht gesagt, obwohl ich sie jetzt verarscht (ganz leise und lachend) habe, haben sie mich doch gemocht. Es ist halt bei mir ich kann jetzt nicht immer so lächeln und Herr Professor sie sind so lustig und sie haben immer recht und so, ich bin immer eher die, die provoziert und so und es war dann auch mit dem Klassenvorstand zum Beispiel auch so eine Phase ghabt wo er eben gesagt hat, ja das war wie auf einer Baustelle wo zwei Tschuschn arbeiten und die anderen 2 schauen zu und ich so hä? Ich hab das zuerst nicht gehört und dann wurde mir das berichtet und dann hat er noch irgendwelche berichtet und beinhart bin ich vor der Klasse zu ihm hingangen und hab gesagt er kann das nicht machen und er soll halt aufpassen auf seine Ausdrucksweise.“
(Kayra, 18)*

„Also, ich weiß nicht das soll jetzt nicht irgendwie eingebildet oder so klingen aber ich find mit anderen 16 jährigen Mädchen bin ich nicht so vergleichbar, weil ich schon immer ein Mensch war der (Pause) auch wenn ich dann irgendwie als ARSCHLOCH dagestanden hab, hab ich immer das gemacht was ich für richtig gehalten hab und ich bin auch eher ein Mensch der irgendwie immer freiwillig aufsteht und die Meinung äußert und egal ob ich jetzt Ärger bekomme oder nicht und ich hab halt ich weiß nicht manchmal bin ich schon ich find's ok dass ich eher so ein Mensch bin der sich nicht was gefallen lässt und auch wenn ich weiß, dass ich vielleicht alleine stehen werde in der Klasse, wenn ich jetzt aufstehe und meine Meinung äußere, mach ich's TROTZDEM (Pause) manchmal denk ich mir wieder bist du eine TROTTEL wieso sagst du alles ich mein wenn alle schweigen dann schweig auch.“ (Zeliha, 16)

Die „Zurückhaltenden“ sind Mädchen, die sich im öffentlichen Leben nicht exponieren, artikulieren aber auch einen ausgeprägten Gerechtigkeitsinn. Sie äußern des Öfteren Unsicherheiten und bezeichnen sich selbst als eher introvertiert.

„Oder was würden deine Freundinnen sagen was sie an dir mögen oder was an dir besonders ist?“

Ich sag mal dass ich normalerweise nicht viel red, ich bin eher die Ruhige und hör zu. Ahm, etwas schüchtern, introvertiert (lacht) und ja ...“

Und was glaubst du schätzen sie an dir, als Mensch?

Ahm (Pause) gute Frage (lacht, lange Pause) ehm, keine Ahnung was ich sagen könnte.“ (lange Pause) (Selma, 19)

Toleranz ist für beide Gruppen ein sehr wichtiger Wert. Viele Mädchen artikulieren in unterschiedlichsten Bereichen tolerante Einstellungen und vor allem wird immer wieder betont, dass Stereotypisierungen vermieden werden sollten.

„Hu, also ich find das extrem schwer mich selbst in irgendwelche Kategorien zu stecken, weil ich generell sehr selten in Kategorie stecke, die Menschen überhaupt und die Welt überhaupt und sowieso kein echtes Kategoriedenken hab und es auch gar nicht für positiv äh betrachte. Und deshalb fällt mir diese Frage ziemlich schwer, weil ich wüsste jetzt nicht was ich dir antworten soll. Ich mein jeder ist für sich selbst ein Individuum, jeder hat seine Stärken, jeder hat seine Schwächen und ich kann jetzt nicht von mir selber sagen in dieser Ebene oder in dieser Kategorie oder das ist ziemlich schwer also.“ (Fulya, 24)

Hier kann vermutet werden, dass diese Sensibilisierung auf stereotypisierende Wahrnehmungen von sozialen Gruppen aus der eigenen Lebenserfahrung mit ÖsterreicherInnen entspringen könnte. Personen mit „türkischem“ Hintergrund sind eine äußerst heterogene Gruppe – weder definieren sich alle als Türkinnen, noch gibt es eine einheitliche Religion als identitätsstiftenden Faktor. Auch wenn einige der Mädchen selbst in den Interviews immer wieder Außenzuschreibungen formulieren, wenn sie beispielsweise über ihre Eltern reden, klingt auf der anderen Seite auch bei diesen Mädchen genauso stark durch, dass es „die Türkinnen“ nicht gibt.

5.3.6. Weiblichkeitskonzepte

Die interviewten Mütter sagen nicht viel über deren Weiblichkeitskonzepte, es klingt aber durch, dass Frausein bei ihnen in erster Linie mit einer Doppelbelastung verquickt wird. Darüber hinaus präsentieren sie sich durchwegs als starke Frauen, denen es wichtig ist, dass ihre Töchter unabhängig leben können. Aufgrund der Mehrfachbelastung von Frauen drängen die meisten Mütter auch darauf, dass die Töchter eine gute Ausbildung erhalten. Darüber hinaus wird zwischen Frauen- und Männerinteressen differenziert und eine Mutter gibt explizit an, dass sie mit ihrer Tochter Freizeit verbringen würde, während der Mann für die Söhne zuständig sei.

„Momentan mit meinen Kindern, früher mit meinem Mann, wir waren sehr viel unterwegs früher, jetzt zwar auch aber früher noch mehr. Jetzt sind wir nicht mehr so viel zusammen unterwegs ich bin vermehrt mit der Tochter, er mit den Burschen, sie lieben vor allem Fußball und das am besten jeden Tag, und ich bin mit meiner Tochter unterwegs, wir gehen einkaufen. Auch wenn wir nichts kaufen gehen wir bummeln.“ (Abide’s Mutter, 37)

Bezüglich ihrer Weiblichkeitskonzepte lassen sich die Mädchen in diejenigen einteilen, die Weiblichkeit als zum Teil negativ besetzt beschreiben und sich teilweise auch männliche Attribute zuschreiben und diejenigen, die Frauen als prinzipiell verschieden von Männern, aber nicht im negativen Sinne anders begreifen.

Bei der ersten Gruppe klingen negative Konnotationen von Weiblichkeit einerseits in Bezug auf autonomes Handeln und andererseits bezüglich fehlender Solidarität untereinander durch. Bezüglich des autonomen Handelns wird von einigen Interviewpartnerinnen hier das Bild von der „typisch türkischen Frau“, die vor allem durch Abgabe der Verantwortlichkeiten an ihren Mann charakterisiert wird, reproduziert. Von dieser „typisch türkischen Frau“ grenzen sich die Mädchen sehr stark ab.

„Na ja, dass ich halt hm, zum Beispiel wenn ich jetzt einmal heirate, dass ich nicht so eine typisch, hm wie soll ich sagen, typisch türkische Frau halt sein soll, die nur halt zu Hause sitzt, selbst nichts macht und alles von ihrem Mann erwartet, sie will schon, dass ich ein Mensch werd, der so, der auf seinen eigenen Beinen steht, der sich selbst, also dass ich selbstständig bin und dass ich nicht immer alles von anderen erwarte, dass ich vieles selber schaffen kann, das erwartet sie schon von mir, also das erwart ich auch mir selber, aber ich glaub das will sie so von ihren, von uns vieren, dass wir so auf unseren eigenen Beinen stehen, nicht, dass wir immer sagen, ja bitte mach das für mich oder so, wie so verlorene Menschen, weil das kann sie überhaupt nicht leiden. Na ja, ok.“ (Manolya, 17)

Auch Pekay teilt eindeutig diese Meinung, formuliert allerdings auch ganz deutlich, dass die Unabhängigkeit aus dem Grund gewahrt werden müsse, da abhängige Frauen sehr stark unter ihren Männern zu leiden hätten.

„Eben, die Gemeinsamkeiten (Anm. zwischen Pekay und ihrer Mutter) sind, ahm, Stursein (lacht), erstens das, und dann, ich will, also ich will genauso wie sie halt auch unabhängig werden. Also ich will nicht von meinem Mann abhängig sein, dass ich dann auf ihn angewiesen bin, sei es im Geldbereich, oder überhaupt, ja, wenn ich diese Frauen seh, die einfach unglücklich sind aber trotzdem mit diesem Mann zusammen bleiben, weil sie einfach von ihm abhängig sein, sie können nicht einfach auf ihren eigenen Beinen stehen. Und ich will auf KEINEN Fall so werden, also ich will auf meinen eigenen Beinen stehen und dass ich mich einfach um mich selber kümmern kann. Ja, und eine andere Gemeinsamkeit ist halt, dass (pause) ich will genauso wie meine Mutter, ich will eben die Tradition weiterführen. Ich will dass meine Kinder auch die Sprache lernen, also Türkisch, und ich will dass sie die Religion kennen und alles, weißt, also ich will es schon weiterführen, ich find es nämlich schade, wenn sie es vergessen würden.“ (Pekay, 17)

Die zweite Ebene, auf der Frauen und die ihnen zugeschriebenen Eigenschaften kritisch betrachtet werden, ist die Ebene der fehlenden Solidarität untereinander. Frauen wird hier unterstellt, dass sie sich gegenseitig nicht unterstützen würden und bei Burschen toleranter und großzügiger seien als bei Geschlechtsgenossinnen. Zum Teil wird dabei durchaus Bedauern über diese Situation artikuliert und mehr Solidarität unter Frauen als erstrebenswerterer Zustand definiert.

„Ich geh nicht mit Hoffnung zu einem Burschen, das ist auch ein Fehler von unseren ganzen Mädels, dass sobald ein Bursch nett ist, ah, der will was von mir und der ist so süß und blablabla und ich bin halt nicht eher dieser Typ, dass ich sag der steht auf mich und dies und jenes und ich geh auf Personen gleich zu und ich bin auch eine Person die, ob das jetzt mir ist das egal ob das jetzt ein Bursch ist, ich diskutier mit ihm genauso, es ist egal ob er das verkräftet oder nicht, nur ich hab so viele Freundinnen nur weil das ein Bursch ist du hast so recht und blabla, egal ob sie was von ihm wollen oder nicht Hauptsache er ist ja so lustig, er ist dies und ich bin nicht so ein Mensch dass ich dann sag nur weil das ein Bursch ist lach ich mal so höflichkeitsmäßig, sondern das ist mir egal eigentlich. Und ich sprech auch die Leute drauf an und die sagen halt die Mädchen halt das ist ja gar nicht so weil gegenüber Mädchen würden sie sich auch so verhalten. Stimmt nicht, das stimmt wirklich nicht (lacht). Ich hab das gsehen in unserer Klasse, wenn ein Bursch was wollt, dann gleich ich kopier das, ich kann dir das aufschreiben und so bei und Mädchen war das dann so, ich weiß nicht ob ich dir das borgen kann, das war dann doch dieser Konkurrenzkampf. Ich mein, ich hab mich in der Klasse mit Burschen und mit Mädchen gleich gut verstanden nur mich haben diese Mädchen so aufgregt ja, weil ich mein auf der einen Seite sag ich schon Frauenrechte und dies und das aber Frauen müssen auch was dazu beitragen ja und das geht auch von klein auf und ich glaub schon, dass meine Mutter sehr viel dazu beigetragen hat, dass ich so denk, ja, weil sie hat eigentlich die

Hosen an und sie hätt genauso in der Türkei hocken bleiben können und ihr Schicksal sozusagen halt weiterleben können oder sie hat eben agiert.“ (Kayra, 18)

Die mangelnde Solidarität unter Mädchen wird von anderen Interviewpartnerinnen allerdings auch noch heftiger kritisiert und lässt einige Mädchen sogar zu dem Schluss kommen, dass sie sich mit Burschen allgemein wohler fühlen würden als mit Mädchen.

„Also wenn ich ehrlich bin komm ich mit Jungs viel mehr viel besser aus als wie Mädchen, weil die Mädchen haben oft so wie eine Zicke, also man hat was besseres als wie diese Person als das Mädchen und die ist dann wie eine Zicke und so die regt sich gleich auf. Und bei Jungs ist das nicht so, weil und mit Jungs kann man viel mehr also reden als wie mit Mädchen. Ich weiß nicht, mir kommt’s so vor ich kann zum Beispiel mit Mädchen also mit Jungs viel besser reden als wie mit Mädchen. Keine Ahnung. Mir kommt es einfach so vor. Und ich glaub es is auch so. Ja ein paar Freunde von mir sind auch so die vertragen sich besser mit Jungs oder mit Mädchen. Keine Ahnung warum.“ (Lale, 17)

Die dritte Ebene auf der Mädchen als „defizitär“ betrachtet hat auch mit Solidarität zu tun, geht aber noch einen Schritt weiter – Mädchen wird hier unterstellt nicht in der Lage zu sein sich schützend vor FreundInnen in Bedrängnis zu stellen. In dieser Aussage wird einerseits die schon erwähnte mangelnde Solidarität angeprangert und andererseits aber auch die Wehrhaftigkeit von Mädchen prinzipiell in Frage gestellt. Zur Mädchenrolle gehört es, sich bei Konflikten nicht einzumischen – wer sich für seine FreundInnen einsetzt verlässt diese Mädchenrolle und wird zum Teil als „männlich“ wahrgenommen.

„Die meisten Jungs in meinem Umfeld BETRACHTEN mich nicht als Mädchen, dadurch dass ich irgendwie mich mit Jungs manchmal besser versteh als mit Mädchen, dadurch dass ich ahm, ich weiß nicht (pause) ich weiß nicht einfach dass ich mich manchmal wie ein Junge benehme in dem ich deppert schimpfe und so. Ich fühle mich auch bei Jungs manchmal WOHLER, weil dieser STOLZ den manche Jungs haben, dass sobald man ihre Freunde anfasst oder ein Mädchen von ihnen anfasst, dass sie sich gleich davor stellen und sich einmischen, den hab ich auch und das haben andere Mädchen halt nicht. Ich mein, mir ist es egal ob jetzt 2 Typen miteinander streiten wenn einer davon mein Freund ist dann misch ich mich immer sofort ein und versuch sie irgendwie zu trennen. Also ich bin nicht jemand der irgendwie zusieht oder sich irgendwas gefallen lässt.“ (Zeliha, 16)

Zeliha ist ein interessanter Fall bezüglich ihrer Geschlechtsrollenidentifikation. Sie definiert sich als unweiblich, äußert sich zu Geschlechterrollen allerdings auch ambivalent. In ihrer Eigenbeschreibung als Kind zeichnet sie ein eher negatives Bild eines aggressiven und tendenziell gewaltbereiten Kindes, das keine Schlägerei

ausließ. Als Kind und Jugendliche kam es immer wieder zu Problemen wegen ihres Verhaltens und sie selbst stellt ihre Verhaltensweisen auch dadurch, dass sie die Gründe dafür gleich erklärt, als etwas Negatives dar.

„Die ersten 2, 3 Jahre hatte ich noch ein bisschen Probleme weil ich früher sehr aggressiv war. Dadurch, dass ich als Kind ich weiß nicht ich nehme einmal an, in dieser bestimmten Phase nicht so viel Aufmerksamkeit bekommen hab wie ich gern gehabt hätte. Wegen der Krankheit meines Vaters aber das hat sich dann in den ersten 1. und 2. Klasse hat sich das dann gelegt, und also hab gelernt damit umzugehen und seitdem bin ich also noch immer leicht (pause) REIZBAR aber ich bin nicht mehr aggressiv. Schrei schon gern herum aber ich fass niemanden irgendwie an oder geh auch auf niemanden zu oder schlag auch nicht zurück. wenn ich geschlagen werde wenn´s mal draußen zu so einer Situation kommt.“ (Zeliha, 16)

Wichtig ist ihr allerdings auch zu erwähnen, dass der Auslöser für ihre aggressiven Akte gegenüber anderen schon in der Kindheit die Reaktion auf Ungerechtigkeiten gewesen sei.

„Ja halt, also ich hab sehr viele Schlägereien gehabt weil damals in der 1. waren wir eine Integrationsklasse, wir hatten 3 Integrationskinder in der Klasse. Die waren dann einfach bei uns, haben einen eigenen Lehrer gehabt und überhaupt mit einer von denen. Weil dadurch, dass das auch wirkliche Problemkinder waren und...also wir haben uns alles irgendwie von denen gefallen lassen müssen weil dadurch dass sie irgendwie anders behandelt wurden und dass sie nicht rausgeschmissen werden durften und so. Und ja mit denen und auch so die ersten 2, 3 Jahre war ich bei fast jeder Schlägerei entweder mit dabei oder ich stand irgendwie da und hab zugesehen.“ (Zeliha, 16)

Nach der Pubertät ändert sich Zeliha's Eigensicht ganz offensichtlich - die aggressive Seite, die in der Kindheit ein Problem darstellte, wird umdefiniert und zu einer positiven Eigenschaft. Zeliha betrachtet sich nicht als ein Mädchen, das Frauenrollen einnehmen würde und verknüpft dies auch mit einer bestimmten Wehrhaftigkeit, die sie sehr positiv konnotiert. Sie wertet ihr Durchsetzungsvermögen und ihren angstfreien Umgang mit verschiedensten – auch bedrohlichen – Situationen in der Zwischenzeit als Stärke. Aus der Aggressivität – dem negativ belegten Verhalten von früher - wird nun Selbstbewusstsein, das sie ihrer Eigendarstellung nach von anderen Mädchen unterscheidet. Sie selbst braucht keine starke Schulter zum Anlehnen, sie setzt sich im Gegenteil eher für ihre FreundInnen ein und nutzt damit auch die Aggressivität von früher.

„Ich find´s ok, dass ich eher so ein Mensch bin der sich nicht was gefallen lässt und auch wenn ich weiß, dass ich vielleicht alleine stehen werd in der Klasse wenn ich jetzt aufsteh und meine Meinung äußere, mach ich´s TROTZDEM.“ (Zeliha, 16)

Die weit kleinere Gruppe ist die derjenigen, die Weiblichkeit prinzipiell positiv besetzen, wie zum Beispiel Fulya. Sie zeichnet ein positiv besetztes Bild von Weiblichkeit, was eine Transmission der Einstellung ihrer Mutter darstellt. Fulya's Frauenbild ist ein sehr weibliches, allerdings ohne die negativen Attribute, die bei anderen Interviewpartnerinnen bei der Beschreibung einer „typischen Frau“ durchklingen – sie konzipiert Frauen nicht als abhängig und schwach, wie die „typisch türkische Frau“. Ebenso wenig sieht sie Mädchen als „unsolidarisch“ an, differenziert aber trotzdem stark zwischen den Geschlechtern und lässt darüber hinaus auch durchklingen, dass die Rolle einer Frau auch darin bestünde ihren Mann zu verwöhnen – wenn sie von ihrer Familie erzählt kommt dies sehr deutlich zum Ausdruck.

„Und wie sieht so die Aufgaben und Rollenverteilung bei euch zu Hause aus?“

Ja, GANZ GANZ typisch also GANZ typisch Frau und Mann, Männerrolle sag ich jetzt mal. Es ist schon so, dass wir uns gegenseitig helfen also zum Beispiel jetzt mein Bruder, dass er auch bei der Hausarbeit mithilft aber halt nicht wirklich VIEL oder so sondern dass das schon eher die Sache von Mutter und Tochter ist. Und meine Mutter und ich sowieso ganz ganz, meinen Bruder sowieso irgendwie so LIEB HABEN die ganze Zeit und sehr so in die Rolle von einem Mann stecken.“ (Fulya, 24)

Die Männerrolle definiert Fulya also eindeutig als die, dass der Mann im Haus von den Frauen verwöhnt wird und keinerlei Aufgaben übernehmen muss. Hier zeigt sich auch ihr Verständnis von männlicher und weiblicher Rollenaufteilung.

Ein weiterer wichtiger Punkt des Themenkreises Weiblichkeitskonzepte ist das Jungfräulichkeitsgebot. Dieses wird kaum in Frage gestellt und es wird deutlich formuliert, dass die Mütter sehr enttäuscht wären, wenn sie erführen, dass die Tochter verbotenerweise ausgehen würde oder vorehelichen Geschlechtsverkehr hätte. Auch hier können die Interviewpartnerinnen nach ihren Argumentationsformen in zwei Gruppen eingeteilt werden – die „*traditionell Argumentierenden*“ und die „*individualistisch Argumentierenden*“. Die Aussagen von Müttern und Töchtern wurden hier zur besseren Lesbarkeit nicht getrennt analysiert.

Für die traditionell Argumentierenden ist klar, dass das Jungfräulichkeitsgebot innerhalb der türkischen Community unantastbar ist und dass es „bei den Türken“ eben so sei, dass auf die Hochzeit gewartet werden müsse. Hier wird also auf traditionelle Erklärungen zurück gegriffen und nichts in Frage gestellt.

„Nein, in dem Punkt vertrauen sie mir! Ganz sicher, hundertprozentig, sie kennen das, sie kennen mich, ich würd das niemals machen! Weil ich hab Freundinnen ghabt, türkische, von denen ich mir´s, ich´s mir niemals erwartet hätt, aber sie habens gmacht und ich hab die Freundschaft gekündigt. (...) Ich find das nicht ok bei den Türken. Sie wissen es ganz genau, dass es eigentlich verboten ist. Und die Familie von ihr war wirklich sehr streng, vielleicht hat sie´s deswegen gmacht sie ist ein paar mal von zu Hause weggelaufen und so. Ja, ICH hab sie wieder gfunden, jetzt ist sie eh wieder bei ihrer Familie. Ich mein ihre Familie hat gesagt, ja, ahm, sie darf nicht mehr zurückkommen und so wir wollen sie nicht mehr. Da hab ich halt wieder mit ihrer Familie geredet und so weiter und jetzt, jetzt ist sie wieder zu Hause.“ (Abide, 16)

Auch für die Mütter der traditionell Argumentierenden ist klar, dass die Töchter keinen vorehelichen Geschlechtsverkehr haben werden, in der Argumentation wird dies allerdings oft mit der Ausbildungssituation der Töchter in Verbindung gebracht - Beziehungen werden von einigen Müttern mit Eheanbahnungen verknüpft und kommen nur nach einer erfolgreich abgeschlossenen Ausbildung in Frage.

„Sie soll zu erst einmal einen Beruf lernen, einen guten Beruf, dass sie eine glückliche Ehe führt, aber im Moment denke ich gar nicht an so was, sie soll mal zuerst die Schule machen, sie will Hostess werden ich hoffe ich sehe sie dann in diesem Beruf ich wäre sehr stolz auf sie.“ (Abide´s Mutter, 37)

Weiters vertreten die traditionell Argumentierenden alle die Einstellung, dass eine Beziehung und die Ausbildung inkompatibel seien, diese Überzeugung findet sich bei mehreren Müttern und Töchtern. Hier ist eine eindeutige Transmission von Beziehungseinstellungen zu beobachten, denn das Argument der Inkompatibilität wird zwar auch von Töchtern verwendet, die sich Beziehungen vor der Ehe durchaus vorstellen können oder Beziehungen neben der Ausbildung führen. In diesen Fällen wird die Beziehung auch weniger als Aufstiegshemmnis wahrgenommen.

Nur eine Mutter, die sich als sehr religiös definiert, meint, dass das Jungfräulichkeitsgebot im Grunde ein Beziehungsverbot vor der Ehe beinhaltet. Für die anderen Das Jungfräulichkeitsgebot selbst ist in dieser Sichtweise auch eine Selbstverständlichkeit, aber Beziehungen und Flirts fallen ebenfalls unter das Tabu und sind vor der Ehe nicht erlaubt. Selma´s Mutter ist mit dieser Aussage eine der Mütter, die diese Einschränkungen am deutlichsten und rigidesten formulieren.

„...Ausgehen in dem Sinn nicht dass sie jetzt gleich wie soll ich sagen, dass es nicht sexuell bedingt ist. Weil ich kann mir nie vorstellen, dass ein Mann oder eine Frau die etwas erreichen möchte nie sein wahres ich zeigen wird. Und das spreche ich auch an und das weiß sie auch. Aber natürlich man kann sie es ist im Islam auch nicht verboten, dass man sich vor der Heirat einmal ausspricht oder mit ein paar Freunden weggeht aber so RICHTIG flirten Hand

in Hand oder vor der Hochzeit schlafen das ist bei uns tabu, das weiß sie auch das ist nicht bei uns, sondern das ist in ISLAM tabu.“ (Selma’s Mutter, 41)

Für die individualistisch Argumentierenden stellt sich die Frage danach eine Beziehung zu führen auch nicht oft. Die meisten aus dieser Gruppe betrachten ihr Leben wie es derzeit aussieht als ausgefüllt mit universitären und familiären Verpflichtungen und meinen, dass im Grunde keine Zeit für eine Beziehung bliebe. Die älteren Mädchen formulieren dabei allerdings auch das Gefühl, dass sich die Mütter erwarten würden, dass die Mädchen endlich heiraten sollten.

„Meine Mutter ist eher so, dass also schon sie pocht schon dahin es sollte so bald als möglich passieren und also es gibt keine Alternative aus ihrer Sicht. Also Mann und Heirat und Kinder. Für mich gibt es sehr wohl die Alternative, wenn nicht der richtige Mann da ist dann gibt es auch keine Kinder. Ganz einfach. Also das ist für mich schon so vor Jahren hätte ich mir das selber nie eingestanden glaube ich, weil es mich selbst verletzt hätte zuzugeben, dass es diese Alternative gibt, weil irgendwie wollte ich mich nicht damit abfinden ich gebe zu, ich hätte auch sehr gerne eigene Kinder, aber ich bin auch so weit realistisch, dass ich sage wenn nicht der richtige Partner da ist dann brauche ich auch keine Kinder.“ (Burcin, 26)

Burcin’s Mutter beispielsweise äußert noch viel vehementer als Burcin selbst den Wunsch, dass diese endlich einen Partner finden und heiraten möge. Burcin’s Hochzeit ist einer der Punkte, die sie im Familienplan als noch nicht erfüllt ansieht und die „noch zu erledigen“ sind. Gleichzeitig meint sie aber auch, dass es ihr wichtig gewesen sei, dass ihre Töchter nicht zu früh heiraten. Sie sieht sich selbst als zu früh in die Erwachsenenrolle hinein gedrängt und hielt es aus dem Grund für wichtig, dass ihre Töchter nicht zu früh eine Ehe eingingen.

„Wenn sie 3 Wünsche offen hätten, was würden sie sich wünschen?
Als erstes Gesundheit, mein ältester Sohn hat noch keine Kinder, dass er Kinder hat und dass meine ledige Tochter eine Familie gründet, das ist noch geblieben.“ (Burcin’s Mutter, 61)

Immer wieder wird von den individualistisch Argumentierenden auch erwähnt, dass sich die Mädchen für vorehelichen Geschlechtsverkehr „zu schade“ seien. Hier werden also männliche Zuschreibungen reproduziert, indem die Sexualität von Frauen mit etwas „Unreinem“ in Verbindung gebracht wird und dementsprechend auch Frauen, die verfrüht oder zu oft Geschlechtsverkehr hätten, „unrein“ seien.

„Ok noch was ganz anderes Indiskretes –wie siehst du Sex vor der Ehe?
Auch so wie M, also nein, weil ich nicht, weißt ich bin mir zu schade, das ist es, wenn ich heirate, dann soll es wirklich Liebe sein und dann will ich auch mit ihm schlafen, wenn nicht dann nicht.“ (Pekay, 17)

Zusätzlich zu dem Argument der Selbstwertschätzung klingt auch bei den individuell Argumentierenden immer wieder die Sicherheitskomponente durch. Oft wird formuliert, dass Geschlechtsverkehr erst dann erwünscht sei, wenn sichergestellt wurde, dass der Mann auch treu und wirklich verliebt sei. Hier ist die Überzeugung durchzuhören, dass man Männern prinzipiell nicht trauen könne, eine Einstellung, die sich sowohl bei einigen Mädchen als auch bei deren Müttern beobachten lässt.

„Habt ihr schon einmal miteinander geschlafen?“

(lacht) Nein haben wir nicht, und das will ich auch nicht. Ich mein, vielleicht ist er der Richtige, ich glaube schon (lacht), aber bis ich das genau sagen kann muss noch Zeit vergehen. Oft verstehst dich ja am Anfang gut und dann nicht mehr. Und ich will nicht einfach so mit jemandem schlafen, ich bin nicht so ein Typ Mensch, ich will zuerst den richtigen finden, heiraten und dann mit ihm schlafen, weil's ja etwas besonderes sein soll und nicht einfach so.“ (Manolya, 17)

Fulya ist die Interviewpartnerin, die zwar zur Gruppe der individualistisch Argumentierenden gezählt wurde, aber eigentlich nicht wirklich einzuordnen ist. Sie zeichnet das „freieste Bild“ von ihren Beziehungen und berichtet, dass sie schon einige hinter sich hat, die allerdings alle nicht sehr lange dauerten und meint außerdem, keine längeren Beziehungen eingehen zu wollen, bis sie nicht ihrem Traummann begegne. Sie hat damit eine sehr individualistische und ungebundene Vorstellung vom Kennenlernen und Beziehungen im Allgemeinen und führt ihre Beziehungen auch so. Gleichzeitig zeichnet sie ein ambivalentes Bild – einerseits sieht sie sich als starke und unabhängige Frau, die sich in einer festen Bindung schnell langweilt, wünscht sich andererseits aber eine feste Beziehung mit fixen Geschlechterrollen: alles in allem entspricht ihr Beziehungsbild aber dem, einer sehr individualistischen Frau.

„Und darf ich dich fragen, hast du schon längere Beziehungen gehabt?“

Ehm ich hab längere Beziehungen also für mich lange (lacht) 7 Monate oder so. Is wahrscheinlich kurz aber für mich halt lang (pause) ähm 2 Beziehungen die 7 Monate gedauert haben und der Rest eher kurze Affären. Ja. (Pause) Ich langweil mich ziemlich schnell glaub ich in Beziehungen. Also ich brauch immer wieder die HERAUSforderung und solange eben dieser TRAUMMANN von dem ich hoffe, dass es ihn überhaupt GIBT solange der nicht kommt werde ich glaub ich ziemlich viel hin und her jumpen hab ich das Gefühl. also klingt jetzt GANZ GANZ OARG aber...“ (Fulya, 24)

„Und so mit wie schaut's aus mit eigener Familie, wie stellst du dir das mal vor mit Mann, Kinder etc?“

Ja also was ich ganz ganz traditionell oder ganz standardmäßig ich möcht unbedingt eine Familie haben. Also heiraten, einen wundervollen Ehemann haben, dann Kinder haben und so das ist schon eine Sache die mir wichtig ist und die ich gerne hätte.“ (Fulya, 24)

Interessant ist die bei allen interviewten Mädchen auftauchende Verknüpfung von einer Heirat und dem Auszug von zu Hause. Diese Einstellungen, die sowohl von Müttern als auch von Töchtern formuliert werden, stellen eine eindeutige Transmission dar, an der sich nicht viel verändert hat – ausgezogen wird in den meisten Fällen erst mit einer Heirat:

„Und was glaubst du sind so die Erwartungen deiner Mutter an dich?

(lange Pause, lacht). Ahm, ich glaub sie will dass ich eben ein Studium abschließ und dass ich mich nicht von der Religion abwende (Mutter sagt im Hintergrund und dass du ausziehst)

Tochter lacht und sagt „was?“ (Mutter meint wieder „dass du ausziehst“)

Was war das jetzt mit dem Ausziehen?

Mutter im Hintergrund: und dass sie bald heiratet.“ (Selma 19 und Selma´s Mutter, 41)

„Ja, weil meine Schwester ist so ein ganz anderer Typ, ich weiß nicht, nicht, dass ich jeden Tag mit ihr streit, aber wenn ich mit ihr gstritten hab dann denk ich mir, oh Gott, geh doch bald weg und heirate und so. Aber wenn ich mit meinen Brüdern streite und so, dann macht mir das Spaß und so. Weil sie mich immer zum Lachen bringen, was weiß ich, obwohl sie mich immer verarschen hab ich sie echt gern und es macht echt Spaß auch.“ (Dilara, 21)

Den letzte wichtigen Punkt bezüglich des Weiblichkeitskonzeptes der interviewten Mädchen und Frauen stellen Konspirationen zwischen Müttern und Töchtern dar. Wenn eine interviewte Tochter einen Freund hat, dann wird diese Beziehung zum Teil vor beiden Eltern geheim gehalten, zum Teil aber auch gemeinsam mit der Mutter vor dem Vater. Die Mutter nimmt hier die Rolle einer Komplizin ein, die sich mit der Tochter gemeinsam gegen den strengeren Vater stellt.

„Also mit meiner Mutter versteh ich mich super ja, die ist total auf der gleichen Wellenlänge mit mir, mit meinem Vater hab ich da mehr Probleme, weil er, also meine Mutter ist mit zwei Jahren hierher gekommen, das heißt sie ist auch, also sie versteht mich besser, weil sie auch hier aufgewachsen ist. (...)

Ok, und was sagen deine Eltern zu deinem Freund?

(lacht) Meine Mutter weiß es, sie hat kein Problem damit, mein Vater weiß es nicht, ihm hab ich´s nicht erzählt, ich hab´s nur meiner Mutter erzählt. Ich weiß einfach, dass er nicht einverstanden ist und ich will mir wenn ich ehrlich bin die Diskussion ersparen, und die Mama glaub ich auch.“ (Manolya, 17)

Expertinnen-Einschätzungen zufolge sind Konspirationen zwischen Mutter und Tochter in patriarchalisch geprägten Gesellschaftsstrukturen ein Mittel zum Aufbau von mehr Freiraum und dienen im gegebenen Kontext der Stärkung des Verhältnisses zwischen Müttern und Töchtern. Die Beziehungen zwischen Müttern und Töchtern werden darüber hinaus in muslimisch geprägten Gesellschaften als sehr eng empfunden, wobei diese enge Verbundenheit auch eine lange Tradition hat.

5.3.7. Rollen in diversen Kontexten

Mütter sehen sich innerhalb der Familie als Unterstützerinnen, aber auch innerhalb der Community, wobei hier vor allem der weitere Verwandtschaftskreis genannt wird. Sie übernehmen häufig die Verantwortung, wenn eine neue Person zum Beispiel durch eine Hochzeit nach Österreich kommt und helfen bei der Orientierung, dem Spracherwerb, der Arbeitssuche und Ähnlichem.

Einige der Mütter definieren sich auch teilweise über die gemeinnützige Arbeit, die sie verrichten. Einige der sunnitischen befragten Mütter, die gemeinnützige Arbeit verrichten, tun dies in religiösen Vereinen, wo ihnen einerseits die Möglichkeit geboten wird sich durch gemeinnützige Arbeit selbst zu verwirklichen und andererseits auch die Möglichkeit zur Weiterbildung besteht:

„Mein Tag, ich stehe in der Früh auf, gehe zur Arbeit, ich habe einen Privat-Job. Und darüber hinaus, in meiner Freizeit ee ich mache bei islamischen Aktivitäten mit. Frauenarbeit oder die Kinder betreffend. Wo man auch immer lebt, von wo man auch kommt, man darf seine Identität nicht verlieren. Dazu bedarf es einer Organisation, einer Plattform. Ich bin auch aktiv. Es gibt Seminare, die Kindererziehung betreffend, es gibt verschiedene Aktivitäten. Ich nehme auch daran teil. Ich mache das gerne, das lenkt mich sehr gut ab. Andererseits ein Leben zu Hause, mit Handarbeit oder fernsehen, das mag ich nicht. Ich beschäftige mich gerne im Internet. (...) Es gibt eine islamische Webseite, dort habe ich die Aufgabe der „Super-Moderatorin“. Also eine Art Redakteurin, die die Seite erneuert etc. Ich mache das sehr gerne. Dann.. besuche ich meine Freunde. Meine Bekannten. Ich habe sehr viele Freunde und Bekannte. Sie mögen mich alle sehr. Gott sei dank, ja so ist das, sonst gibt es nichts.“ (Dilara´s Mutter, 44)

„Mein Alltag, schaut eigentlich so aus, dass ich fast nie Zeit habe. Letzt... um ein Beispiel zu geben äh, heute habe ich ein Interview mit dir, morgen haben wir Elternvereins... also in der Früh bin ich immer bis äh 1 Uhr in der Schule. In der Früh stehen wir auf, jeder der Zeit hat. Mein Sohn macht den Kaffee, meine Tochter macht die Betten, bei ihr (zeigt auf die jüngste Tochter) haben wir noch keine Hilfe da sind wir froh, dass sie sich selber anzieht. Mein Mann kommt derweil heim und legt sich nieder. Dann verlässt einer nach dem anderen das Haus, die Wohnung. Und um halb 2 komm ich manchmal nach Hause. Aber wenn ich irgendwo einen Termin habe als Seelsorgerin oder Versammlung in der Föderation oder bei der Muslimischen Union, begeben, fahr ich direkt von der Schule dorthin. Und wenn ich Zeit habe komm ich nach Hause und koch und wenn ich keine Zeit habe ist es kein Hindernis, auch für meinen Mann nicht oder für meine Familie, wir schauen dann halt, dass wir irgendwas essen oder dass ich am Vortag zeit gehabt hab und für diesen Tag schon gekocht hab. Wir haben fast drei mal die Woche Feste, Gruppensitzungen in der Föderation, morgen habe ich also Elternsprechtag, am Abend ist jemand verstorben fahren wir dann nach 19 Uhr dort hin, Beileid wünschen. Ahm, am Donnerstag muss ich mich mit ihr zum Einkaufen

bewegen (zeigt auf die jüngere Tochter), das ist der einzige Tag wo wir unsere Einkäufe erledigen können, eben weil Feiertag ist. Sie braucht Wintergewand, dann fahren wir zu meinem Neffen frühstücken, weil wenn wir nicht irgendwohin frühstücken hingehen kommen die familiären Besuchsdienste zu kurz, weil wir eben keine Zeit haben. Dann treffen wir uns in der Föderation mit jungen Leuten die uns bei Kinderfest geholfen haben. Ein kleines Dankeschön (unverständlich). Am aber besuchen wir eine Frau, die ist Witwe, macht heuer ihre Pilgerfahrt, die werden wir am Abend besuchen. Weil bei uns ist es auch Religion festgesetzt, dass wir ärmere Leute, dann Waisenkinder und Witwen besuchen müssen. Dadurch machen wir das auch so. Freitag weiß ich nicht was hab ich Freitag? Ah, Freitag haben wir ah Vorstandssitzung.“ (Selma´s Mutter, 41)

Neben religiösen Aktivitäten gibt es auch Mütter, die sich im Bereich der Lernhilfe engagieren oder die den Plan haben, politische Frauenarbeit zu leisten. Innerhalb der dieser Untersuchungsgruppe sind dies Frauen mit kurdischem Hintergrund. Bei Müttern und Töchtern mit kurdischem Hintergrund kann also ein größeres Politikinteresse festgestellt werden und soziales Engagement erfolgt bei diesen befragten Müttern auch nicht in religiösen Vereinen.

„Ich habe erst danach, als meine Kinder im Kindergarten waren Deutschkurse besucht, in der Volkshochschule. Und ich habe aus eigener Kraft versucht, die Sprache zu lernen. Also je besser du Deutsch lernst, desto mehr kommst du in die Richtung, deinen Beruf ausüben zu können, den du willst. Nach diesen Deutschkursen habe ich eine zweijährige pädagogische Ausbildung gemacht. Danach gab es ein Projekt namens XXX, vor ungefähr 12 bis 15 Jahren. Ein vierjähriges Projekt, interkulturelle Lernhilfe. Dort habe ich angefangen. Ich lernte daneben halbtags Deutsch in der Volkshochschule. Und ich arbeitete in diesem Projekt in der Schule. Danach habe ich erst diese pädagogische Ausbildung gemacht, nach diesen vier Jahren. Und jetzt bin ich in einer Schule Kinderbetreuerin. Seit 13 Jahren. Es ist gut, ich bin sehr zufrieden mit meinem Leben. Es ist alles sehr schön kann ich sagen (lächelt).“ (Fulya´s Mutter, 24)

„(...) ernsthafte Probleme, die ich als Frau erlebte ee.. Hier, vor allem die Frauen, die hier leben erleben so etwas auch, denke ich. Und ich würde gerne in diesem Bereich arbeiten. Und dafür ist das jetzt eine Vorbereitungsphase. Die Vorbereitung dafür ist eben, Deutsch können, die Vorbereitung dafür ist auch, Studien über die Situation der Frauen durchzuführen, die Frauen verstehen können, über sie zu forschen. Seine eigenen Probleme zu lösen. Die Menschen hier, die Frauen - wenn man sie in die Kreise hineinbewegt - vor allem Frauen aus der Türkei, die hier leben, sie haben ganz verschiedene Probleme. Sehr ernsthafte Probleme erleben sie hier. Deshalb sind das meine Ziele. Also die Sprache beherrschen und eine gute Frauenarbeit leisten.“ (Derya´s Mutter, 35)

Bei den Rollen der Töchter ist es in erster Linie die Rolle im FreundInnenkreis der befragten Töchter, die relevant ist und oft kommentiert wird. Die FreundInnenkreise der Mädchen werden entweder als sehr international oder als eher türkisch orientiert beschrieben, österreichische FreundInnen haben allerdings sehr wenige der Mädchen.

Einige der Mädchen formulieren den Eindruck, dass die Eltern mehr erlauben würden, wenn sie mit türkisch- beziehungsweise kurdischstämmigen Freundinnen unterwegs wären und führen dies auf ein größeres Vertrauen der Eltern zurück.

„Und das hat sich also geändert und das ist halt mit den Freunden auch, also früher waren das Freunde von anderen Kulturkreisen und jetzt sind es eher Freundinnen, also das war jetzt nicht Absicht, dass ich das so ausgesucht hab, aber weil wir halt auf der selben Welle sind also 2 Freundinnen von mir, beste Freundinnen, die doch Aleviten sind und die andere überhaupt aus dem selben Gebiet wie meine Mutter und das ist schon ein Unterschied wenn ich jetzt sag ich geh mit der X (Anm.: türkischer Mädchenname) weg ist sie toleranter wenn ich mit der was weiß ich mit Y (serbischer Name) oder so (lacht) und ja da hat sie also mehr Vertrauen und ich kann auch mehr machen.“ (Kayra, 18)

Im Gegensatz zu österreichischstämmigen Freundschaften spielten die Eltern nach Aussagen einer Interviewpartnerinnen nämlich keine unwichtige Rolle in einer Freundschaft zwischen türkischstämmigen Personen. Freundschaften bringen ihrer Ansicht nach auch Familien zusammen und laufen nicht gänzlich entkoppelt von Beziehungen zwischen verschiedenen Familien ab. Kommt zwischen der eigenen Familie und den FreundInnen keine Kommunikation zustande, so wird diese Situation als unbefriedigend empfunden und eine interkulturelle Verständigung, wenn die Freundschaftsanbahnungen anders ablaufen sei laut Kayra zeitaufwendig und nicht immer leicht.

„Und, ja vielleicht ist auch der Grund warum ich zu meinen Freundinnen die aus dem gleichen Kulturkreis kommen engeren Kontakt habe, weil sie sich auch mit meiner Familie verständigen können. Also bei der Y (Anm: österr. Freundin) war das dann eher so Grüß Gott, danke Wiedersehen als sie gekommen ist und es war eben einfach nicht die Gesprächsbasis weil's wegen der Sprache nicht anders ging. wiederum bei ihrer Mutter war das anders dass ich mehr mit der Mutter sprechen konnte. und ja bei meinen Freundinnen die Türkisch können ist das wieder anders weil die auch sprechen über ihre Eltern und meine Mutter fragt dann nach ihrer Mutter und nach ihrem Vater, wie es denen geht und es gibt aber auch also meine Mutter ist dann halt auch zu der Mutter von meiner Freundin gegangen und Tee trinken und das und hin und her und da wurde dann geplaudert und sie haben doch die selben Probleme. Vielleicht ist es für die Österreicher lächerlich, für sie ist das aber das Problem schlechthin. Und ja es gibt halt mehr Gemeinsamkeiten und da ist halt die Sprache doch sehr wichtig. Die Offenheit, ich mein ok, ich denk ma schon wenn man's wirklich will dann geht das, aber das benötigt Zeit, Kraft und manche Menschen haben halt ja Probleme und weniger Zeit dass sie das irgendwie aufbauen können.“ (Kayra, 18)

Neben Kayra lassen auch die Aussagen anderer interviewter Mädchen darauf schließen, dass Freundschaften oft mit Kindern aus Familien zustande kämen, bei

denen sich auch die Eltern schon kennen. Gemeinsame Aktivitäten wie Picknicken oder gegenseitige Besuche würden den Kindern Raum geben, aus dem Bekanntenkreis der Eltern FreundInnen kennen zu lernen, was bei den Eltern wiederum zu größerem Vertrauen beitrüge.

„Bei meiner großen Schwester, die Freunde, Freundinnen von ihr, sind Familienverwandte, ni nicht verwandt, Bekannte halt, meine Mutter kennt sie urlange schon und das sind die Töchter halt. Und meine Freundinnen kennt sie halt nicht und meistens darf ich nicht, aber wenn die sagt, sie sagt sie sollen jeder Zeit zu uns kommen und so, das geht schon.“ (Dilara, 21)

Fast immer, also, wenn wir ein Wochenende, wenn niemand zu uns kommt oder wir nirgendwo hingehen, am nächsten Wochenende sicher! Wir haben halt so, also meine Tante lebt auch hier, mein Onkel, meine Cousins und meine Cousins, ja zu denen, oder, wir haben noch so vier Familien, mit denen meine Eltern sich schon urlange kennen, also ich kenn die auch schon seit ich auf der Welt bin. Die haben eben auch genauso viele Kinder wie wir und die sind auch im gleichen Alter, das heißt das passt dann gut zusammen, wenn wir dort hingehen. Aber natürlich, im Ramadan ist es verstärkter, dass wir auf Besuch gehen. Oder wir gehen, wir machen auch, also wenn das Wetter schön ist sind wir am Sonntag, da, im Sommer da fahren wir nicht so oft auf Besuch, da tun wir meistens picknicken so, auch so mit Bekannten, oder eben Volleyball spielen, die der Wigg, halt mehr im Freien im Sommer.“ (Manolya, 17)

Zum einen ist also die Familie bei Freundschaftsanbahnungen nicht unbeteiligt, zum anderen formulieren auch immer wieder Töchter, dass sie sich mit türkischstämmigen Freundinnen „auf einer Wellenlänge“ fühlten, da sie besser über alles reden könnten. Diese Aussagen lassen darauf schließen, dass der ähnliche Erfahrungshintergrund, den türkischstämmige Mädchen teilen, zu vertrauensvolleren Freundschaften führen kann:

„Natürlich verbindet mich mit einer Freundin die aus dem selben Kulturkreis kommt mehr. Weil sie mich wahrscheinlich mehr versteht. Ich mein, ok, eine Österreicherin kann das vielleicht auch verstehen aber nicht wirklich so, wie´s jemand aus dem selben Kulturkreis weiß.“ (Kayra, 19)

„Also, ich hab türkische Freundinnen, ich hab Freundinnen aus Bosn, also Ex-Jugoslawien, also die ganzen halt, Bosnien, Serbien und egal von wo, ja. Ich hab auch österreichische Freundinnen. Aber die, mit denen ich wirklich - also ich hab auch eine Freundin aus Kongo, eine urgute Freundin sogar, also meine besten Freundinnen kommen, ist eh sie einmal, sie kommt aus der Türkei. Ja, dann die aus Kongo und ja, aus Bosnien und wieder aus der Türkei, das sind so die, mit denen ich wirklich ureng bin. Aber ich hab auch, also in der Klasse hab ich auch österreichische Freundinnen mit denen ich gerne rede in den Pausen und so, mit denen ich immer was unternehm, sind eben doch die.“ (Manolya, 17)

„Also ich hab meistens eigentlich türkische Freundinnen gehabt, eben durch Nachbarn und so ehm, Österreicher habe ich in der Schule gehabt aber so außerhalb und privat hab ich eigentlich fast keinen Kontakt mit ihnen gehabt. In der Schule haben wir uns meistens sehr gut verstanden aber ja, sonst nicht (lacht).“ (Selma, 18)

Fulya ist die einzige, die von einer österreichischstämmigen Freundin in der Volksschule berichtet, mit der sie immer noch Kontakt hat. Dabei meint sie allerdings auch, dass diese Freundschaft für sie ein erster Kontakt mit einer anderen Kultur gewesen sei:

„Also in der Volksschule ja da hat man (Pause) noch nicht so ein so ein so ein großes Bedürfnis danach, ähm (Pause) also ich hatte glaub ich nicht so ein großes Bedürfnis danach jetzt so einen großen Freundeskreis aufzubauen, weil für mich war halt Mama, Papa, Bruder und die Familie wichtiger als jetzt einmal ähm (Pause) weiß ich nicht, große Freundschaften zu knüpfen oder so aber ich hab (Pause) gute Beziehungen gehabt, also keine Troubles oder keine Schwierigkeiten mit meinen Mitschülern oder auch nicht mit der Lehrerin oder so und ähm hab auch noch eine Freundin die ich von der Volksschule kenn und die bis jetzt noch meine Freundin also mit der ich noch immer in Kontakt bin und das hält sich ganz gut. Und das war halt so das erste mal so weg von der Familie und mal wo anders hin und mit anderen Menschen mal was zu tun haben und das war dann halt sehr oft so dass ich dann mit diesem Mädels eben mit nach Hause zu ihr gegangen bin, dort haben wir eben gemeinsam die HAUSübungen gemacht und gemeinsam SPIELE gespielt und die Mutter war halt immer da und hat für uns gekocht und also ich hab sehr sehr viel Zeit dann mit ihr verbracht. Also jedes Mal nach der Schule irgendwie für ein paar Stunden für den Nachmittag eben zu ihr nach Hause gegangen und dort gegessen und gespielt und Hausübungen gemacht und so auch ein bisschen mal in einen anderen kulturellen RAUM quasi gekommen.“ (Fulya, 24)

Die Mädchen differenzieren also bezüglich ihres FreundInnenkreises zwischen verschiedenen Personengruppen, wobei die Differenzlinie interessanterweise zwischen nicht-österreichisch und österreichisch verläuft. Dieses Ergebnis steht in einem Teilwiderspruch zu der Einschätzung von Esser (1990b) wo er nach einem Vergleich zwischen türkisch- und jugoslawischstämmigen Jugendlichen zu dem Ergebnis kommt, dass die Segmentationstendenzen bei TürkinInnen höher seien und sich die ethnische Zusammensetzung des FreundInnenkreises über die Generationen nicht verändern würde (vgl. Esser 1990b: 77).

Die eigene Rolle im FreundInnenkreis wird von vielen der interviewten Töchtern als die einer „beratenden Anlaufsstelle“ beschrieben, die Töchter definieren ihre Rolle also ähnlich wie ihre Mütter.

„So viel ich weiß sind meine Freunde mit mir sehr zufrieden. Bis jetzt hab ich keine Beschwerden ghabt. Zum Beispiel sie VERTRAUEN mir auch sehr. Ich hab ur viele Freunde die mit mir sehr öfters reden und die Geheimnisse sagen und ich hab auch so eine schweigen. Ich red nicht weil wenn man mir sagt du darf es nicht sagen und wenn man mit redet man muss ma´s auch nicht sagen, du darfst es keinem sagen ich sag´s so und so keinem und von der Seite und so also können mir meine Freunde sehr vertrauen. die reden mit mir alles und so da hab ich keine Probleme.“ (Lale, 17)

„Und es is halt ich bin immer vernünftig und hin und her also ich hab halt, halt nicht Angst und ich will einfach diese Fehler nicht machen. Ich mein obwohl ich jetzt nicht so viel Erfahrung mit Burschen hab, sind eigentlich meine Freundinnen immer zu mir gekommen und fragen soll ich mit ihm gehen und dies und das.“ (Kayra, 18)

Einige Mädchen erwähnen bezüglich ihrer Rolle im FreundInnenkreis nicht nur die unterstützende Komponente, die eine solche Freundschaft beinhalten sollte, sondern sehen sich zusätzlich in der Rolle einer „Moralhüterin“ – einer Person also, der die Einhaltung der gesellschaftlichen Regeln am Herzen liegt. Interessant bei den Aussagen zu dieser Rolle einer Moralhüterin ist die Überzeugung der Mädchen, dass ein Ausbrechen aus erlaubten Verhaltensmustern nur negative Auswirkungen auf das Leben haben kann. Die Außenwelt und „Verbotenes“ werden von den interviewten Mädchen als gefährlich wahrgenommen und die Rettung von FreundInnen vor schlechten Einflüssen etc. ist hier wichtig. Ist eine Rettung nicht möglich kann die Moralhüterin sogar gezwungen werden die Freundschaft zu kündigen um sich nicht selbst auch noch in Gefahr zu bringen.

„Was für Regeln gibts denn da, die wichtig sind für dein Leben?

Halt so für mein Leben, kein Alkohol und kein Schweinefleisch, keine Drogen, halt eh nur die was gefährlich sind für mich und auch keine Freunde, die so was halt machen, die so was nehmen halt, die die Leute würden mich ja auch beeinflussen, wenn sie meine Freunde wären, würd ich mir denken ah, eh nur einmal oder so. Gottseidank hab ich keine solche Freunde, ich hätt auch Angst davor, wenn eine meiner Freundinnen so was machen würden und ich dann ihr nicht helfen kann, wärs schon ein Problem für mich.“ (Dilara, 21)

Bei Abide artikulieren sich diese Einstellungen zum FreundInnenkreis am stärksten indem sie erzählt, dass sie einer Freundin, die sich nicht an das Jungfräulichkeitsgebot gehalten hatte, die Freundschaft kündigte.

Nein, in dem Punkt vertrauen sie mir! Ganz sicher, hundertprozentig, sie kennen das, sie kennen mich, ich würd das niemals machen! Weil ich hab Freundinnen ghabt, türkische, von denen ich mir´s, ich´s mir niemals erwartet hätt, aber sie habens gmacht und ich hab die Freundschaft gekündigt. Ja, ich hab, ich hab mit denen öfters geredet, ich mein, wenn sie irgendein Problem haben kommen sie immer zu mir, ich weiß nicht wieso, wir reden drüber, und

eine von denen hat das, sie redet noch immer mit mir, ist immer zu mir gekommen, hat mich gefragt ja, was was richtig ist was falsch ist uns so, und das gefällt mir auch wenn sie herkommen, ich mein ich red gern über Probleme und so, und einer hab ich wirklich erklärt wie das ist und so und ich weiß nicht wie das passiert ist, sie hats gmacht und ja, ich hab ihr dann die Freundschaft gekündigt.“ (Abide, 16)

Selten wird von den interviewten Mädchen hingegen erzählt, dass der FreundInnenkreis dazu genutzt würde verbotene Dinge zu tun.

„Für meine Mutter ist das kein Problem, sie versteht das schon, aber für meinen Vater eben nicht, also für den kommt das absolut nicht in Frage und meine Mutter will aber schon, dass ich auch, wenn zum Beispiel meine Freundin Geburtstag hat oder wenn ein Schulball ist oder so, dass ich dort hingeh, sie will das schon. Und da muss ich´s halt immer so, weil meine Mutter will ja, dass ich hingeh, mein Vater überhaupt nicht und da machen wir´s meistens so, dass ich sag ja, heute schlaf ich bei meiner Cousine, und dann geh ich zu ihr und von dort fahr ich dann und übernacht bei ihr.“ (Manolya, 17)

Eine weitere Rolle, die sich die interviewten Töchter zuschreiben, ist die Rolle einer „Gruppensprecherin“. Einer Person also, die für die anderen spricht, exponierte Stellungen in der Öffentlichkeit übernimmt und bereit ist, auch unangenehme Dinge zu thematisieren. Diese Mädchen bezeichnen Sorgen ihrer Eltern oft als übertrieben und empfinden sie teilweise auch als Anhänglichkeit und Last. Neben den „Gruppensprecherinnen“ gibt es auch noch die „Zurückhaltenden“. Diese Gruppe bezeichnet sich als eher schüchtern, zurückhaltend und ängstlich. Sie sehen sich in Gruppen eher als außenstehende Beobachterinnen und übernehmen keine öffentlichen Rollen.

Die letzten beiden Rollen, die in den Interviews zutage traten, sind die der „Aufbegehrerinnen“ und der „Angepassten“. Die „Aufbegehrerinnen“ empfinden ihr derzeitiges Leben als monoton und den Erwartungsdruck der Eltern als belastend und artikulieren einen starken Drang auszubrechen. Die „Angepassten“ begreifen sich selbst als einen Teil des Familienprojektes „Aufstieg im Aufnahmeland“ und wollen diese Rolle auch erfüllen.

5.4. Entscheidungs- und Handlungsprozesse

Im nachfolgenden Kapitel werden Entscheidungs- und Handlungsprozesse behandelt, wobei hier einerseits autonome Entscheidungen, Entscheidungsprozesse und Einschränkungsempfindungen der interviewten Mütter und Töchter verglichen werden, andererseits der Einfluss von Elternerwartungen auf die Zukunftsentscheidungen der Töchter analysiert wird.

5.4.1. autonome Entscheidungen

Mütter artikulieren eigene Entscheidungen als Entscheidungen gegen den Willen der Familie, was vor allem im Zusammenhang mit ihrer Partnerwahl steht. Hier zeigen sich in den Erzählungen der Mütter deutliche Generationenkonflikte die entstanden, wenn Partnerwahlentscheidungen traditionellen Mustern zu sehr zuwiderliefen und die Eltern begannen, sich Sorgen um den guten Ruf der Familie zu machen. Die Community-Kontrolle spielt bei Partnerschaftsanbahnungen eine große Rolle, wird doch die Reihenfolge, in der die Kinder einer Familie heiraten, als ausschlaggebend für die Entscheidung über den jeweiligen Zeitpunkt der Heirat definiert.

„5 Jahre ist das so gegangen und nach 5 Jahren wollten sie mich verlangen kommen, aber meine Eltern wollten nicht, denn mein älterer Bruder und meine ältere Schwester war noch ledig und sie meinten, warum sollen wir die jüngere verheiraten, wenn die älteren noch zu Hause sind und auch wegen den Leuten, denn alle würden sagen, nur weil die im Ausland sind geben sie das Mädchen und ich war halt damals noch jung und bin mit 18 abgehauen zu meinem Mann. Ein Jahr lang haben sie nichts mit uns gesprochen und als wir ein Jahr später von hier in den Urlaub gefahren sind, haben sie sich dann mit uns versöhnt. In der Zwischenzeit hat mein großer Bruder geheiratet in dem halben Jahr. Mein älterer Bruder und meine ältere Schwester waren dafür, dass ich heirate, denn bei mir hat es sich ergeben und sie wollten noch nicht heiraten, aber die Großen (Eltern) dachten nicht so.“ (Abide's Mutter, 37)

Auch die Verlobung läuft in den Erzählungen der Mütter nach genau definierten Regeln ab, wobei das Reglement zur Absicherung der beiden EhepartnerInnen in spe sowie deren Familien dient und der Zeitfaktor eine große Rolle spielt. Der zukünftige Ehemann stellt sich der Familie seiner ausgewählten Partnerin vor und bevor nicht die nötige Zeit verstrichen ist, um den Mann und dessen Familie auch kennen zu lernen, wird nicht in die Heirat eingewilligt.

„Mhm, verstehe. Und wie haben Sie ihren Mann kennen gelernt?“

Ich hab meinen Mann wie mein Vater verstorben ist, damals war mein Bruder verlobt. Ahm, und sie hätten in diesem Jahr geheiratet. Dadurch, dass er aber verstorben ist, ist ja die Hochzeit verschoben worden und wir haben unsere Schwägerin, die verlobte Schwägerin besucht. Meine Schwester ich und eine Tante von mir. Wie wir dann auf der Straße so marschieren, wir sind verwandt miteinander aber nicht so dritten Grad verwandt oder so ich weiß nicht. Äh hat er angehalten mit Traktor und meine Tante hat ihn gut gekannt hat er gesagt kann ich euch irgendwohin mitbringen. Ich hab ihn das erste mal dort gesehen und er mich. Es war dann, ich weiß nicht, man kann es auch so nennen, dass es Liebe auf den 1. Blick war, weil äh ich hab ihn ja danach nicht mehr gesehen. Schon aber nach 2 Wochen. Er ist auch nach hause gegangen hat dann auch nach 3 Tagen seine Mutter gefragt: Ist eigentlich die Tochter von der und der schon verheiratet oder verlobt, weißt du was davon? Sie hat gesagt nein, wieso. Ja weil sie mir gefallen hat, ich hab sie heute gesehen und sie hat mir gefallen. Und meine Schwiegermutter hat gesagt eigentlich hat der Vater die und die auserwählt gehabt. Hat er gesagt ja dann nimm die für meinen Vater und sie möcht ich haben (lachen). Und nach 2 Wochen sind die dann zu uns gekommen aber nicht direkt sondern durch meine Tante haben sie dann verleiten lassen, dass er mit mir heiraten möchte aber er hat gesagt es wäre nicht der richtige Zeitpunkt dadurch, dass wir meinen Vater erst vor 2 Wochen bestattet haben, das passt nicht jetzt. Und ich hab gsagt, ich hab gesagt ich kann mich jetzt gar nicht entscheiden weil ich hab meinen Vater verloren und ich könnte jetzt nicht ja oder nein sagen aber ich hab schon gespürt, dass ich eine Nähe zum ihm gehabt habe. Nach einem Jahr hat aber nicht aufgehört. Er hat immer meine, die Tante besucht, die mit mir mit war und hat immer wieder gesagt, dass er mit mir ah, dass er sich mit mir verheiraten hat lassen wollen. Und bei der Hochzeit von meinem Bruder nach einem Jahr haben wir uns ausgeredet, auseinandergeredet und haben uns bereiterklärt zu heiraten. Da muss ich aber auch sagen, meine Mutter hätte nie gesagt nein du darfst den nicht heiraten, das war in unserer Familie mein Vater hat das schon immer BETONT jeder, der jemanden gern hat, der darf mit dem heiraten. Wir sind so aufgewachsen und wir haben schon gewusst, dass meine Mutter nicht nein sagen wird. Aber wir haben immer den normalen Weg genommen wir haben nicht gesagt wir haben uns jetzt entschlossen, sondern die sind dann gekommen und haben um meine Hand angehalten. Dann haben wir uns verlobt. Und nach einem Jahr also es war so ein Jahr geheim, ein Jahr offiziell, dann haben wir geheiratet.“ (Selma´s Mutter, 41)

Der oben erwähnte Zeitfaktor stellt eine Absicherung für beide Familien sowie die zu Verheiratenden dar, da das Einbinden des jeweiligen Familienverbandes verhindert, dass die eingegangene Beziehung jederzeit wieder aufgelöst werden kann. Diese Absicherungsmethode ist auch für diejenigen der interviewten Töchter, die aus einem traditionellen Haushalt kommen, eine wichtige Komponente. Dilara beispielsweise stellt sich ihre Beziehung und deren Anbahnung in einem traditionellen Rahmen vor und meint, wenn sich ein junger Mann ehrlich für sie interessieren würde, dann ist es für sie wichtig, dass er sich an die Regeln hielte und durch ein offizielles Werben bei

der Familie sein wirkliches Interesse bekunde. Das gleiche gilt für vorehelichen Geschlechtsverkehr – Personen, die sich wirklich für einen interessieren, würden die Wartezeit in Kauf nehmen. Um unter Beweis zu stellen, dass eine Beziehung „richtig ernst gemeint“ sei, wäre es notwendig dem Prozedere der Besuche bei der Familie der Braut zu folgen und nur wer dies täte, wäre ein in Frage kommender Partner für eine Verbindung, auf die man sich verlassen könne.

„Und hast schon einmal einen Freund gehabt?

Nein, nein. Es, es ist nicht so, dass ich kein Interesse hätte, es waren schon, also so weißt eh, willst du mit mir gehen oder so, solche Kindereien halt, aber nein ich hab mir gedacht, ich denk mir von der Religion her ist es so, wenn mich jemand heiraten will ja, dann soll er mit seiner Familie herkommen und meine Hand, um meine Hand anhalten und es ist einfach so bei uns und wenn er's wirklich ernst meint, dann würde er schon ein paar mal kommen und um meine Hand anhalten, halt, wenn er's ernst meint und so halt ja.“ (Dilara, 23)

Im informellen Gespräch nach dem Interview erzählt Dilara darüber hinaus, schon einmal verliebt gewesen zu sein, ihr damaliger Freund hätte sie aber nach kurzer Zeit verlassen. Die Enttäuschung über diesen Verlust sitzt tief. Dilara meint, dass sie nicht mehr den Fehler begehen würde mit einem Mann eine Beziehung einzugehen, wenn er sich nicht dazu verpflichte zu ihr zu stehen. Damit spricht sie den oben beschriebenen verbindlichen Aspekt einer Hochzeit an, der für sie eine Art Schutz vor dem Verlassenwerden und ein wirkliches Bekenntnis zu einer Verbindung darstellt.

Die Mütter erwähnen weiters noch die Entscheidung zur Migration nach Österreich als selbstbestimmt getroffene Entscheidung und vor allem das Zurechtkommen im Aufnahmeland (Spracherwerb, Orientierung, Sich-Einleben) werden als Erfolge wahrgenommen, die auf Eigeninitiative beruhten. Diejenigen der Mütter, denen es bis heute nicht gelungen ist Deutsch zu lernen, artikulieren, dass sie sich durch die mangelnden Sprachkenntnisse eingeschränkt fühlen würden und betrachten den Spracherwerb als eine Grundvoraussetzung für Autonomie im Aufnahmeland.

Hattest du Schwierigkeiten wegen deiner Sprachkenntnisse?

„Ja schon, die Verwandte meines Mannes, sie ist seit ihrem 5. Lebensjahr hier, sie hat alles verstanden und musste es mir dann übersetzen, wir haben ja nicht immer gemeinsam gearbeitet, ich war oft in einem anderen Stockwerk und wenn mich die Dame (Anm.: die Chefin) was gefragt hat oder was wollte, hab ich nichts verstanden, das war schon sehr schwer. Und vor allem merkte ich, dass sie wütend wurde, da ich sie nicht verstanden hab, das fiel mir auch sehr schwer, ich dachte mir was sagt die wohl über mich. Jetzt geht es besser. (...) Und vor allem wenn man Deutsch lernt hat man dann noch mehr Selbstvertrauen, denn du kannst dich nicht verlaufen und wenn, kannst du nach dem Weg fragen, dich artikulieren.“ (Abide's Mutter, 37)

„Wir hatten ungefähr trotz Kinderwunsch vier Jahre keine Kinder bekommen. Sie haben Farbe in mein Leben gebracht. Ich habe mich mit ihnen beschäftigt. Das hat mir auch geholfen, die Sehnsucht nach der Heimat halbwegs zu vergessen. Ich habe begonnen, mich etwas zu integrieren. Ich habe dann begonnen Bücher zu lesen, damit ich meine Kinder besser erziehen konnte. Nachdem sie etwas größer waren besuchte ich Kurse, Deutschkurse und so. Aber ich war nicht sehr erfolgreich. Ich hatte zwei drei Kurse besucht (lächelt verlegen). Eigentlich, wenn es jene Möglichkeiten von heute damals gegeben hätte, wäre vieles anders geworden. Damals gab es noch nicht so viel Möglichkeiten. Das hängt mir jetzt immer noch nach. Wenn ich jetzt als eine Türkin wohin gehe, ich kann mich nicht gut artikulieren, darunter leide ich natürlich. Wenn die Leute heute diese Möglichkeiten nicht wahrnehmen, die es gibt, dann werden sie es später bereuen. Mir tut es sehr leid. Ich wünschte diese Möglichkeiten hätte es damals gegeben.“ (Dilara´s Mutter, 44)

Die befragten Mütter bedauern mangelnde Deutschkenntnisse - einerseits aus dem Grund, weil sie ihrer Meinung nach Bewegungsfreiheit im Alltag garantieren, andererseits werden mangelnde Sprachkenntnisse auch als Integrationshemmnis wahrgenommen und als Isolationsfaktor bewertet. Fehlende oder nicht ausreichende Deutschkenntnisse werden von den Müttern als ein Mitgrund dafür betrachtet, dass sich ihre sozialen Kontakte auf die eigene Community konzentrieren, was zum Teil ebenfalls bedauert wird.

„Nur in der Arbeit triffst du dich mit Österreichern. Hast du sonst noch österreichische Bekannte?

Mmh. nein. nein.

Was ist deiner Meinung nach der Grund dafür?

Ich meine der Grund, nun weil ich nicht einen Dialog führen kann, nicht ein nettes Gespräch führen kann. Wegen der Sprache. Aber sonst habe ich nichts. Natürlich könnte ich etwas mehr Kontakt haben, es könnte besser sein.“ (Kayra´s Mutter, 42)

Die Töchter erklären einerseits, Ausbildungsentscheidungen selbständig zu treffen, andererseits wird die Partnerwahl als eine Entscheidung betrachtet, die autonom getroffen werden muss. Bei der Beziehungsfrage gibt es zwar viele Mädchen, die sich mit der Sicht der Eltern einverstanden zeigen, dass eine Beziehung auf die Zeit nach der Ausbildung verschoben werden muss, um die Ausbildung nicht darunter leiden zu lassen. Bezüglich der Partnerwahl betonen aber alle Mädchen, dass sie sich ihren Partner selbst aussuchen wollen und stimmen damit mit ihren Müttern – bis auf eine Ausnahme – überein.

Generell werden arrangierte Eheanbahnungen nicht erwähnt, einige Aussagen lassen aber doch darauf schließen, dass Ehearrangements in der Familie oder im Umfeld Thema sind. Hier zeigt sich also, dass zwar die oben beschriebenen

Absicherungsmechanismen in Anspruch genommen werden, eine fremdbestimmte Wahl aber niemals akzeptiert würde.

„So dass ich mit Jungs Umgang hab das stimmt schon, aber dass ich so einen Freund hab, nein. Also weißt, nicht dass ich mir nicht einen vorstellen könnt, so is das nicht, aber, hm, zur Zeit, also hat es sich einfach nicht ergeben, aber ich bin eigentlich nicht dagegen, dass ich nicht, bevor ich heirate, einen Mann kennen lernen sollte. So auf Empfehlung von anderen hab ich eh nicht vor zu heiraten, das nicht, aber eben zur Zeit, es hat keinen bestimmten Grund, dass ich jetzt nicht mit jemandem zusammen bin, eben halt, weiß nicht.“ (Bahar, 23)

Nach den Erwartungen an ihre zukünftigen Ehemänner befragt kristallisiert sich auch die Einstellung heraus, dass ein Ehemann unter anderem danach ausgewählt werden sollte, ob er die Befragten bei lebensorganisatorischen Dingen und im Haushalt unterstützen würde oder nicht, denn der Großteil der befragten Töchter strebt eine Karriere an, die mit der Familie unter einen Hut gebracht werden muss und rechnet dabei mit der Unterstützung durch die Ehemänner. Aus dem Grund wollen sie sich die Person, die sie einmal heiraten werden, auch sehr genau ansehen.

„Ich mein, vielleicht is er der Richtige, ich glaube schon (lacht), aber bis ich das genau sagen kann muss noch zeit vergehen. Oft verstehst dich ja am Anfang gut und dann nicht mehr.“ (Manolya, 17)

Auch die befragten Mütter artikulieren – bis auf eine Ausnahme – den Wunsch, dass ihre Töchter ihren Partner autonom wählen sollten. Es herrscht die Meinung vor, dass man sich nicht in die PartnerInnenwahl der Kinder einmischen sollte, weil dies so und so nicht funktioniere. Allerdings betrachtet es die Familie – wie oben beschrieben - schon als ihre Verantwortung sich den zukünftigen Ehemann der Töchter anzusehen und im Falle einer eindeutig „schlechten Wahl“ zu intervenieren.

„Ja schon, aber für die Heirat entschieden hat sich unsere Tochter und wir haben ihre Entscheidung, also ihren Zukünftigen uns gut angesehen und sie unterstützt. Man sollte, wenn sich junge Menschen lieben, nicht dazwischen gehen, das tue ich nicht und sehe es auch nicht gern.“ (Bahar’s Mutter, 44)

5.4.2. Einschränkungen und Umgang

Die befragten Mütter berichten auf mehreren Ebenen über Einschränkungen: Erstens sehen sie sich in ihrer Jugendzeit bezüglich ihrer Bewegungsfreiheit ab der Pubertät eingeschränkt, was sich negativ auf die Ausbildungswege der Mütter auswirkte. Auch bezüglich der Partnerwahl artikulieren die Mütter, dass sie oft nicht nach ihrem eigenem Willen handeln konnten. Einige wurden zwangsverheiratet oder fühlten sich

in einer arrangierten Ehe unwohl. Die Muster, die den artikulierten Empfindungen von Einschränkung zugrunde liegen, hängen einerseits mit traditionalistischen Familienentscheidungen zusammen, andererseits mit einer starken Community-Kontrolle in dörflichen Strukturen. Die Einschränkungen, die Mütter dabei am stärksten bedauern, sind Ausbildungswege, die sie nicht wählen konnten, beziehungsweise abgebrochene Ausbildungen.

„Im Dorf gab es nicht so viele Freiheiten früher (...) Im Dorf haben sie die Mädchen nicht lange in die Schule geschickt, vielleicht auch weil es einige schlechte Vorbilder gab, zum Beispiel es gab ein paar Mädchen die in die Schule gegangen sind, sich aber mit Burschen getroffen haben während der Unterrichtszeit und sie meinten halt, was so was passiert, wenn die Mädchen in die Schule gehen und du musstest in die Stadt für die höhere Schule und vor allem das alte Denken der Eltern, sie sollten zwar weiterentwickelt sein aber was soll's, keiner von uns hat die Hauptschule besucht.“ (Abide's Mutter, 37)

“In die Schule... bis zur wievielten Klasse sind Sie gegangen?”

Bis zur 5. Klasse. Ich habe die Volksschule in der Türkei besucht. Ich wollte weiter gehen, aber ich durfte nicht, mein GROSSVATER. Bei uns haben die Ältesten viel zu sagen. Mein Vater war eigentlich nicht so, er schlug uns keinen Wunsch ab, aber da er auf seinen Vater hörte, ließ er uns nicht studieren. Und ich werfe ihm das heute noch vor, es tut ihm jetzt leid (lacht und hustet, ist nämlich leicht verkühlt). Mein Großvater wollte nicht, dass ich weiter zur Schule gehe.“ (Dilara's Mutter, 44)

Die zweiten stark diskutierten Einschränkungserfahrungen betreffen arrangierte Ehen beziehungsweise Zwangsverheiratungen der Mütter. Immer wieder wird artikuliert, dass erzwungene Ehen die Mütter vor lebensorganisatorische Probleme stellten, mit denen ein Umgang gefunden werden musste. Derya's Mutter beschreibt am stärksten, dass die Zwangsverheiratung ihr Leben aus den Fugen geraten ließ und sie vor die Aufgabe stellte Probleme lösen zu müssen, denen sie sich nicht gewachsen fühlte und mit denen sie heute noch zu kämpfen habe.

„Meine damaligen Träume waren immer, Menschen, die ebensolche Probleme hatten wie ich. Denn ich hatte geheiratet, diese Heirat habe ich nicht freiwillig gemacht, ich wurde dazu gezwungen. Ich wollte immer, Menschen, die in einer ähnlichen Situation waren, helfen. In diesem Sinne Frauen ee die Probleme der Frauen lösen. So eine Arbeit wollte ich immer, davon träumte ich. Das habe ich aber nicht wirklich so realisieren können. Ich habe zwar in dem Bereich gearbeitet, so in etwa ein zwei Jahre, aber ich fühlte mich in diesem Sinne nicht sehr kompetent in diesem Bereich. Denn ich hatte andere Probleme. Denn ich hatte als eine Frau meine eigenen Probleme noch nicht gelöst. Ob das jetzt nun finanzieller Art war oder was die Familie betrifft oder meine Tochter. Weil ich das alles nicht gelöst hatte, konnte ich nicht wirklich sehr produktiv sein. Aber davon hatte ich immer geträumt.“ (Derya's Mutter, 35)

Derya's Mutter erzählt weiter, dass sie ihre Familie nach sehr kurzer Zeit verlassen hätte, was zu großen Problemen mit der weiteren Verwandtschaft führte – auch wenn sich die Verwandtschaft prinzipiell als liberal betrachtete, wurde immer wieder der Vorwurf laut, sie hätte ihre Familie im Stich gelassen. Damit formuliert sie deutlich, dass bei Frauen ein gesellschaftlicher Druck dahingehend spürbar ist, dass an Frauen die Erwartung gestellt wird sich mit schlechten Lebensbedingungen zu arrangieren. Derya's Mutter brach aus dem einengenden Familiengefüge aus und kann diese Situation und den Druck, der danach seitens beider Familien auf sie ausgeübt wurde, bis heute schwer verarbeiten.

Die zweite Ebene, auf der die befragten Mütter Einschränkungen formulieren, betrifft ihre Lebenssituation in Österreich. Sie blicken hier auf ein Leben voller Arbeitsverpflichtungen zurück und der Großteil bedauert, dass durch die andauernde Arbeitsbelastung zu wenig Zeit für die Kinder geblieben sei. Die viele Arbeit und organisatorische Schwierigkeiten in der Migrationssituation führten dazu, dass sich der Großteil bereits sehr alt und erschöpft fühlt. Dieses Gefühl kann so weit gehen, dass das Vertrauen in die eigenen kognitiven Kompetenzen darunter leidet.

„Ja ich hab gearbeitet, ich konnte schon meine eigene Arbeit machen, wenn ein Auftrag gekommen ist habe ich den erledigt, ich konnte meine Arbeit und damals hab ich nicht so viel Wert darauf gelegt die Sprache zu lernen, aber jetzt im Alter auch wenn ich wollte könnte ich die Sprache jetzt nicht mehr lernen (...) glaubst du ich könnte es noch lernen? (lacht)

Natürlich, es ist nie zu spät vor allem in deinem Alter.

Ich fühle mich so alt, ich bin schon auf dem Weg ins Jenseits.“ (Bahar's Mutter, 44)

Bei den Töchtern können ebenfalls Einschränkungen die durch familiäre Verbote oder Community-Kontrolle entstehen und Einschränkungen, deren Gründe in der Aufnahmegesellschaft zu suchen sind, unterschieden werden. Generell artikulieren nur wenige Mädchen Einschränkungsempfindungen, die mit familiären Verboten in Zusammenhang stehen. Wenn Einschränkungsempfindungen ausgesprochen werden, handelt es sich in erster Linie um Verbote der Eltern in den Bereichen „Ausgehen“ und „Beziehungen“. Interessant bei der Artikulation von Einschränkungsempfindungen ist, dass selten der Vater als die Person beschrieben wird, die am meisten einschränkt und kontrolliert. Allgemein wird eher die Mutter als die Entscheidungsträgerin in der Familie beschrieben, was sich auch auf Verbote den Töchtern gegenüber bezieht.

„Mehr so wie gesagt, Autoritätsperson ist eher meine Mutter, wenn mein Vater sagt nein, dann kommt mir das lachen (lacht) nicht weil ich ihn nicht respektier oder so, aber weil es so komisch und ungewohnt ist.“ (Kayra, 18)

„Na ja, wie ich aufgewachsen bin – hm, ich bin hier geboren, in Wien, seit 17 Jahren bin ich halt hier. Ahm, mit meinen Eltern, ich weiß nicht, ich hab so eine, nicht so Tochter-Vater-Beziehung, oder halt Tochter-Mutter-Beziehung ghabt, sondern so, wir waren wie Freunde, besonders mit meinem Vater. Meine Mutter ist etwas strenger, aber mit meinem Vater versteh ich mich sehr gut.“ (Abide, 17)

„Bei mir ist es bei beiden, also es ist nicht so wie bei meiner Freundin X, dass ich jetzt so nur mit meiner Mutter red oder so, mein Vater ist da genauso wie meine Mutter, sogar manchmal ist er lockerer drauf als meine Mutter. (lacht)

Bei welchen Punkten?

Zum Beispiel wenn ich sag, ich will jetzt weggehen, dann fragt er mich nur, wenn ich, ob ich Geld brauche, aber meine Mutter fragt mich immer wohin ich geh, mit wem ich geh, wann ich wieder zurückkomm und so, sie stellt einfach viel mehr fragen als mein Vater. Mein Vater vertraut mir eigentlich blind, wenn ich sag ich da oder da hin, dann sagt er ok und brauchst du Geld oder so. Das ist wichtig für ihn, dass ich immer Geld bei mir hab. Aber meine Mutter, die fragt halt mehr nach. Warum weiß ich nicht, sie will halt immer wissen mit wem ich unterwegs bin, sie will auch immer die Leute kennen lernen.“ (Pekay, 17)

Auch die Kontrolle der Community wird von den Mädchen des öfteren erwähnt und dabei die doppelte Ebene des Druckes, der dadurch entsteht, herausgestrichen – einerseits stehen die Mädchen unter dem Druck im öffentlichen Raum der Kontrolle von „social eyes“ ausgesetzt zu sein, andererseits stehen die Eltern unter dem Druck zu verhindern, dass die Töchter ihre Ehre in Gefahr bringen:

„Ich mein sie (Anm.: Kayra´s Mutter) ist schon lernfähig aber ich glaub schon dass für sie sehr wichtig ist, was die anderen Leute sagen weil wir schon einen großen Verwandtenkreis haben und bei mir ist das so egal wann ich rausgeh ist seh IMMER irgendjemanden. Ich weiß nicht ob das Pech ist oder Schicksal. Ich seh IMMER irgendjemanden. Und meine andere Freundin die auch Alevitin ist, sie hat hier fast gar keine Verwandten und dementsprechend darf sie auch viel mehr, also fortgehen bis 4, 5 is wurscht aber ich eben deshalb denk ich mir es wär wirklich was anderes wenn meine Mutter, ich und mein Vater alleine wären in dem Sinn und wenn diese Stadt viel, viel größer wär, Wien ist sehr klein und man sieht überall, jeden könnte man sehen und deshalb ist es auch so, dass sie beim Sachen nein sagen obwohl sie wissen, dass da nichts passieren kann.“ (Kayra, 18)

„Und was glaubst du wäre eine Enttäuschung?

Enttäuschung zum Beispiel, dass sie mich, also was weiß ich dass obwohl ichs nicht gemacht habe dass zum Beispiel jemand meine Mutter anruft und sagt deine Tochter ist bei dieser Disko gesehen worden und so und meine Mutter würde sich dann denken, geht meine Tochter dorthin und so, da würd sie so, also einen Zweifel an mich bekommen und das wär nicht gut das würde echt, echt gemein sein.“ (Dilara, 21)

Riesner (1995) und Viehböck/Bratic (1994) gehen davon aus, dass die Normenverunsicherung von türkischen ImmigrantInnen in der neuen Lebenswelt eine strengere Normenkontrolle zur Folge hat. Auch Elias/ Scotson beschreiben dieses Phänomen in ihrem Klassiker „Etablierte und Außenseiter“ und analysieren die Auswirkungen der Verunsicherung auf die Klatschkommunikation, die ein Instrument zur Sicherung der Normeinhaltung von Mitgliedern einer sozialen Gruppe darstellt. Gruppenklatsch über RegelbrecherInnen hat zum einen eine starke integrierende Funktion, zum anderen spricht die Klatschhäufigkeit für eine tendenziell vorhandene Verunsicherung über Normen und Werte (vgl. Elias/Scotson 1993: 171). Demnach werden Mitglieder einer sozialen Gruppe, *„je bedrohter und unsicherer sie sich fühlen“* den *„Binnendruck“* mit großer Wahrscheinlichkeit steigern, und *„gemeinsame Glaubensansichten in Extreme der Illusion und doktrinären Verhärtung treiben“* (Elias/ Scotson 1993: 173). Die Funktionsweise des Klatsches ist hier also unter anderem die, für „Normenkontinuität“ zu sorgen. Diese Sichtweise kann nur mit Vorsicht übernommen werden, da sie eine prinzipielle Angst von MigrantInnen in und vor der Aufnahmegesellschaft unterstellt, was so sicher nicht der Fall ist. Trotzdem ist die Funktion der Klatschkommunikation deutlich wird in Aussagen der interviewten Mädchen und Frauen herauszuschälen und Mütter zeichnen auch immer wieder das Bild einer gefährlichen Außenwelt.

„Wenn du nicht aufpasst, kann es passieren, dass du dein Kind plötzlich verlierst. In diesem Land. Ich meine, weil ich sage in diesem Land, in der Türkei ist die Situation schon fast dieselbe. Aber unsere Lebensweise, wirklich ich bin stolz auf meine Kinder. Sie hören auf mein Wort. Wenn ich nein sage, dann ist es nein, wenn ich ja sage, dann ist es ja. ob nun ich oder ihr Vater.“
(Lale´s Mutter, 36)

Die Einschränkungsempfindungen, die von den interviewten Mädchen artikuliert werden, schwanken je nach Vergleichsgruppe. Innerhalb der „eigenen ethnischen Gruppe“ sehen sich die Mädchen im Vergleich zu anderen selten eingeschränkt. Wenn, dann werden die eigenen Möglichkeiten mit denen von Österreicherinnen verglichen, wobei hier der Grundkonsens vorherrscht, dass die österreichischen Mädchen mehr dürften als die türkischstämmigen.

„Also ich mein glaubst du, du kannst gleich viel machen wie andere Mädchen, weniger oder mehr?“
Nein, niemals. Nein, die österreichische Mädels, die sind, eigentlich sag ich jetzt einmal unter Anführungszeichen im Grunde sehr frei, also sie können, rausgehen wann sie wollen, heimkommen wann sie wollen. Ok, bei den türkischen Mädels isses so, also auch so bei MANCHEN, aber nicht bei jeden – zum Beispiel bei mir ist es nicht so.“ (Abide, 16)

Verglichen mit Mädchen aus der eigenen ethnischen Gruppe definieren sich die meisten als gar nicht eingeschränkt bis privilegiert. Dabei werden von einigen Außenzuschreibungen der Mehrheitsgesellschaft reproduziert, wie die Formulierung illustriert, dass „*bei den Türken*“ die Bewegungsfreiheit von Mädchen eingeschränkt wäre.

„Also, wir haben uns immer urgut verstanden, wir verstehen uns auch jetzt urgut, ich weiß, dass sie (Anm. die Eltern) immer hinter mir stehen, egal was passiert, egal was ist. Ich denke halt das gehört sich auch so. Weil ich kenn´ aber auch genug Eltern, die was immer sehr streng sind, halt noch dazu bei den Türken. Ich mein, ich hab genug Freundinnen, die was wirklich Schwierigkeiten haben mit ihren Eltern und so.“ (Abide, 16)

Vergleichen sich die Mädchen mit Österreicherinnen, betrachten sie diese wie erwähnt allgemein als weniger eingeschränkt, formulieren aber gleichzeitig, dass es sich bei den zusätzlichen Möglichkeiten der Österreicherinnen um Freiheiten handle, die sie gar nicht in Anspruch nehmen wollen. Dies gilt einerseits für das *Ausgehen*, andererseits für *Beziehungen* und darüber hinaus auch für *vorzeitiges Ausziehen aus dem Elternhaus*. Diese Einschätzung bezüglich größerer Freiheiten kann als eine Strategie der Befragten bezeichnet werden, um mit Einschränkungen umzugehen. Wölfl (2000) nennt diese Umgangsform mit Einschränkungen „*Strategie des Gehorsams*“ an. Bei dieser Strategie sorgt ein selbst auferlegtes „*Denkverbot*“ in Bezug auf die eigenen Wünsche dafür, dass Widersprüche zu den elterlichen Regeln und auch innerhalb der eigenen Argumentation so weit als möglich ausgeschaltet werden.

Otyakmaz (1995) teilt die Umgangsstrategien mit Reglementierungen ebenfalls ein in die „*Strategie der offenen Konfrontation*“ die „*Strategie der Bündnisschließung mit der Mutter*“, die „*Strategie der Verheimlichung*“ und schließlich die Strategie der „*kognitiven Umstrukturierung*“, in der Reglementierungen angenommen und im nachhinein so erklärt, dass man sich nicht als Verliererin in einer Situation begreift – diese Umgangsform entspräche also Wölfl’s „*Strategie des Gehorsams*“ (vgl. Otyakmaz 1995: 123f). Auch Boos-Nünning/ Karakasoglu attestieren türkischstämmigen Mädchen im Vergleich zu italienischstämmigen, griechischstämmigen und ex-jugoslawischstämmigen die „*defensivsten Strategien der Konfliktaushandlung mit den Eltern*“: Individualistische Durchsetzungsmuster, in denen die Kinder andere Strategien anwenden wie zum Beispiel Strategien der Verheimlichung oder das Einnehmen einer Trotzhaltung sind bei ihnen im Vergleich

wenig ausgeprägt (vgl. Boos-Nünning/ Karakasoglu 2005: 145f). Für die hier interviewten Töchter trifft diese Einschätzung tendenziell zu, nach Expertinneneinschätzungen gibt es allerdings innerhalb der türkischstämmigen weiblichen Jugendlichen verschiedenste Muster zur Freiraumverschaffung (vgl. Kapitel 5.1.3. Türkischstämmige Mädchen in Österreich).

Bei den Punkten „Ausgehen“ und „Beziehungen“ werden von den Mädchen trotzdem immer wieder ambivalente Einstellungen artikuliert, was mit der Anwendung dieser Strategie im Zusammenhang stehen könnte. Diejenigen, die sich nicht eingeschränkt fühlen, konnotieren die drei oben genannten Tätigkeiten negativ und bringen sie mit zwei verschiedenen Gefahren in Verbindung. Wer ausgeht, läuft einerseits Gefahr Opfer von Gewalthandlungen zu werden und andererseits werden ein Fortkommen im Leben und Ausgehen als inkompatibel beschrieben. Bezüglich des ersten Punktes ist beobachtbar, dass in einigen Fällen von Müttern und Töchtern artikuliert wird, dass die Außenwelt prinzipiell gefährlich sei.

„Also ich find’s ok wenn man’s macht, wenn man da also ich kenne Extrembeispiele, die jedes Wochenende weggehen und dann irgendwo aufwachen, aber ich kenn auch Leute die gehen trotzdem in Discos und haben alles also geregelt aber ich bin eher der Mensch, dass ich ein Lokal gehe und was trink.“ (Kayra, 18)

Kayra ist eine der Interviewpartnerinnen, die hier die größte Ambivalenz aufweist, denn einerseits lehnt sie Ausgehen ab, ist aber andererseits der Ansicht, dass sie sich viel erkämpfen musste und sich oft nicht die Mühe machen wolle, einen Weggehabend mit den Eltern ausdiskutieren und deutet in dieser Aussage Einschränkungsempfindungen an. Hier wird nicht klar ob sie sich nun eingeschränkt fühlt oder nicht – allerdings verknüpft sie ihre fehlende Ausgehlust mit ihrer grundsätzlich vernünftigen Einstellung, die sie eigentlich auch ablehnt.

„Also, es hat sich schon verändert. Also, also man muss sich viel erkämpfen sozusagen, also stufenweise aufbauen. Eh, früher wie gesagt dass ich gsagt hab dass meine Geschwister mehr dürfen eben weil meine Mutter Angst hat (...) ich bin eher der Mensch, dass ich ein Lokal gehe und was trink. Und auch nicht so oft jetzt, vielleicht jede 2. Woche oder wenn ein besonderer Anlass ist, dass ich dann auch also ich will mir eigentlich nicht die Mühe machen, dass ich jetzt mit meiner Mutter darüber diskutier. Sondern es ist dann so, dass wenn es sein muss dann krieg ich’s auch. Also es ist nicht so, dass ich’s nicht durchsetzen kann, aber ich mach mir halt die Mühe nicht (lacht) weil es dann weil ich dann halt sagen muss mit wem, wann, wo, wieso, weshalb. Und dies und jenes.“ (Kayra, 18)

Eine andere Begründung für die fehlende Lust am Abend auszugehen, kommt von Mädchen, die ihre schulischen Erfolge als mangelhaft beurteilen. Diese Interviewpartnerinnen meinen, dass die Ausbildung Vorrang vor anderen Beschäftigungen, wie zum Beispiel ausgehen hätte. Auch hier ist die Überzeugung durch zu hören, dass Ausgehen und eine gelungene Ausbildungskarriere inkompatibel seien.

„Ich geh nicht sehr gern FORT weil ich denke, dass ich erst nach der Schule fortgehen kann. Da hab ich viel mehr Zeit für mich. Und mit Freunde, ja manchmal aber nicht so dass ich bis 10 Uhr am Abend weg bin, sondern wenn schon ich geh nach der Schule für eine Stunde wo sitzen was trinken, das war's dann, ja.“ (Lale, 17)

Beziehungen werden ebenfalls als aufstiegsinkompatibel betrachtet, was sowohl von Eltern als auch von Töchtern auf diese Weise formuliert wird. Auch hier klingt immer wieder Kritik am elterlichen Beziehungsverbot – falls gegeben – durch, die aber durch Verständnis für die Strenge der Eltern relativiert wird. Wilpert (1993) konstatiert in ihrer Analyse der Zugehörigkeits- und Identitätskonstruktionen von Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund, dass bezüglich der Lebensentwürfe in Partnerbeziehungen gesagt werden kann, dass für die Mädchen, die ihre beruflichen Chancen als schlecht einschätzen der Wert eine Ehe ansteigt. (vgl. Wilpert 1993: 107) Diese Einschätzung kann in vorliegender Studie für die Gruppe der „bildungserfolgreichen Töchter“ bestätigt werden.

Das strenge Reglement bezüglich vorehelicher Beziehungen kann also auch unter einem anderen Gesichtspunkt betrachtet werden als unter der traditionalistischen Perspektive und auf der Ebene des empfundenen Gruppendrucks: Der Grund für eine teilweise vorhandene Ablehnung vorehelicher Beziehungen kann in den Ausbildungsaspirationen der Eltern zu suchen sein. Häufig wird von den Mädchen selbst ebenfalls artikuliert, dass zuerst die Ausbildung beendet werden sollte, bevor an eine Beziehung und Familie gedacht werden kann:

„Ich mein, ok, ich darf keinen Freund haben, weil sie denken, wenn ich jetzt einen Freund hab, dann vergiss ich die Schule. Und deswegen wollen sie nicht, dass ich einen Freund hab, die haben gemeint, ja, einen Freund kannst immer haben, aber zuerst Schule. Zuerst musst du die Schule fertig machen, die Abschlussprüfung, und dann kannst du immer noch einen Freund finden, oder besser, einen Freund kannst immer finden (lacht). Na ja, irgendwie geb ich denen schon recht, irgendwie haben sie schon recht.“ (Abide, 16)

Abide zeigt sich hier nach außen hin also einverstanden mit der rigiden Haltung ihrer Eltern – es ist klar und nachvollziehbar, dass eine Beziehung die weitere Ausbildung

gefährde. Diese geteilten Einstellungen wurden als grundlegender Unterschied zwischen adoleszenten Mädchen mit österreichischem und den hier interviewten Mädchen mit türkischem Background betrachtet. Nachdem keine österreichische Vergleichsgruppe interviewt wurde, kann dieser Unterschied zwar nur vermutet werden, trotzdem wurde er in den Endbericht aufgenommen, da viele Aussagen der interviewten Mädchen gefunden wurden, die sehr stark in diese Richtung weisen.

5.4.3. Druckgefühle durch Aufstiegsaspirationen der Eltern

Riesner (1995) meint, dass türkischstämmige Mädchen und deren Eltern trotz benachteiligter schulischer Situation sehr hohe Bildungsaspirationen hätten, sagt aber auch, dass bei den Eltern bezüglich der Zukunftsvorstellungen für ihre Töchter allerdings die Hausfrauen- und Mutterrolle dominiert und auch die Ehre der Mädchen nicht in Gefahr gebracht werden dürfe. Ausbildungsaspirationen der Eltern sind zwar stark, aber nicht ausreichend, wenn Ehrerhalt gegen Ausbildung abgewogen wird. So kommt es nach Riesner dazu, „(...) dass bei Konflikten zwischen den beiden Sozialisationsbereichen die schulische Laufbahn gegenüber dem Erhalt der 'Ehre' der Mädchen zurückgestellt wird“ (vgl. Riesner 1995: 47). Diese Ergebnisse von Riesner konnten in vorliegender Studie nicht bestätigt werden. Den Müttern ist es enorm wichtig, dass ihre Töchter eine gute Ausbildung erhalten, um nie in Abhängigkeit von ihren Ehemännern leben zu müssen. Familie und Kinder sind zwar Dinge, die jede befragte Mutter ihren Töchtern wünscht, allerdings sollte diese Familie niemals auf Kosten der individuellen Freiheit und den individuellen Selbstverwirklichungsmöglichkeiten erhalten werden müssen.

Ein wesentlich größeres Thema als die Zuweisung von Hausfrauenrollen an die interviewten Mädchen sind die Aufstiegsaspirationen. Einige Interviewpartnerinnen äußern dezidiert, dass sie sich durch die Erwartungen der Eltern bezüglich ihrer Ausbildungswege unter Druck gesetzt fühlen. Kayra artikuliert den größten Druck von Seiten der Eltern und berichtet auch von einer Form von „*postmodernem Stress*“: Sie sieht sich in der Situation, viele Entscheidungen treffen zu müssen, die weitreichende Folgen haben können und ihr aus dem Grund Angst machen. Andererseits fühlt sie sich mit ihren Problemen alleine gelassen – es liegt die Vermutung nahe, dass sie sich eine Person wünscht, die in der Lage ist, sie zu leiten und ihr zu sagen was sie tun soll - hat aber niemanden für diese Form der Unterstützung. An dieser Stelle

artikuliert sie starke Kritik an ihren Eltern, die zwar sehr viel von ihr erwarten würden, aber wenig Einblick hätten. Wegen der mangelnden Unterstützung zeigt Kayra sehr große Unsicherheitsgefühle, die noch einmal deutlicher zum Ausdruck kommen, wenn sie von den Erwartungen der Eltern an ihre Kinder erzählt. Dabei spricht sie nicht nur von ihrer Familie, sondern allgemein von „den Eltern aus der Türkei“. Es liegt die Vermutung nahe, dass diese Gefühle auch im FreundInnenkreis bekannt sind, da Kayra selbstverständlich verallgemeinert:

... was wünschen sie sich für dich, was erwarten sie von dir?

Das ist jetzt ein anderes, sie erwarten jetzt. JEDER, JEDER in unserem Kulturkreis der jetzt eine Tochter hat erwarten alles, sie erwarten Karriere, Familie, dies und jenes und das und sie wissen nicht, wie schwierig das ist und sie wollen, dass man einerseits mit 28 noch in der Wohnung bei seinen Eltern ist aber Hauptsache man hat Magister, Doktor und hin und her und sie wollen aber auch dass man danach Familie gründet, Kinder kriegt und dies und jenes und das läuft halt nicht so. Also sie wollen halt, das ist glaub ich jetzt schwieriger worden, sie wollen alles. Früher war es wahrscheinlich nur Familie, jetzt ist es Karriere das und jenes und sie WOLLEN dass ich studieren, ja, nur ist es dann glaub ich schwieriger wenn ich sag, ich will ausziehen. Da kommt dann auch noch irgendwie die Krise wahrscheinlich. Ich mein, so ah, reden sie viel dahin, ja irgendwann musst du ja ausziehen, aber das irgendwann ist wahrscheinlich in 40 Jahren (lachen). Keine Ahnung, also...und deshalb lass ich das mal auf mich zukommen weil wie gsagt, wenn ich was will, setz ich´s auch durch.“ (Kayra, 18)

Einige der interviewten Mädchen, die Druckgefühle artikulieren, sehen sich auf zwei Ebenen unter Druck gesetzt: Zum einen nehmen sich die Eltern bezüglich ihrer Erwartungen kein Blatt vor den Mund, zum anderen wird immer wieder ein Verpflichtungsgefühl artikuliert, das daraus erwächst, dass die Mütter als sehr selbstständig und tüchtig beschrieben werden. Der Großteil der Mädchen sieht ihre Mutter als eine Frau, die mit eingeschränkten Möglichkeiten sehr viel aus ihrem Leben gemacht hat, wegen der Familie auf vieles verzichten musste und nun – zumindest in Form von sozialem Aufstieg der Kinder – etwas davon verwirklichen will und aus dem Grund auch große Erwartungen in ihre Tochter setzt, die Ähnliches schaffen sollte. Karakasoglu (1995) beschreibt die Vorbildwirkung von „Pioniermigrantinnen“, die innerhalb der Community die Rolle einer unterstützenden Kraft, die Neuankömmlinge in die Aufnahmegesellschaft einführen, haben. Diese Frauen besitzen nach Karakasoglu große Vorbildwirkung für ihre Töchter, was sich in vorliegender Studie ebenfalls deutlich zeigt. Zusätzlich zur Vorbildwirkung artikulieren die Töchter allerdings auch noch die Überzeugung den Müttern aufgrund der auf sich genommenen Einschränkungen und Anstrengungen etwas zurückgeben zu können.

„Und ich denk mir mal es ist eben auch das was mir eben auch gegenüber ihr halt schuldig macht, so ich denk mir ich muss ihr irgendetwas zurückgeben damit ich halt sagen kann, so das ist abgeschlossen, weil ich denk schon dass sie sehr viel geopfert hat weil es sehr schwierig ist in einem fremden Land wo man die Sprache nicht kann und hin und her und so gut wie ich jetzt maturiert hab und alles hab ich auch schon die Panikattacken, weil wie wird's in 10 Jahren aussehen. Sie ist auch hergekommen ohne Ausbildung und hat so viel aufgebaut und ja, es ist halt, es ist ein schönes Gefühl auf der einen Seite und auf der anderen Seite is es auch so, dass ich mir denk, ich muss ihr was zurückzahlen. Und ja, diese Krise hab ich jetzt. Dass ich nicht wirklich weiß wie ich dann ein Studium anfangen soll, das mich wirklich nur interessiert und dann wahrscheinlich Jobchancen gleich null sind oder ob ich wirklich was machen soll, was eher wirtschaftlicher ist und wo ich halt sicher sein kann, dass ich was krieg.“ (Kayra, 18)

Kayra, die Interviewpartnerin also, die sich am meisten unter Druck fühlt, hat also große Hochachtung vor ihrer Mutter und will ihr einerseits für ihre Mühen etwas geben, andererseits sieht sie sich mit dem Erfolgsdruck auch alleine gelassen. Ihr ist klar, dass sie von ihren Eltern/ ihrer Mutter bezüglich ihrer Ausbildungsentscheidungen keinerlei Hilfe zu erwarten hat – die Selbstständigkeit, die sie ihrer Einschätzung nach durch den Umstand erlangte, dass ihre Eltern nie Zeit hatten sich wirklich um sie zu kümmern, wird in der jetzigen Situation brüchig. Es klingt durch, dass sich Kayra jemanden wünschen würde, der ihr mehr Anleitung zu Lebensentscheidungen zur Verfügung stellen würde. Die Bemerkung, dass sich ihre Eltern bei Studienwahlmöglichkeiten nicht einmischen würden, sich aber trotzdem sehr viel erwarteten, könnte wie oben besprochen darauf hindeuten, dass sich Kayra im Grunde von ihren Eltern / ihrer Mutter wünschen würde, ihr mehr Regeln aufzuerlegen, an denen sie sich orientieren könnte.

**„Mhm, und was sagen so deine Eltern dazu, was du machen sollst?
Also sie überlassen alles, sie sagen mach was du willst.“**

Und, gibt's da Unterschiede zwischen deinen Eltern was sie von der erwarten oder wünschen?

Unterschiede, puh...(Pause)

Oder sind sie sich da einig?

Das Gemeinsame was wir haben ist einfach, dass wir nicht wissen was wir wollen (lacht). Ja ich mein, doch sie hauen mir immer irgendwelche Vorbilder her. Schau, das kannst du machen oder das. Nur oder ich würd sagen das größte Problem ist sie wissen nicht wirklich, wie ein Studium aussieht wie viel dahinter steckt, wie viel man sich da auf allen 4 sozusagen breit machen muss um irgendwie was zu schaffen. Und sie glauben dass das Schulsystem. Man lernt einfach 2 Stunden am Tag und es hat sich's . Und sie glauben halt einfach dass es halt so leicht ist.“ (Kayra, 18)

Hier spricht Kayra zwar von den Erwartungen der Eltern, im Grunde werden die Druckgefühle allerdings eindeutig von den Erwartungen der Mutter ausgelöst. Der Vater nimmt eine unwichtige Rolle im Familiengefüge ein und ist zudem eine Person, die Kayra nicht ganz ernst nehmen kann. Der Grund dafür liegt in der Unfähigkeit des Vaters Verantwortung zu übernehmen, worin sich noch einmal deutlich zeigt, dass auch für die Mädchen, die ausbrechen wollen, Verantwortung einen wichtigen und essentiellen Wert darstellt – gleichgültig, ob es sich dabei um Verantwortung der Familie gegenüber oder für das eigene Leben handelt. Kayra ist auch eine der Interviewpartnerinnen, die ihre Mutter als am tüchtigsten beschreiben – durch dieses starke Rollenvorbild fühlt sie sich einerseits angezogen, andererseits abgestoßen, da sie sich ihr Leben auch anders vorstellen kann. Viele Mädchen artikulieren ambivalente Einstellungen dazu Verantwortung zu übernehmen – einerseits ist es ein wichtiger Wert für die Mädchen, andererseits fühlen sie sich in ihrer individuellen Freiheit eingeschränkt und leiden darunter. Verantwortung zu übernehmen ist eine Bürde, der sich nicht alle Interviewpartnerinnen gewachsen fühlen - diese Zerrissenheit manifestiert sich bei Kayra am deutlichsten, die auch am stärksten das Gefühl äußert alleine gelassen zu werden.

Eine andere Umgangsform mit Druckempfinden stellt Fulya in ihrem Interview dar. Sie sieht sich nicht unter dem gleichen „postmodernen Stress“ wie Kayra, wahrscheinlich auch aus dem Grund, weil die Aushandlungsprozesse zwischen ihr und ihrer Mutter anders ablaufen. Fulya ist eine der älteren Interviewpartnerinnen, hat schon mehrere Ausbildungen abgebrochen und ist trotzdem ganz zufrieden mit sich selbst. Mit ihrer Mutter hatte sie nach der Matura eine lange Streitphase, da die Mutter alles daran setzte, dass Fulya erfolgreich ein Studium beende.

„Und du hast von den Erwartungen gesprochen wo du besonders in der Pubertät das Gefühl hattest, dass deine Mutter jetzt die Dinge die sie nicht verwirklichen konnte auf dich projiziert hat. Was war das zum Beispiel?“

Das war das Studieren. Ähm weil ich mein ich wollt schon immer studieren aber ich wollt glaub ich schon immer in den sozialen Bereich gehen. Aber meine Mutter hat mir halt ähm (Pause) so die SORGE mitgegeben von wegen ja soziale Bereiche sind zwar schön und nett aber was was MACHST du damit. Und halt mich eher so in die Richtung gedrängt hat, dass ich BWL studiert hab oder so was mir GAR nicht gefällt also es ist GAR nichts für mich und ich ihr das auch vielleicht mal vorgeworfen hab so in die Richtung (pause) du drängst mich eher dazu irgendwie was Finanzielles zu machen als das, was mir wirklich gefällt und die Sache war auch mit dem Tanzen. Also wie ich dann gekommen bin und gesagt hab so Mama ich studier jetzt GAR nicht mehr, ich werd jetzt eine Tanzausbildung machen und professionelle Tänzerin

werden, das war dann am Anfang ein großer Schock für meine Mutter so (macht ein schockiertes Gesicht) runterschlucken, was geht hier jetzt gerade ab aber dann REDEN darüber und dann hat sie´s eh verstanden. Also es ist der erste Schock gewesen so dass ich jetzt mit der UNI aufhör und blablabla und mittlerweile ist sie schon so weit, dass sie sagst, ach Gott hätt ich dich gar nicht zum Studieren gehen gedrängt, weil du brauchst schon so ewig lang so in die Richtung kommt das schon aber das Studieren war eine Sache auf die sie mich ziemlich klar hingedrängt hat, obwohl ich´s selber eh auch machen wollte aber ich hab ganz stark gespürt, dass das so ein ENORMES Bedürfnis von IHR war zu studieren was sie aber nicht machen konnte und jetzt von MIR quasi so mach du´s doch wenigstens, geh studieren, studieren ist so EXTREM wichtig, also das war ein ganz ganz zentrales Thema und da hab ich gemerkt, da tut sie gerade Dinge auf mich projizieren, die sie eben nicht mehr erfahren konnte und das war das Studieren. (Fulya, 24)

Bei dem Streit zwischen ihr und ihrer Mutter kann man in Fulya´s Familie einen sehr egalitären Umgang mit Konflikten feststellen. Durch einen Aushandlungsprozess in dessen Rahmen sich die Mutter bemühte Fulyas Anliegen und Einstellungen zu verstehen, konnte der Konflikt beigelegt werden. Dieses Gefühl oder auch die Anstrengungen der Mutter Fulya eine gute Ausbildung zu ermöglichen, können mit den eigenen Ausbildungsentscheidungen der Mutter zusammen hängen – als einer der ganz wenigen Frauen im Dorf wurde ihr von ihrer Familie auf Betreiben des Vaters hin eine Ausbildung an einer Pädagogischen Akademie ermöglicht. Durch ihre Heirat und die Kinder musste sie die Universität verlassen und wanderte bald danach nach Österreich aus, sodass sie ihre Ausbildung nie mehr zu Ende bringen konnte. Hier zeigt sich auch deutlich, dass es für Frauen offensichtlich extrem selten realisierbar war nach der Heirat und Familiengründung noch an einer Karriere (sei es nun durch Ausbildung oder im Beruf) zu arbeiten.

Bei einigen Interviewpartnerinnen stimmen die eigenen Pläne nicht immer mit den Erwartungen der Mutter überein. Als Bahar beispielsweise den Führerschein nicht machen wollte, wurde sie über ihren Willen hinweg von der Mutter dazu angemeldet. Als Grund für diese Anmeldung meinte die Mutter hier, dass es gerade für ein Mädchen wichtig sei unabhängig zu bleiben und dass der Führerschein ein Mittel dazu sei, sich die Unabhängigkeit zu bewahren.

„Ja im Alltag, ich glaub schon, dass sie von mir erwartet, dass ich eben, hm, dass ich ihr eben als Unterstützung dasteh, ich mein was ich eigentlich auch mach, und vom Leben, hm (lacht) also sie erwartet von mir dass ich den Uniabschluss mach, ich bin auch eigentlich, ahm, ich war nie der Typ, der irgendwie, ja ich muss studieren, ich muss einen Uniabschluss haben, ich war nie der Typ, der das gesagt hat. Meine Mama wollt unbedingt, dass wir, sie will eben immer, dass wir bestimmte Ziele halt erreichen. Zum Beispiel mit

dem Führerschein war das auch so, ich wollt ihn nicht haben, meine Mama is selber hingegangen und hat mich angemeldet. Also, weil sie is der Meinung, dass wir, einige Sachen noch, also in dem Zeitraum, wo wir mit meinen Eltern zusammenleben erreichen sollten. Und sie will, dass wir als Frau auf eigenen Füßen stehen MÜSSEN und nicht an einen Mann gebunden sind.“ (Bahar, 23)

Bahar wechselte zweimal ihr Studium, bevor sie sich dann für Turkologie entschied, mit dem sie nun sehr zufrieden ist. Sie lässt bei ihrer Erzählung durchklingen, dass sie einen Fehler gemacht habe indem sie sich zunächst für eine Ausbildung entschieden habe, die erfolgversprechend klang, anstatt sich gleich für das zu entscheiden was sie interessierte.

Bezüglich der Einstellung zu den Bildungsaspirationen der Eltern lassen die Mädchen in zwei Gruppen einteilen. Erstens gibt es die individualistisch Argumentierenden wie Bahar, die einerseits meinen, dass sie selbst in ehrgeizige Pläne hineingedrängt wurden und andererseits auch kritisieren, wenn auf ihre kleinen Geschwister zu großer Druck ausgeübt wird.

„Na meine Eltern wollten natürlich, dass sie (Anmerkung: die kleine Schwester) weiter in die Schule geht, also die wollten eher, dass sie HAK oder Gymnasium macht, aber sie wollte nicht und jetzt ist es eben so, dass sie die Mittelschule besucht. Ich denke mir mehr, soll doch jeder machen was er will, oder? Ich habe auch nicht gleich gewusst was ich so machen will und habe herumprobiert, aber ja, irgendwann findet jeder seinen Weg, das ist meine Meinung.“ (Bahar, 23)

Bahar stellt sich hier eindeutig auf die Seite ihrer jüngeren Schwester und betrachtet autonome Entscheidungsmöglichkeiten auch als einen wichtigen Punkt in der Erziehung der Kinder. Zweitens gibt es auch diejenigen, deren Pläne sich völlig mit denen der Eltern decken (vgl. Kapitel 5.6.3. Ziele und Pläne der Töchter – Ausbildungsziele).

Burschen als „Verweigerer“:

In vorliegender Untersuchung kristallisiert sich ein Unterschied zwischen Töchtern und Söhnen aus den interviewten Familien dahingehend heraus, dass Söhne eher als die „Verweigerer“ betrachtet werden können. Feliciano/ Rumbaut (2005) konstatieren einen Genderunterschied bei Bildungsaspirationen unter Kindern von Einwanderern in Kalifornien: *„Males begin with lower educational and occupational expectations than females in junior high school, and are also less likely to translate high expectations into realities in adulthood“* (vgl. Feliciano/ Rumbaut

2005: 1087). Bei einigen interviewten Mädchen wird auch deutlich, dass sie den Eindruck formulieren, Mädchen würden von den Eltern mehr unter Druck gesetzt als Burschen. Diese Einschätzung hängt mit der generellen Beobachtung zusammen, dass Burschen weniger Verantwortung übertragen bekämen, weshalb auch die Entscheidung auszubrechen oder zu verweigern leichter fällt. Wenn von Brüdern berichtet wird, dann sind diese meistens diejenigen, die Ausbildungswege abgebrochen haben oder Bildung überhaupt verweigerten, während die interviewten Mädchen allesamt eher dazu tendieren die Erwartungen der Eltern erfüllen zu wollen und aus dem Grund zum Teil auch enorm unter Druck stehen. Auch in der Expertinnendiskussion am Ende der Auswertungsphase wird diese Einschätzung bestätigt.

„Mein Bruder war immer schon faul was die Schule angeht, also ich war immer schon die, die mehr für die Schule getan hat, und er war jetzt einfach, ja ich weiß nicht. Die Schule war nie etwas für ihn, ja gut, er hat dann, also er hat dann angefangen mit dem Aufbaulehrgang und ja, dann hat er einfach gesehen, dass es nicht geht und dann hat er aufgehört, ich weiß auch nicht warum.“ (Pekay, 17)

„Ahm, mein Bruder der ist 21. Ähm, macht jetzt eine Lehre als Hotelgastgewerbeassistent im XX- Hotel und der hat ne lange Zeit viel gemacht und abgebrochen und dann gar nichts gemacht und das war halt so diese PUBERTÄT ja das is ne schwere Phase, da will man nicht wirklich, da ist man nicht so fokussiert auf was will ich in Zukunft erreichen oder wie sollte man leben, sondern im Moment, momentane Sachen sind irgendwie wichtiger als zukunftsorientiert zu arbeiten sag ich jetzt mal. Und jetzt macht er halt eine Lehre und ist ziemlich zufrieden und glücklich und engagiert und motiviert und es läuft gut. Muss ich auf Holz klopfen.“ (Fulya, 24)

Ein ähnliches Muster bezüglich des Verhaltens der Männer lässt sich auch bei der Einschätzung von Ehemännern durchhören. Einige Mütter sehen ihre Männer als „zusätzliche Kinder“ und erzählen, dass ein Mann in einer Ehe erst zu verantwortlichem Handeln erzogen werden müsse (vgl. Kapitel 5.3.1. Familienrollen).

Zum Umgang mit Druck:

Die interviewten Mädchen zeigen zwei verschiedene Formen des Umgangs mit dem verspürten Druck. Zum einen gibt es die *Ausbrecherinnen*, die am liebsten ihre Koffer packen würden um so weit als möglich von der Familie entfernt ein Leben zu führen, in dem sie den hohen Erwartungen nicht gerecht werden müssen. Diese Mädchen definieren ihr derzeitiges ausbildungszentriertes Leben auch als monoton und erdrückend und sehen ihre einzige Chance der Monotonie zu entkommen darin,

komplett auszubrechen. Hier ist es Zeliha, die dieses Gefühl des „Erdrücktwerdens durch Verantwortung“ am stärksten formuliert. Es wird in ihrer Formulierung auch klar, dass ihr Verpflichtungsgefühl nicht aus Drohungen der Mutter entspringt, sondern eher aus der Angst diese zu kränken oder zu enttäuschen.

„Ja, ich weiß es nicht wirklich. Ich mein, (Pause) wenn ich ausziehen wollen würde, würde ich eh ausziehen auch wenn ich sie damit kränken würde oder so aber sie muss das verstehen dass ... sie weiß auch dass ich das mache was ich im Endeffekt für richtig halte und für gut finde und... manchmal ist es schon irgendwie BESCHISSEN weil (Pause) es ist alles irgendwie so als ob es irgendwie geplant wär, also so wie es sich gehört, also STUDIUM, dann 1, 2 Jahre hab deinen Spaß und dann heirate und dann dies und dann das aber manchmal frage ich mich ob ich mit 18 einfach nur den Rucksack nehm und mal irgendwas anderes mach und so. Ich weiß es nicht wirklich.“ (leise, Pause) (Zeliha, 16)

Zeliha ist überdies die einzige interviewte Tochter, die eine starke „Rückkehrorientierung“ aufweist und den Traum hat, einmal ein Leben in Istanbul zu führen.

„Also das sind Freunde aus den Sommerferien meistens und auch meine Cousinen und so ich weiß nicht ich bin zum Beispiel ein sehr sehr großer Istanbul-Fan ich möchte unbedingt mal zurückziehen. Weil ich es dort einfach wahnsinnig (pause) SCHÖN finde und die Menschen dort wirklich sehr sehr mag. Also von meinen Freunden. Ich mein ich mag meine Freunde hier auch aber wenn ich sie mit denen aus der Türkei vergleiche, dann ist Türkei halt ein bisschen mehr. Und ja ich verbring halt in den Sommerferien fahr ich eh so oft es geht in die Türkei und bin dann meistens mit denen zam und chatte auch sehr oft mit ihnen wenn ich kann.“ (Zeliha, 16)

Korte (1990) identifiziert mehrere mögliche Formen von Rückkehrorientierungen, die in verschiedenen Lebensphasen auftreten können. Eine Form stellt die Rückkehrorientierung als eine Lösung für Identitätskonflikte dar, die in Krisenzeiten, wie in der Adoleszenz, bei Schulproblemen, etc. auftreten können (vgl. Korte 1990: 220ff). Für Zeliha trifft Kortees Modell der Rückkehrorientierung als Problemlösungsstrategie zu. Auch Juhasz/ Mey kommen für Jugendliche in niedrigen beruflichen Positionen zu einem ähnlichen Ergebnis, diese Jugendlichen artikulieren oft Auswanderungspläne ins Land der Eltern (vgl. Juhasz/ Mey 2003: 97ff). Nachdem alle interviewten Mädchen als Aufstiegsverwirklicherinnen bezeichnet werden können – sich also entweder in einer weiterführende Ausbildung befinden oder eine solche schon abgeschlossen haben und arbeiten – findet sich dieses Muster in den vorliegenden Interviews nicht.

Die zweite Gruppe von Mädchen sind diejenigen, die *sich selbst unter Druck setzen*. Diejenigen, die Schulprobleme hatten, suchen die Schuld dafür in erster Linie bei sich, auch wenn sie offensichtlich Opfer von Diskriminierungen durch Lehrpersonal wurden. Wenn von den Diskriminierungen im Schulkontext erzählt wird, werden die zwar als Erklärung für ihre Schulprobleme, aber nicht als Erklärung für eine Ausschulung oder einen Schulabbruch herangezogen - dafür wird die Schuld immer im eigenen Verhalten gesucht.

5.4.4. Einflüsse auf Ausbildungsentscheidungen

5.4.4.1. Die weiterführende Schule als unerreichbare Utopie

Einige Interviewpartnerinnen artikulieren Übergangsprobleme von der Volksschule in eine weiterführende Schule und bringen dies damit in Zusammenhang, dass die weiterführenden Schulen zu anspruchsvoll seien und die Versagensängste hier zu groß.

Abide beispielsweise betont, dass der Übergang in die Tourismus- und Wirtschaftsschule, die sie derzeit besucht, sehr hart war, verstrickt sich in der Erzählung allerdings in Widersprüche, da sie gleichzeitig meint keine Aufnahmeprüfung gemacht zu haben. Trotzdem lässt sie durchblicken, dass die Schule sehr anspruchsvoll sei und auch die Aufnahme darin nicht leicht.

„Na ja, ich hab jetzt wirklich sehr viel gegeben, dass ich in die Schule reinkomm, ich mein es ist nicht wirklich leicht in diese Schule irgendwie reinzukommen, man muss sehr viele Prüfungen machen und so und ich hab das überhaupt nicht machen müssen. Und, ja irgendwie, ich weiß nicht, ich hab ja gesagt, seit ich klein bin hab ich nur eines im Kopf – als Stewardess am Flughafen zu arbeiten, und, meine ganze Familie, jeder weiß das, dass das einfach mein, ja mein Traumjob ist. Und ich bin jetzt, ich bin jetzt bis hierher gekommen, ich hab nur noch ein Jahr bis ich die schule abgeschlossen hab. Und ja, ich hab genug Freundinnen und Freunde um mich herum, die, die was aufhören mit der Schule.“ (Abide, 16)

Auch Kayra formuliert ihre Beobachtung, dass innerhalb ihrer Familie und deren Bekanntenkreis der Besuch einer weiterführenden Schule etwas ist, was einen sehr elitären Beigeschmack hat. Nicht alle schaffen es in eine weiterführende Schule und dementsprechend groß ist auch das Prestige. Wer es in eine weiterführende Schule schafft, hat schon einmal viel gewonnen. Hier werden ähnliche Einstellungen artikuliert wie bei dem üblichen Übergang von einer Elterngeneration im ArbeiterInnenmilieu zu einer Kindergeneration mit einer weiterführenden Ausbildung.

Kayra ist auf der anderen Seite auch diejenige, die am deutlichsten den Druck verspürt, der durch die Erwartungen der Eltern auf ihr lastet. Außerdem beschreibt sie den Übergang von der Volksschule ins Gymnasium als problematisch und nicht friktionsfrei abgelaufen, ihre Erfahrungen in der Oberstufe allerdings als positiv.

„Und dann gab’s wieder die große Krise, ob ich in die Hauptschule gehen soll oder ins Gymnasium. Und ja, damals war also das Gymnasium für unseren Kreis halt so was hohes und es ist ja so schwierig und es schafft keiner und hin und her. Und dann hat mich meine Mutter doch dort angemeldet und ich bin halt hingegangen und bin an der selben Schule acht Jahre geblieben und hab sehr viele Kontakte geknüpft und hab noch immer Kontakte mit den Leuten.“ (Kayra, 18)

Zusammenfassend lässt sich hier bemerken, dass die Mädchen, die eine solche „Schulehrfurcht“ artikulieren, dazu neigen sich selbst sehr zu unterschätzen. Höhere Schulbildung hat den Nimbus des Unerreichbaren, eine Einstellung, die offensichtlich Common Sense innerhalb der Communities einiger Interviewpartnerinnen ist. Dieses Bild der weiterführenden Ausbildung als unerreichbarer Utopie prägt die Einstellungen der Mädchen und kann sicherlich einen negativen Einfluss auf deren Ausbildungsentscheidungen ausüben. Noch viel negativer kann allerdings der Einfluss von diskriminierendem Lehrpersonal sein, wie weiter unten gezeigt werden soll.

5.4.4.2. Mangelnde Unterstützung durch Eltern

Ein weiterer Faktor, der Einfluss auf die Ausbildungswege der interviewten Töchter ausübt, ist die mangelnde Unterstützung seitens der Eltern. Die meisten Eltern sind zwar der Meinung, dass sie ihre Kinder bei Ausbildungswegen und –entscheidungen unterstützen würden. Allerdings sind sie über die Ausbildungssituation der Kinder nicht übermäßig gut informiert und die interviewten Töchter sehen das, was die Eltern als Unterstützung definieren, eher als zusätzliche Komponente, die sie unter Druck setzt. Eine Mutter meint, dass ihre Tochter nach der Matura auf jeden Fall studieren wird, weiß aber nicht welche Studienrichtung sie einschlagen will. Sie ist sich auch nicht sicher welche Schulstufe die Tochter derzeit besucht – im großen und ganzen ist sie also über den Bildungsfortgang ihrer Tochter ziemlich desinformiert. Die Studiumswahl wird völlig der Tochter überlassen, was auch in diesem Fall eher auf Desinformation schließen lässt als auf fehlendes Interesse. Trotz allem ist die interviewte Mutter überzeugt davon, die Tochter bei deren Ausbildung zu unterstützen.

„Was willst du, dass sie studiert?

Ich, gar nichts. Sie soll nur studieren, aber das was sie will. Es geht auch nicht mit meinem Wunsch. Sie soll studieren, und welche Richtung sie will. Ob sie nun Medizin studiert oder ich weiß nicht Wirtschaft, sagt sie manchmal und manchmal sagt sie, sie möchte Kinderpsychologin werden. Was sie auswählen will, soll sie auswählen. Ich mische mich da nicht ein. Solange sie studiert, werde ich mein Bestes tun, um sie zu unterstützen.“ (Zeliha’s Mutter, 33)

Bezüglich der Hilfestellung bei Ausbildungsentscheidungen antwortet Zelihas Mutter also, dass sie die Tochter sehr unterstützen würde, lässt aber gleichzeitig durchklingen, dass die Enttäuschung groß wäre, wenn die Kinder nicht studierten. Hier ist auch die ambivalente Haltung, die oben angesprochen wurde, herauszuhören: einerseits sind die Eltern über die Bildungssituation der Kinder schlecht bis gar nicht informiert andererseits definieren sie sich selbst als UnterstützerInnen. Die Vermutung liegt nahe, dass viele Eltern das Anspornen ihrer Kinder zu schulischen und universitären Leistungen als Unterstützung verstehen, während Organisatorisches wie etwa Nachhilfe eher selten genannt wird.

„Du unterstützt sie?

Ja sicher. Ich unterstütze sie sehr. Beide. Wenn sie studieren, dann bin ich hinter ihnen, aber wenn nicht, dann bekommen sie auch einen Tritt von mir. (lacht).“ (Zeliha’s Mutter, 33)

Dilara, die Interviewpartnerin mit den größten Schulproblemen, meint, dass sie ihrer Mutter nichts von der Diskriminierung durch ihre Klassenvorständin erzählt habe, da sie wusste, dass ihre Mutter ihr nicht helfen könne und sie sie nicht zusätzlich belasten wollte.

„Was hat deine Mama eigentlich dazu gemeint, dass dich dein Klassenvorstand nicht mag?

Na ja sie hat das ja gar nicht gewusst.

Hast du’s ihr nicht gesagt?

Nein, was soll, was könnte meine Mutter schon dafür machen, da hab ich mir gedacht nein, lass ichs einfach.“ (Dilara, 21)

Dilara musste also mit Diskriminierungserfahrungen und Entmutigungen in der Schule alleine umgehen und begreift sich interessanterweise nicht in erster Linie als Opfer von Diskriminierungen, sondern sieht sich eher als eine Versagerin, die ihre Mutter enttäuscht hat. Das Gefühl versagt zu haben und die Versagensängste, die von vielen Mädchen artikuliert werden korrespondieren mit der Einstellung, dass die Mütter in vielen Dingen erfolgreich gewesen seien und für die Kinder auf viel verzichtet hätten.

„Schulisch hab ich sie echt enttäuscht, weil ich hab nichts erreicht bis jetzt, aber ich denk mir, ich bin ja noch jung und ich kann alles nachholen, aber ja, es ist schon schwer eigentlich.“ (Dilara, 21)

Die hier aufgezeigten Problemstrukturen werden auch innerhalb der rezipierten Literatur aufgezeigt. Boos-Nünning/ Karakasoglu diskutieren ebenfalls die große Diskrepanz zwischen Erwartungen der Eltern und deren realer Unterstützung, die für viele türkischstämmige Mädchen einen Belastungsfaktor darstellt (vgl. Boos-Nünning/ Karakasoglu 2005: 138).

5.4.5. Einfluss des Lehrpersonals auf Ausbildungswege

Bezüglich Diskriminierungserfahrungen kann nach verschiedenen Lebensbereichen unterschieden werden, die dann auch den Umgang mit der empfundenen Diskriminierung bestimmen (vgl. auch Kapitel 5.5.4. Diskriminierungserfahrungen). In der Literatur werden LehrerInnen in der Schule als die Personen identifiziert, die den größten Teil zu einem repektvollen Umgang miteinander beitragen können (vgl. Dollase 2005: 162). Die Mädchen, die von Diskriminierungen in Ausbildungssituationen berichten, reagieren darauf auf verschiedene Arten.

Um den immensen Einfluss des Lehrpersonals auf Ausbildungswege zu illustrieren werden hier *drei exemplarische Fallbeispiele* aus den Interviews dargestellt, von denen zwei von Diskriminierungserfahrungen berichten und eine von einem positiven Erlebnis. Die Erzählungen umfassen dabei Erlebnisse in drei verschiedenen Ausbildungsstufen – von der Grundschule, über eine weiterführende Schule bis hin zur universitären Ausbildung:

(a) Eine Chance für Zeliha – Vertrauensvorschuss als Sprungbrett

Zeliha erwähnt in ihrer biographischen Erzählung den Übergang von der Volksschule ins Gymnasium, den sich mit der Unterstützung ihrer Volksschullehrerin leichter schaffte. Sie berichtet von großen schulischen Problemen in der Volksschule, hatte aber trotzdem den großen Wunsch weiter in die Schule zu gehen.

„Dann war ich in der Volksschule 4. Klasse und ich WOLLT unbedingt ins Gymnasium aber ich war eher eine schlechte Schülerin für die Volksschule, ich mein ich hab schon in der 3. Klasse einen Vierer im Zeugnis gehabt im Gegensatz zu den anderen die alle in der Volksschule lauter Einser und Zweier hatten. Und ich hab halt da am Anfang der 4. Klasse haben meine Eltern mit meiner Lehrerin gesprochen ich hab mit ihnen geredet dass ich halt

unbedingt ins Gymnasium will. Und sie war am Anfang dagegen. Ich hab dann aber halt sie hat gemeint sie wird mir eine Chance geben und diese damals hat man ja noch Formulare oder Einladungen oder so ins Gymnasium geschickt dass ich mich bewerben will oder so. Das musste ja die Volksschullehrerin zuerst mal genehmigen oder so. Sie hat gemeint ja erstes Semester hast du Zeit, wenn du dann dich verbesserst dann kommst du ins Gymnasium. Hab alles verbessert, hat alles gepasst. Bin dann ins XXX-Gymnasium gekommen wo ich jetzt schon seit 7 Jahren hin geh und ja ich bin recht zufrieden mit meiner Schule.“ (Zeliha, 16)

Besagte Lehrerin gab Zeliha einerseits einen Vertrauensvorschuss andererseits wird ihre Motivation durch die Aufgabe gesteigert, sich innerhalb eines Semesters so weit zu verbessern, dass der Übergang von der Volksschule ins Gymnasium realistisch erscheint. Damit ist die Lehrerin zu einem Gutteil am schulischen Erfolg ihrer Schülerin beteiligt.

(b) „Dilara schafft’s eh nicht“ – eine „Self-Fulfilling Prophecy“

Dilara berichtet im Interview von ihren schulischen Problemen, die damit endeten, dass sie das Gymnasium überhaupt verlassen musste:

„Und wieviel Jahre warst du im Gymnasium?“

Sechs Jahre. Ich hab die fünfte Klasse wiederholt und die siebente Klasse wiederholt, es hat nicht geklappt und deshalb mach ich jetzt die Abendschule.

Und da geht's dir wie?

Ja es geht eh besser dort, weil eben in der alten Schule halt im Gymnasium da gabs ein paar Komplikationen mit den Lehrern und so, also mein Klassenvorstand hat mich nicht gemocht und weil sie mich nicht mochte hat auch die Stellvertreterin mich nicht gemocht und so. Die wollten mich halt raus aus der Schule haben und ja, ich bin dann auch gegangen. Und jetzt mach ich die Abendschule, das ist viel angenehmer, da hat man mehr Freiraum, da weiß man halt, ja ich muss das und das machen, da muss ich mich drum kümmern und so, halt es macht Spaß in der Abendschule.“ (Dilara, 21)

Dilara erwähnt hier die Diskriminierung als Mitgrund für Schulangst und auch für ihren Misserfolg und lässt durchblicken, dass diese Diskriminierungserfahrungen dazu führten, dass sie nicht mehr in den Unterricht der betreffenden Lehrerinnen gehen wollte.

„Und woran hast du gemerkt, dass sie dich nicht mögen?“

Ich, ahm, zum Beispiel in der, jede Stunde kam sie rein und sie hat Wiederholungsstunde gemacht, Geschichte- und Geographie-Lehrerin, und sie hat halt JEDE Stunde mich drangenommen, sie hat mich JEDE Stunde fertig gemacht. Sie hat genau gewusst, dass ich weiß nichts, und ich hab, nach jeder Stunde oder so hab ich geweint, weil ich hab GEWUSST sie will mich fertig machen und sie schafft es auch. Und ich war zu dumm und hab auch nichts gelernt für die Wiederholung und so, ich hab mir auch, also nach

einer Zeit hab ich mir eh gedacht, wieso soll ich in ihre Stunde gehen? Und da bin ich einfach einmal nicht gegangen und so und da hat sie mich auf dem Gang gesehen und hat gesagt was ist denn los, warum kommst du nicht und so. Und ich hab gesagt, ja ich war krank oder so, weil ich kann ihr ja nicht sagen, ja Sie mögen mich nicht ich komm nicht in ihre Stunde und so, das kann man nicht sagen, aber ich hab das richtig gemerkt und die, meinen Freundinnen ja auch, weil weißt, niemand wurde drangenommen, oder ein Junge aus der Klasse wurde drangenommen und hat nichts gewusst genau wie ich, und sie hat nichts gesagt, wenn ich was nicht gewusst hatte hat sie so gemeint, das muss man doch wissen, mein Gott und so, hat mich so richtig fertig gemacht, ich mein das hat man schon bemerkt. Na ja.“ (Dilara, 21)

Dilara begreift sich also zum einen als selbst schuld an ihrem schulischen Versagen indem sie erwähnt, dass sie nie für die Wiederholungen gelernt hätte, andererseits war die Diskriminierungssituation unerträglich und brachte sie dazu nicht mehr in die Stunde der Klassenvorständin zu gehen. Im Interview mit Dilaras Mutter erzählt diese, dass ihr Fernbleiben vom Unterricht der Grund dafür war, dass Dilara nicht weiter im Gymnasium bleiben konnte. Durch den Leidensdruck im Unterricht wurde sie also dazu gebracht weniger Zeit dort zu verbringen, trotz allem sucht sie die Schuld für ihr schulisches „Versagen“ in erster Linie bei sich selbst. Auch die Mutter schätzt Dilaras Schulabbruch als deren eigene Schuld ein, und in der Familie wurde auch nie über die Diskriminierungsgefühle der Tochter gesprochen. Auf die Frage hin warum sie ihre Situation daheim nie angesprochen hätte meint Dilara, dass die Mutter sowieso nicht in der Lage gewesen sei, ihr zu helfen. Auch hier manifestiert sich ein grundsätzliches Misstrauen in die Fähigkeiten der Eltern bei schulischen Problemen tatsächlich unterstützend eingreifen zu können. Dilara formuliert keinerlei Vorwurf an die Mutter, dass sie mit ihren Problemen alleine zurande kommen musste, sondern definiert ihre Schulsituation als eine Mischung aus eigenem Verschulden und dem deutlichen Gefühl abgelehnt zu werden.

„Mein Klassenvorstand war so ... hinterrucks und halt in den Pausen haben die über mich gredet und haben gsagt, ja die schaffts eh nicht und so, die wird eh rausfliegen und so halt. Also mein Klassenvorstand und die Stellvertreterin, mit der hat sie darüber ge geredet. Eine Freundin hats gehört und dann, so hat sie´s mir halt gesagt und ich hab mir gedacht aha, die wollen mich eh echt auch alle nicht, die wollen mich eh alle loswerden und so.“ (Dilara, 21)

Dilara formuliert hier sehr deutlich, dass die Missachtung in der Schule extrem demotivierende Auswirkungen haben kann. Ablehnung und Entwertung durch Lehrpersonal kann durchaus als Self-Fulfilling Prophecy bezeichnet werden.

An den beiden Fallbeispielen von Zeliha und Dilara zeigt sich der immense Einfluss, den das Lehrpersonal auf die persönlichen Ausbildungschancen und –Entscheidungen von SchülerInnen ausübt.

(c) Burcin – „intellektueller Rassismus“

Die dritte interviewte Tochter, die von Diskriminierungen in der Ausbildungssituation berichtet, ist Burcin. Sie beschreibt eine Form von Diskriminierung, die sie „intellektuellen Rassismus“ nennt und meint damit Diskriminierungsformen in der Ausbildung, die nie offen ausgesprochen wurden, sondern über eine permanente Anzweiflung ihrer kognitiven Kompetenzen erfolgten. Ort dieser Diskriminierungserfahrungen ist dabei die Pädagogische Akademie, an der Burcin studierte.

„Das fand ich schon sehr interessant dass ich eigentlich 13 Jahre Schule besucht habe, sprich also 8 Jahre Pflichtschule plus HAK, nicht wirklich konfrontiert worden im Bereich Rassismus durch Lehrer. Durch Schüler, Mitschüler vielleicht aber nicht durch Lehrer. Durch eben Vorgesetzte und dann beim Studium interessanterweise bin ich dem intellektuellen Rassismus begegnet. So bezeichne ich ihn. Das ist der Rassismus, der nicht frei merkbar ist, der zwischen den Zeilen läuft, der aber direkt verletzt, der unter die Gürtellinie, geht der einem so trifft dass man nicht weiß was man sagen soll. Wo die Argumente fehlen, weil ja der Rassismus der offensichtliche fehlt. Der läuft versteckt, wenn man die Leute darauf anspricht dann wird man als Mimose bezeichnet, als empfindliche Zimperliese, die das jetzt ausnutzt und seine Herkunft immer nur als Ausrede verwendet. wenn man Schwachpunkte hat, also ich hab jetzt Deutsch studiert, man hat mir schon gesagt allein Deutsch zu studieren ist eine Provokation, hat man mir schon mal gesagt. Ich habe es eigentlich nie wirklich als Provokation betrachtet ich habe einfach nur gedacht, ich liebe die deutsche Sprache, also warum sollte ich sie nicht studieren. Ja offensichtlich haben das einige Professoren nicht so gesehen. Haben sehr versucht mir Steine in den Weg zu legen, mich sehr wohl zu treffen mit gewissen Aussagen beziehungsweise sie haben meine Arbeiten dreimal so oft gelesen, sie haben Flüchtigkeitsfehler als schwere Grammatikfehler hingestellt, wenn ich handschriftlich Dinge geschrieben habe die Endungen nicht ausgeschrieben habe. Ich habe die Neigung, immer eine Wellenlinie zu machen für Endungen. Was weiß ich für einen habe ich nur eine Wellenlinie gemacht wurde als Grammatikfehler angesehen. Man hat mir Fehler angedichtet wo keine waren also, definitiv keine waren und dann habe ich Arbeiten von Kollegen angesehen die weder die Groß- noch die Kleinschreibung beherrscht haben, die Wörter auf -ung klein geschrieben haben, bei denen waren es dann Flüchtigkeitsfehler interessanterweise und bei mir waren das schwere Grammatikfehler.“ (Burcin, 26)

Burcin sah sich in an der Pädagogischen Akademie in verschiedensten Bereichen durch das Infragestellen ihrer Kompetenzen diskriminiert und reagierte auf diese Empfindungen mit Rückzug und der Ausbildung einer Misstrauenshaltung ÖsterreicherInnen gegenüber.

Die beiden Fälle, in denen Diskriminierungserfahrungen beschrieben werden können als *„Diskriminierung durch Anzweifeln der kognitiven Kompetenzen“* beschrieben werden. Die beiden Interviewpartnerinnen zeigen jedoch ein unterschiedliches Reaktionsmuster auf diese Diskriminierungen. Während Dilara komplett verunsichert wird und sich aus der für sie enorm belastenden Situation durch „Teilverweigerung“ (sprich nicht in den Unterricht zu gehen) rettet ohne wütend zu werden, erzeugen die Diskriminierungserfahrungen bei Burcin sehr wohl Wut und Ablehnung, aber kein Verweigerungsverhalten. Sie nimmt den „Kampf“ auf und schließt die Pädagogische Akademie erfolgreich ab. Trotzdem wird klar, dass sie an den empfundenen Diskriminierungen schwer leidet, was ihre Erzählungen über Details, die auch nach Jahren noch immer präsent sind, belegen.

5.4. Soziale Integration

Die integrationstheoretische Grundlage der Studie bildet das Integrationskonzept von Hartmut Esser, welches zu den bedeutendsten im deutschsprachigen Raum zählt. Unter Integration versteht Esser (2001) grundsätzlich den Zusammenhalt von Teilen in einem systemischen Ganzen, welches sich dadurch zur Umgebung abgrenzt und als System identifizierbar wird.

Esser unterscheidet in seinem Konzept zwischen System- und Sozialintegration. Die Systemintegration bedeutet den Zusammenhalt der Teile eines sozialen Systems in seiner Ganzheit mittels der drei Mechanismen des Marktes, der Organisation und der Medien. Sozialintegration hingegen meint die Inklusion oder Exklusion der AkteurInnen in ein bestehendes System (vgl. Esser 2001: 1ff).

Mit Sozialintegration meint er den *„Einbezug der Akteure in das gesellschaftliche Geschehen, etwa in Form der Gewährung von Rechten, des Erwerbs von Sprachkenntnissen, der Beteiligung am Bildungssystem und am Arbeitsmarkt, der Entstehung sozialer Akzeptanz, der Aufnahme von interethnischen Freundschaften, der Beteiligung am öffentlichen und am politischen Leben und auch der emotionalen Identifikation mit dem Aufnahmeland“* (Esser 2001: 8).

Unterschieden werden können nach Esser vier Dimensionen der Sozialintegration: Kulturation⁵, Platzierung, Interaktion und Identifikation. Den ersten Schritt der sozialen Integration stellt nach Esser die kognitive Ebene der (Ak-)Kulturation dar. Darunter versteht er die Übernahme von kulturellen Eigenschaften, wie den Spracherwerb und die Kenntnis von Normen und Gewohnheiten der Aufnahmegesellschaft durch die MigrantInnen (vgl. Esser 1980: 20f). Eine weitere zentrale Dimension der sozialen Integration ist jene der Platzierung. Gemeint ist damit die Eingliederung der AkteurInnen in ein „*bereits bestehendes und mit Positionen versehenes soziales System*“ (Esser 2001: 9). Diese erfolgt beispielsweise über bestimmte Rechte wie dem Staatsbürgerschaftsrecht oder die Übernahme von Positionen am Arbeits- oder Wohnungsmarkt. Die dritte Form von sozialer Integration ist die Interaktion. Dies ist die Bildung von Netzwerken von AkteurInnen durch gedankliche Koordinierung, Kommunikation und soziale Beziehungen (ebd. 10ff). Emotionale Integration oder Identifikation findet als letzter Schritt der Sozialintegration dann statt, wenn AkteurInnen sich in Einheit mit einem sozialen Gebilde wahrnehmen. Je nachdem, wie der Prozess der Eingliederung in die sozialen Systeme des Aufnahmelandes und in jenes des Herkunftslandes stattfindet, unterscheidet Esser die vier Möglichkeiten der Marginalität, der Segmentation, der Assimilation und der Mehrfachintegration.

Findet weder in die Herkunfts- noch in die Aufnahmegesellschaft eine soziale Integration statt, spricht Esser von Marginalität, das Gegenteil – wenn sie in beiden gelingt – bezeichnet er als Mehrfachintegration. Als Segmentation wird bezeichnet, wenn zwar eine Sozialintegration in die Herkunfts- jedoch nicht in die Aufnahmegesellschaft erfolgt. Assimilation bedeutet der Einschluss in die Aufnahmegesellschaft bei gleichzeitigem Ausschluss aus den Bezügen der Herkunftsgesellschaft beziehungsweise der ethnischen Gemeinde (vgl. Esser 2001: 15ff).

Im folgenden Kapitel werden Definitionen des Integrationsbegriffs der Migrantinnen selbst, ihr Identitäts- und Zugehörigkeitsverständnis sowie ihre Diskriminierungserfahrungen dargestellt.

⁵ Kulturation = Teil der kognitiven Sozialisation, wobei zwischen Enkulturation zu Beginn des Lebens und Akkulturation als Kulturation im weiteren Lebensverlauf unterschieden werden kann.

5.5.1. Begriffsdefinition und Bedeutung

Kritisiert wird von den Befragten vor allem ein Punkt, der auch im wissenschaftlichen Diskurs thematisiert wird: dass Integration nicht die vollständige Angleichung an die Aufnahmegesellschaft meinen darf. In einer Studie von Lebhart et al. (2003) geben etwa drei Viertel der befragten ÖsterreicherInnen an, dass sie sich von MigrantInnen eine „*Lebensstilanpassung*“ erwarten würden. Diese einseitige Forderung lehnen die Mädchen durchgängig vehement ab. Als Beispiel dieses „Anpassens“ wird häufig die geforderte religiöse Anpassung genannt. Es kann vermutet werden, dass die Befragten gerade in diesem Bereich negative Erfahrungen gemacht haben. Gestützt wird diese Vermutung auch durch die Diskriminierungserfahrungen, besonders von Frauen, die Kopftuch tragen (vgl. Kapitel 5.5.4., Diskriminierungserfahrungen). Außerdem bringen sie zum Ausdruck, dass Integration ein wechselseitiger Prozess von Aufnahme- und Herkunftsgesellschaft sein muss und nicht eine Bringschuld der MigrantInnen darstellt.

„Gibt’s noch irgendetwas was dir am Herzen liegt, was du unbedingt noch transportieren möchtest, was noch nicht zur Sprache gekommen ist?“

Ähm, ja ähm mir ist es ganz wichtig, die Themen Migration und Integrität (Anm.: meint Integration) mal ganz anders zu definieren und nicht diese diese Definition die man heutzutage von was ist Integration, was ist Migration, die find ich ganz unkorrekt oder halt die passen nicht so ganz und das ist halt für mich eine Aussage die ich gern ...

Und inwiefern?

Ich weiß nicht, eher so Sachen wie eben dass ich vorhin schon angesprochen hab, eben Migration wie weit geht Integration, was ist Integration und Integration bedeutet für mich nicht, dass ich die Kultur von Österreich übernehmen muss oder dass ich die RELIGION von hier übernehmen muss oder dass ich mein weiß ich nicht mein ganzes Verhalten und meine Kultur im wesentlichen vergessen und hinter mir lassen soll und jetzt ganz österreichisch leben soll. Das ist für mich keine Integration. Integration ist für mich einfach nur friedlich gemeinsam miteinander leben, aber ich darf trotzdem bitte die Religion haben, die ich will und du kannst deine haben, aber wichtig ist für mich, dass wir miteinander in friedlicher Art und Weise leben und offen aufeinander zugehen und uns nicht davor scheuen, ein bisschen die andere Kultur anzuschauen, also jetzt von beiden Seiten die türkisch-kurdische vielleicht ein bisschen so in die österreichische Kultur reingehen und mal hinter die Fassaden blicken und was ist da wirklich und die andere Seite genauso. Also das ist für mich Integration. Das war’s.“ (Fulya, 24)

„...und INTEGRATION ist für mich sehr wichtig, aber dadurch muss ich nicht meine Religion ablegen oder meine Kultur, sondern ich kann mich mit den Leuten integrieren, aber nicht assimilieren, heißt das so? Das ist sehr wichtig.“ (Selma’s Mutter, 41)

„Und anpassen auch nicht in dem Sinn, dass man zum Beispiel konvertiert. Also einige verstehen unter anpassen, dass man das Kopftuch runter gibt und einfach so lebt wie die Leute hier, aber das geht einfach nicht. Und dass sich die Einstellung halt ändert.“ (Selma, 19)

Kritik geübt wird weiters an der vergangenen und bestehenden Migrations- und Integrationspolitik. Konkret existiert eine explizite Beanstandung der Stadtpolitik, weil sie aus der Sicht der Befragten eine räumliche Segmentation von MigrantInnen in bestimmten Bezirken nicht verhindert hätte.

„Jetzt sind’s mittlerweile auch sehr viele Ausländer hier, aber das ist nur wegen den Volksschulen weil es hier keine Kinder gibt (lacht), das hat uns die Volksschule selbst gsagt, und ich denk mir warum nicht früher, also die Wohnpolitik und so. Weil wir waren im 20. in einem Wohnhaus wo’s einen einzigen Österreicher gab und als ich klein war war das auch nicht so, dass ich gsagt hab ich wohn in Österreich sondern äh ich hab mir gar keinen Gedanken darüber gmacht und hier ist das jetzt anders weil hier wahrscheinlich das umgekehrt ist, da waren wir die einzige Familie im ganzen Stiegenhaus die Ausländer waren. Und da unten gibt’s Leute mit denen haben wir bis heute Probleme, obwohl wir nichts gemacht haben.“ (Kayra, 18)

Der Bereich der Deutschkurse als Teil integrativer Maßnahmen wird ebenfalls von den Befragten kritisiert. Einerseits das mangelnde Angebot und andererseits die Qualität der angebotenen Kurse, was zur Folge hatte, dass die MigrantInnen bei ihrem Spracherwerb häufig auf sich alleine gestellt waren und ausschließlich durch Eigeninitiative die Sprache erlernten.

„Eigentlich es gab damals auch diese begleitenden Deutschkurse kaum. Das war so in der Woche so 2 Stunden wenn überhaupt und ansonsten saß man in der Klasse nach dem Prinzip friss oder stirb.“ (Burcin, 26)

„Hast du einen Deutschkurs besucht?“

Einen Deutschkurs. Einen Deutschkurs habe ich nicht besucht. Nur im Jahre 95 da gab es einen Kurs der SPÖ, aber ich kann nicht sagen, dass ich dort was gelernt habe, weil dort waren nur türkische Frauen. Und die Sprache die dort gesprochen wurde war zu 99% Türkisch. Es wurde nur ganz wenig Deutsch gesprochen. Das hat mir nicht sehr geholfen. Es hatte keine Funktion für mich. Deshalb habe ich, wenn ich meinen Kindern bei den Hausaufgaben geholfen habe, einfach mitgelernt, jedes neue Wort, das sie lernten. Zeitweise auch durch das Fernsehen und egal, ob ich richtig oder falsch gesprochen habe, mit den Arbeitskollegen. So habe ich meine Kenntnisse verbessert.“ (Lale’s Mutter, 36)

Parallel zur Feldphase des Projekts fand in Wien der Gemeinderatswahlkampf 2005 statt. Im Zuge dessen ist den befragten Töchtern vor allem die Plakatserie der FPÖ negativ aufgefallen, die Mütter äußern sich zu diesem Thema nicht. Dazu muss angemerkt werden, dass das Ausmaß von fremdenfeindlichen Einstellungen der

Aufnahmegesellschaft von vielen verschiedenen Faktoren abhängig sind, wobei, „die politische Kommunikation, insbesondere die Instrumentalisierung dieses Themas in der tagespolitischen Auseinandersetzung“ (Lebhart et al: 343) eine bedeutende Rolle spielen. Häufig war das das erste mit den Töchtern diskutierte Thema nach dem Kennenlernen, bevor noch das eigentliche Interview startete. Dies zeigt deutlich, wie sehr es die Gemüter der Töchter erhitzte.

„...ich find das echt nicht ok, dass zum Beispiel die FPÖ-Plakate überall aufgehängt wurden. Und wenn ich die seh, dann, ich weiß nicht, dann fühl ich mich irgendwie in Österreich nicht wirklich wohl. Ich mein, wenn da steht Deutsch statt nix verstehn und freie Frauen statt Kopftuchzwang und so, ich mein da denk ich mir schon he, die Leute, die das wählen, die sind auch gegen MICH und gegen meine Familie und alles mögliche. Und das ist schon ein, ein Grund zum Nachdenken find ich, dass es überhaupt erlaubt ist solche Plakate aufzuhängen.“ (Pekay, 17)

„...die FPÖ ist gegen Türken. Da hat's so viele Plakate gegen die Türken und so nix verstehen und so, ich find das urblöd.“ (Lale, 17)

„...im Endeffekt ist es so, dass dieses Problem was eben Ausländer und Österreicher betrifft halt da ist, nur ich find einfach dass die ganzen Leute die glauben dass sie Österreich was gutes tun wenn sie jetzt an der Heimat hängen blabla nur schlechtes tun, weil im Prinzip war das auch so wo die FPÖ damals noch einen Wahlkampf hatte mit Drogen, ich bin auch Mutter, was für einen logischen Hintergrund das auch immer hat, oder Ausländer ich befürchte auch alles hin und her nur das Problem ist dann wir haben Verwandte aus Deutschland die hergekommen sind und die Plakate gesehen haben, ja ich mein wir können sagen haha was ist da, wahrscheinlich nur 7 % von der Wahl aber trotzdem ist es was, aber die denken sich dann Österreich mein GOTT, dies und jenes und ja es ist ein Imageschaden.“ (Kayra, 18)

Auffallend ist hier, dass nicht ausschließlich die politikinteressierten Mädchen diese Kritik geübt haben sondern auch jene, die kein großes Politikinteresse zeigten. Die Plakate und der Wahlkampf der FPÖ wurden als persönlicher Angriff und als kränkend empfunden. Weiters als beschämend für Österreich und als populistisch.

5.5.2. Identifikation, Identitäten und Heimat

In dem folgenden Abschnitt wird – jeweils für Mütter und Töchter getrennt – dargestellt, wo sich die Mädchen und Frauen zugehörig und beheimatet fühlen. In der Theorie wird dies auch als „Emotionale Integration“ oder „Identifikation“ bezeichnet. Sie findet als letzter Schritt der Sozialintegration dann statt, wenn AkteurInnen sich im Einklang mit einem sozialen Gebilde sehen. Beispiele dafür sind etwa der Nationalstolz oder das Wir-Gefühl (Esser 2001).

Bei den Müttern ist trotz der Tatsache, dass sich die meisten von ihnen in Österreich wohl fühlen und mit ihrem Leben hier zufrieden sind, eine starke Heimatverbundenheit zu beobachten. Das bedeutet, dass sie sich im Urlaub in der Türkei glücklicher als in Österreich fühlen und fast alle in ihre Heimatländer zurückkehren möchten (vgl. Kapitel 5.6.1., Ziele und Pläne der Mütter).

„Was sind deine Pläne und Wünsche für die Zukunft?

Nun, ab jetzt beispielsweise mein Leben, ich mache für mich selber nicht ding, vor allem meine Kinder, für sie mache ich am meisten ding. Ich möchte meine Kinder studieren lassen, damit sie einen Beruf haben. Ich möchte für mich persönlich wieder in die Türkei zurück kehren. Ich habe mich hier nie ding gefühlt, ich meine ich weiß nicht.

Fühlst du dich hier nicht glücklich?

Nun, nicht glücklich fühlen ich meine wie? Ich weiß nicht, wenn man in seine Heimat fährt, dann fühlt man sich irgendwie noch mehr ding weißt du? Aber hier geh in die Arbeit, komm nach Hause, das dies, ich weiß nicht.“ (Kayra’s Mutter, 42)

„Es war für mich immer schon das Auswandern nach Österreich eine Art Zerdrücktheit.“ (ebd.)

Wenige fühlen sich in Österreich sehr unwohl, besonders wenn sie den geschützten Bereich der privaten Wohnung verlassen. Und dies obwohl sie im Durchschnitt bereits seit 21 Jahren in Österreich leben.

„Ich bin seit 26 Jahren hier und trotzdem fühl ich mich wenn ich zum Beispiel einkaufen gehe, wenn ich mit dir spreche geht es mir gut, aber wenn ich rausgehe fühle ich mich so als wäre ich in der Luft, so ein unwohles Gefühl, ich weiß nicht, so kommt es mir vor.

Du hast dich nicht für das Leben hier erwärmen können?

Nein, aber was soll es. Es ist nicht der Ort wo du geboren bist, sondern der Ort wo du satt wirst, satt wirst du hier, denn wenn das nicht wäre hätten wir nicht alles hinter uns gelassen und wären hierher gekommen, ist es nicht so. Ich hab mich nicht für das Leben hier erwärmen können. Ich glaube, auch wenn ich 100 Jahre hier wäre würde sich das nicht ändern. Zuhause bin ich sehr glücklich, aber wenn ich rausgehe fühle ich mich an den Rand gedrängt, ängstlich.

Ist dir da schon mal was passiert?

Nein das nicht, aber ich kann mich trotzdem nicht für das Leben hier begeistern. Sie grenzen einen aus, das gilt nicht nur für mich sondern für andere auch.“ (Bahar’s Mutter, 44)

Die Gründe für das Unwohlsein und Fremdfühlen werden in den Interviews nicht speziell angesprochen. Vermutet werden kann eine Kombination aus Erfahrungen mit Diskriminierung, unerfreulichen Lebensbedingungen in Österreich (etwa bezüglich Wohnsituation oder schweren Arbeitsbedingungen), und dem Umstand, dass sich viele ökonomisch gezwungen sahen, ihr Heimatland zu verlassen.

Zur Lebenszufriedenheit in Österreich tragen die Ausbildungssituation der Kinder, die räumliche Nähe zu den Kindern, die ökonomische Unabhängigkeit und positive zwischenmenschliche Erlebnisse bei.

„Wir sind schon zufrieden mit unserem Leben. Die Kinder haben wir auf den richtigen Weg führen können und sie haben Gott sei Dank diesen gehalten, wir sind da schon zufrieden das kann ich sagen, die Kinder sind so oder so hier und wir sind um sie.“ (Burcin’s Mutter, 61)

„Ich bin sehr zufrieden. Es gibt nichts zu jammern. Gott sei Dank. Wie soll ich sagen, ich bin auf niemanden angewiesen. Wenn jemand nicht angewiesen ist, also ich meine, ach hätte ich noch das und jenes. Ich brauche das nicht mehr zu sagen. Ich meine alles ist so.. wir können auf unseren eigenen Beinen stehen. Ich bin auf niemanden angewiesen. Es fehlt uns an nichts. Gott sei Dank. (pause). Ich weiß nicht.“ (Dilara’s Mutter, 44)

„Ich meine ich bin glücklich, dass ich es aus eigener Kraft bis hierher geschafft habe.“ (Kayra’s Mutter, 42)

Außerdem berichten die Frauen davon, dass sich seit ihrer Ankunft in Österreich einiges verbessert hätte. Ihre Fremdheitsgefühle und ihre Sehnsucht nach der Türkei seien nicht mehr ganz so intensiv und sie hätten es geschafft, sich in Österreich etwas aufzubauen. Die Wohnsituationen haben sich zum Großteil stark verbessert, ebenso wie die Sprachkenntnisse, welche ebenfalls einen großen Beitrag zum Wohlfühlen in Österreich leisten.

„Gab es am Anfang Schwierigkeiten?“

Ja, am Anfang gab es Sprachschwierigkeiten, aber ee die Sekretärin von der Firma, wirklich, in bezug auf das Lernen der Sprache, hat sie mir sehr geholfen. Ja wenn ich zum Beispiel ein falsches Wort auf Deutsch gesagt habe, dann hat sie mich immer verbessert. Das ist nicht richtig, man sagt so! Also wirklich, sie hat mir sehr geholfen. Ich kann sagen, ich habe dank ihrer Hilfe, der Hilfe meiner Kinder und meiner Arbeitskollegen keine Probleme mehr mit der Sprache.“ (Lale’s Mutter, 36)

„Aber so wir haben einen Balkon und wir können ins Grüne schauen, das ist sehr beruhigend und man kann sich richtig ERHOLEN und dadurch dass es eine Genossenschaftswohnung ist spielt die soziale Schicht auch eine Rolle. Weil in den Gemeindebauten war’s so wie wir damals gewohnt haben, jede delogierte Familie oder der was in Not war ist in die Gemeindewohnungen rein gekommen. [...] Wir sind dann in den 11. Bezirk umgezogen und ich bin hier wirklich sehr glücklich.“ (Selma’s Mutter, 41)

„Und jetzt, du arbeitest, bist du zufrieden?“

Ja, ich bin zufrieden.“ (Zeliha’s Mutter, 33)

Auffallend ist, dass die Töchter die angesprochenen Fremdheitsgefühle und die Sehnsucht ihrer Mütter oftmals nicht als solche oder in dieser Intensität wahrnehmen.

„Und wie glaubst du geht´s deiner Mutter jetzt so in Österreich?“

Eh super, sie ist sehr zufrieden so viel ich weiß. Sie hat jetzt keine Probleme von der Sprache her und so sie weiß jetzt was sie reden muss und so, ich glaub nicht, dass sie sich schwer tut und ich glaub schon, dass sie sich auch wohl fühlt.“ (Lale, 17)

„Bist du glücklich hier?“

Nicht so sehr glücklich. Denn ob du willst oder nicht, deine Familie, dein alles ist weit entfernt von dir. Dass man eine Zukunft hat, das Leben der Kinder, das alleine macht noch nicht glücklich. Wenn du mich fragen würdest, ob ich von hier weg gehen will, beispielsweise. Ich würde einerseits weggehen wollen und andererseits auch wieder nicht. Denn ich habe hier zwei Kinder.“ (Lale’s Mutter, 36)

Dieses Zitat spiegelt die Zerrissenheit wider, die viele Mütter empfinden. Sie sprechen von der Türkei als ihrer Heimat in die es sie zurückzieht, andererseits haben sie viele Jahre ihres Lebens in Österreich verbracht und ihr Lebensmittelpunkt hat sich im Laufe der Zeit nicht zuletzt durch ihre Kinder nach Österreich verlagert.

Eine Form der Identitätsstiftung für MigrantInnen findet auch über verschiedene Organisationen, seien es religiöse oder kulturelle Institutionen, statt.

„Wo man auch immer lebt, von wo man auch kommt, man darf seine Identität nicht verlieren. Dazu bedarf es einer Organisation, einer Plattform. Ich bin auch aktiv.“ (Dilara’s Mutter, 44)

„...Frauenföderation oder wir machen alle gemeinsam eine Veranstaltung. Entweder mieten wir dann Gasometer oder Austria Center. Wir haben sehr viele Mitglieder, dadurch dass wir sehr offen sind, wir haben auch viele Dialogtreffen mit katholischen oder evangelischen Brüdern oder Schwestern.“ (Selma’s Mutter)

Diese Organisationen haben ebenfalls eine unterstützende und beratende Funktion für ihre Mitglieder und dürfen keineswegs als abgeschlossenes Segment der Gesellschaft betrachtet werden, das sich in sich zurück zieht, sondern als den Dialog zwischen den Kulturen und Religionen fördernd.

Bei den befragten Mädchen kann unterschieden werden zwischen jenen, die sich sehr stark mit ihrer Herkunft identifizieren, jene die sowohl ihre Herkunftskultur als auch jene des Aufnahmelandes in sich zu vereinen versuchen und jene, die sich als Österreicherinnen definieren.

Bei jenen, die sich stark mit ihrer Herkunft identifizieren, kann nochmals differenziert werden zwischen Türkinnen und Kurdinnen beziehungsweise Alevitinnen (vgl. Kapitel 5.2., Sozio-demographische Merkmale). Jene, die sich als Türkinnen beschreiben, legen einen großen Nationalstolz an den Tag.

„Also die Leute sagen schon, ja du bist ja die Österreicherin, ja, du kommst aus Österreich, du bist eine Österreicherin und ich so, nein, ich bin keine Österreicherin, ich bin zwar dort geboren, dort aufgewachsen, aber ich bin eine Türkin, eine STOLZE! (lacht)

Siehst du das so?

Ja.

Warum glaubst du siehst du das so?

Ich weiß nicht, ich bin eine Türkin. Ich zum Beispiel, manche meinen du schaust überhaupt nicht aus wie eine Türkin, wenn ich sage ich bin eine Türkin dann glauben sie mir's nicht, weil ja vom Aussehen, ich schau halt ganz anders aus. Die meisten Türkinnen sind ja so so schwarzhaarig, so braune Augen, so ganz dunkel und ich bin irgendwie anders, ich weiß nicht, sie meinen, ja, du kannst keine Türkin sein. Ich hab oft mit den Leuten also gestritten, die meinen nein du bist keine Türkin und ich so, ja woher willst du das wissen, ich weiß es besser (lacht)

Wirst du da wütend?

Wütend nicht, aber es stört mich wenn sie, wenn sie dauernd sagen, nein du bist keine Türkin, weil ich weiß was ich bin. Ich bin eine stolze Türkin (lacht).

Warum sagst du das?

Ich weiß nicht, zum Glück bin ich eine Türkin, ich weiß nicht. Ich bin ganz stolz drauf.“ (Abide, 16)

Es kann vermutet werden, dass diese Betonung, Türkin zu sein, mit einer Verweigerungshaltung zu tun hat, nämlich mit der Ablehnung, der Forderung nach vollkommener Angleichung und Aufgabe der Herkunftsidentität, nachzukommen. Abide übt zwar keine explizite Kritik an der Integrationsdebatte, aber möglicherweise ist das ihre Strategie, mit dieser umzugehen.

Starke Heimatverbundenheit drücken auch folgende Zitate aus:

„XXX ist am Meer, dort ist es schön, ich bin sehr froh, dass wir dort wohnen,....“ (Bahar, 23)

„...aber trotzdem, also, es ist immer ein anderes Gefühl wenn ich in XXX bin.“ (ebd.)

Außerdem schildert die Befragte diese Heimaturlaub sehr ausführlich, hat sich für das Studium der Turkologie entschieden und möchte nach Abschluss des Studiums zumindest eine Zeit lang in der Türkei leben und arbeiten. Weiters ist die Formulierung des „Wohnens“ an diesem Ort in der Türkei ein Hinweis für eine starke Identifikation mit der Türkei beziehungsweise mit diesem Ort, zumal die Befragte dort lediglich ihre Urlaube verbringt.

Die Kurdinnen beziehungsweise Alevitinnen weisen zum Großteil eine besondere Identifikation mit der Minderheit ihrer Volks- beziehungsweise Religionsgruppe auf.

Eine Folge dieser Identifikation ist auch, dass diese Interviewpartnerinnen betonen, die kurdische beziehungsweise alevitische Kultur inklusive ihrer Sprache an ihre eigenen Kinder weitergeben zu wollen. Nachdem dies auch den Eltern ein wichtiges Anliegen ist, kann hier von einer Wertetransmission gesprochen werden.

„Es ist auch eine Identifikation, wie gesagt, also ich sag dann schon dazu, dass ich Alevitin bin, weil ich halt provozieren will in dem Sinn, dass ich schon mal schauen will, ob jemand was dagegen hat. Und es is halt diese negative Einstellung über alles was anders ist. also, Ich lass es halt drauf ankommen. Wenn ich sag also ich unterzeichne das. Aber Religion und Nationalität, wenn man das vergleicht ist bei uns doch die Religion wichtig als Identifikation weil ich glaub meiner Mutter würd es nichts ausmachen wenn ich einen türkischen Aleviten heiraten würde als wenn ich einen nur Kurden heiraten würde, der Sunnite ist. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass eben Aleviten überall also, ausgeschlossen worden sind und dass man sich da irgendwie zurückgesetzt hat und irgendwie einen geschlossenen Kreis haben sollte. Und es ist auch die Geschichte der Aleviten, interessiert mich auch sehr weil es ist, man glaubt es kaum aber das waren immer die Leute die unterdrückt worden sind, sich aber nie erhoben sind in dem Sinn dass sie jetzt Rache üben. Und das ist ja auch dann wo ich ma denkt ok, es is was soziales. Es ist nichts negatives.“ (Kayra, 18)

„Das heißt du kannst auch Kurdisch?“

Ist so. Ich versteh´s sehr gut, also ich versteh´s gut. Sprechen kann ich´s allerdings nicht mehr so gut, weil ich eben gar nicht geübt bin. So gut wie nie Kurdisch spreche und ähm ja und es geht auf jeden Fall verloren. [...] Es ist ziemlich schade, dass das Kurdisch also das ist ein so ein wunder Punkt für mich, wo ich mir denk Gott es ist EXTREM traurig, dass ich nicht flüssig Kurdisch sprechen kann. Es ist meine Muttersprache. Sie ist ja auch sehr schön die Sprache. [...] Ich bin mir ziemlich sicher, dass meine Kinder wahrscheinlich GAR kein Kurdisch mehr könnten werden, was ich ganz ganz traurig finde, obwohl man dagegen eh was tun kann, man kann sie in einen Kurdischkurs geben. Also Möglichkeiten gäbe es schon.“ (Fulya, 24)

Zusammenhängen dürfte diese starke Identifikation mit der kurdischen Minderheit auch damit, dass oft die Eltern oder Elternteile im kurdischen Widerstand aktiv waren oder sind und diese Einstellung an ihre Kinder weitergeben haben.

„Also, unsere Familie ist schon politisch aktiv, also dadurch dass mein Vater früher wirklich nur auf Demonstrationen war, ich bin als Kind auch nur auf Demonstrationen aufgewachsen. Also, wir sind ja KURDEN und ich kann mich super daran erinnern ich mein, ich glaub, ich glaub (Pause) von 4 bis 7 Jahren oder so und später dann auch bin ich JEDES Wochenende auf irgend einer Demonstration oder jedes Wochenende auf irgendeiner kurdischen Feier und irgendwelchen ahm, (unverständliches Wort), das sind halt diese Zentren wo sich Aleviten oder Kurden treffen. Dadurch hab ich das einfach dieses Politikgefühl, also dass ich mich dazu interessier und so und mein Vater ist auch was Politik betrifft sehr gebildet, also er hat ne Menge Bücher.“ (Zeliha, 16)

Eine starke Identifikation mit der kurdischen beziehungsweise alevitischen Minderheit schließt Kritik an dieser keineswegs aus. So wird ihr etwa eine Doppelmoral vorgeworfen, dass sie einen Schein wahren würde, der so nicht existiert, etwa was die Gleichberechtigung von Frauen und Männern anbelangt.

„... und ja eine Zeitlang, als ich klein war, hab ich auch diese Idealvorstellung gehabt von unserer Religion, klingt ja alles schön und gut, aber ich bin da also dass die Tradition einer Kultur einen höheren Stellenwert hat. Auch wenn man sagt, Frauen sind bei uns gleichberechtigt, glaub ich nicht mehr dran. [...] Es ist trotzdem, dass ich weiß, dass trotzdem die Frau die Familie hat und für die Frau halt in unserem Kulturkreis die Familie wichtiger sein sollte. [...] Ich find nicht, dass es jetzt wirklich eine Gleichberechtigung ist. Ich mein es ist auch, ok, bei Österreichern könnt ich das auch finden, aber bei uns ist es zwar offensichtlich, aber niemand gibt es zu und das also das ist eine Doppelmoral. Also, es ist halt, Türkei is in meinen Augen Doppelmoral hoch 2 (lacht).“ (Kayra, 18)

Jene, die sich (eher) als Österreicherinnen fühlen bezeichnen meist explizit Wien als ihre Heimat. Als Begründung nennen sie den Zeitfaktor, sprich, dass sie in Österreich geboren und/ oder aufgewachsen sind und so sehen das als ganz selbstverständlich und „normal“ an. Dafür fühlen sich viele von ihnen in der Türkei als Fremde, wenn sie dorthin auf Urlaub fahren.

„In Wien komm ich mir ganz normal vor, eh ganz normal wie meine Heimat, ich weiß nicht.“ (Lale, 17)

„Mhm. und wie fühlst du dich in Österreich? Fühlst du dich wohl oder wo fühlst du dich zuhause?“

Also ich fühl mich hier viel wohler als wenn ich in die Türkei fliege, weil ich komme zum Beispiel hier sagt man Ausländer, die was von einem anderen Land kommen. Ich fühl mich nicht hier wie ein Ausländer, sondern wie in der Türkei, weil ich weiß nicht wenn ich in die Türkei komm, ich schau dann nur her ich weiß gar nichts mehr.“ (ebd.)

„Ich bin nun mal Favoritnerin, bin gerne da und ich bleibe da.“ (Burcin, 26)

„Ich glaube es ist einfach tagesabhängig, aber im Prinzip würde ich schon sagen, dass es meine Heimat ist. Also ich stehe auch dazu das ist meine Heimat und je mehr Zeit vergeht desto mehr fühle ich mich so dass ich in meiner Heimat bin und am meisten merke ich es natürlich wenn ich in die Türkei fahre dann weiß ich irgend wie also ich freue mich wieder zurückzukommen nachhause also nachhause ist Wien. Und ich würde auch nicht unbedingt Österreich wirklich meine Heimat nennen, sondern würde schon Wien als meine Heimat bezeichnen. So komisch es sich anhört, aber Wien ist meine Heimat. [...] Natürlich man kann sich die Heimat nicht aussuchen, ich weiß auch dass meine Heimat viele Fehler hat und an manchen Tagen wenn man mich fragt werde ich das verneinen, das ist nicht meine Heimat und ich hasse die, aber das sagt jeder Mensch nicht nur ein Ausländer sondern auch ein Österreicher sagt das manchmal. Ja also insofern weil ich werde diskriminiert auch in der Türkei also Diskriminierungen finden

überall statt. Ich habe Gott sei Dank nicht zumindestens in den letzten 10 Jahren nicht es extrem erlebt deswegen kann ich schon sagen Österreich ist meine Heimat weil ich auch rechtlich abgesichert bin und weil mein Umfeld einfach passt, ich natürlich mich in einem anderen Kreis bewege durch die Schule durch die Kollegen das ist sicher auch davon abhängig also ich denke an 10 Jahre zurück hätte ich wahrscheinlich Österreich nicht als meine Heimat deklariert sondern hätte eher gesagt das ich mich sehr fremd fühle jetzt aber nicht also ich glaube das ist wirklich abhängig in welchem Kreis man sich bewegt und auch natürlich wie gefestigt man ist als Persönlichkeit, aber auch natürlich von der psychischen Situation, wie stark man sich gerade fühlt.“ (ebd.)

„...weil ich eben hier aufgewachsen bin nicht und es ist eigentlich kein fremdes Land für mich, da ist eher die Türkei ein fremdes Land für mich, weil ich weil das eigentlich nur ein Urlaubsort ist, sag ich mal.“ (Selma, 19)

Zum Teil kommt außerdem eine gewisse Zerrissenheit bei den Aussagen der Mädchen zum Ausdruck, dass sie nicht genau wissen, wo sie sich zugehörig fühlen. Einerseits fühlen sie sich schon zu Hause in Wien, andererseits wird das Gefühl dadurch gestört, dass die Mädchen auch ganz deutliche Ablehnung dieser „Heimat“ in Form von Diskriminierungen wegen ihres Hintergrunds erfahren. Manche scheinen darunter zu leiden, während andere für sich eine Strategie gefunden haben, beide Kulturen in sich zu vereinen, wenn dies auch ein Jahre dauernder Prozess sein dürfte.

„Und wenn du dir jetzt vorstellst du hättest Kinder, was würdest du in der Erziehung DEINER Kinder anders machen als.....?“

Ich würd eine Menge anders machen. Dadurch dass meine Kinder nicht in 2 verschiedenen Kulturen und so aufwachsen würden, weil es ist bei uns so gewesen, dass wir zu Hause türkisch erzogen wurden und draußen österreichisch dann in den Schulen und so, wir sind ganz genau wir haben also wir haben lernen müssen irgendwie uns beiden anzupassen, dass wir einen WEG finden wo wir zwar noch Türken, Kurden SIND aber dass wir auch nicht so sind, dass wir uns draußen überhaupt nicht ANPASSEN können oder so und dass wir keine Ahnung von Österreichern haben und uns von Österreichern fern halten. Ich hab Österreicher WAHNSINNIG gern, ihre Kultur... es passt alles und meine Kultur auch und ich hab einen Weg gefunden, wo ich beides irgendwie vereinen kann und manche finden diesen Weg und manche nicht und das ist halt schwer und bei meinen Kindern wird´s so sein dass sie (Pause) nicht von beiden Seiten so irgendwie erzogen werden, also die werden dann irgendwie einfach den Einfluss nur von mir haben...“ (Zeliha, 16)

5.5.3. Bedeutung der Religion

Bezüglich des Stellenwertes der Religion lassen sich auf mehreren Ebenen Unterschiede zwischen den Interviewpartnerinnen feststellen. Einerseits hängt die eigene religiöse Praxis stark mit der allgemeinen Religiosität und dem religiösen

Engagement der Familie zusammen, andererseits zeigen sich auch Unterschiede zwischen Alevitinnen und Sunnitinnen, die sich gegenseitig verschiedene Verhaltensweisen und Grundeinstellungen zuschreiben, wobei dies eher von AlevitInnen gegenüber SunnitInnen passiert und in Abgrenzung zu deren vermuteten Konservativismus erfolgt.

„Wir sind als Familie eine alevitische Familie. Deshalb bin ich von meiner Familie aus auch recht frei erzogen worden. Also vor allem was die Religion betrifft. Ja wir sind Aleviten,...“ (Fulya’s Mutter, 43)

“Und bei uns ist es dann eben, also bei uns Aleviten, dass die Frauen mehr Rechte haben. Dass eher halt aufs Studieren, Bücher und so weiter Wert gelegt wird und ja halt Musik und es ist nicht grade streng aber trotzdem gibt es dann halt Momente, wo das dann schon wichtig ist. Und auch in der Türkei, da machen die schon einen Unterschied zwischen Sunniten und Aleviten.“ (Kayra, 18)

„Nur bei uns Aleviten ist das halt nicht so, es gibt Eltern, die total tolerant sind gegenüber alles aber dann gibt es auch welche, die nicht tolerant sind, also ist nicht so ein Extrembeispiel jetzt wie bei Sunniten dass man sagt Kopftuchtragen und so, das gibt’s nicht bei uns,...“ (ebd.)

„Weil meine Eltern würden nicht wollen, dass ich mit so einem STRENG religiösen Moslem heiraten würde, das würden sie auf GAR keinen Fall wollen. Da wär ihnen Österreicher oder Deutscher viel LIEBER als dass ich jetzt zu einem streng moslemischen Mann geh, dessen ganze Familie mit Kopftüchern und alle das bedeckt ist, weil es wär ihnen klar, dass ich unterdrückt werden würde auch wenn es mein Ehemann nicht macht, seine Familie würde mich ob sie’s wollen oder nicht unterdrücken.“ (Zeliha, 16)

Aber auch Beispiele für die Abgrenzung der Sunnitinnen von Alevitinnen lassen sich finden.

„Kannst einmal ein bissi erzählen, also ob ihr Alevitinnen oder...“
(unterbricht mich) Na, ich bin keine Alevite! Ich bin, ahm, ja, wie ahm sagt man das ...

Su...

Sunni, ja, und ich hab auch alevite Freundinnen und so, also das ist alles gleich. Ich mein, es stört mich, wenn man alle, ok, es gibt schon Aleviten die was wirklich, also echt nicht ok sind, aber es stört mich, wenn man alle in den selben Topf schmeißt, weißt, ich find das nicht ok.

Und wie meinst du, also inwiefern gibt's Aleviten, die nicht ok sind?

Na ich weiß nicht, ich mein, es gibt Aleviten, oder Kurden, die was wirklich gegen die Türken sind, und die was, also die sich halt wirklich nicht verstehen. Und es gibt auch Aleviten und Kurden, die GANZ anders sind, und das stört mich halt.“ (Abide, 16)

Dieses Zitat bringt zum Ausdruck, dass Unterschiede zwischen den Religionsgruppen bestehen, welche zum Teil konfliktbeladen sind. Außerdem finden

hier eine Vermischung von Religion und ethnischer Zugehörigkeit statt, welche beispielsweise in einem Interview mit einem alevitischen Experten kritisiert wurde. Er besteht darauf, dass Alevitismus nicht mit kurdischem Nationalismus vermischt werden darf, weil AlevitInnen in seiner Definition WeltenbürgerInnen und somit antinational eingestellt sind. Auf der anderen Seite wird auch von guten, problemlosen Beziehungen zwischen AlevitInnen und SunnitInnen berichtet.

„Mein Mann ist kein Alevite, er ist Sunnite. Aber ich und meine Tochter sind Aleviten. Aber das war nie ein Problem.“ (Derya´s Mutter, 35)

Was die religiöse Identifizierung anbelangt, beschreiben sich die meisten Mütter als sehr gläubig. Interessant ist hier, dass von sunnitischen Frauen oft berichtet wird, dass sie zwar kein Kopftuch tragen würden, aber trotzdem sehr religiös seien. Es kann vermutet werden, dass sie bereits mit dem Vorwurf konfrontiert wurden, aufgrund des Nichttragens des Kopftuches weniger religiös zu sein. In dem Workshop am Ende der Auswertungsphase wurde diese Vermutung von einer Sunnitin, die sich selbst als gläubig beschreibt und auch kein Kopftuch trägt, bestätigt.

„Ich trage zwar kein Kopftuch, lege aber sehr viel Wert auf meinen Glauben. Ich habe sehr jung begonnen zu fasten und habe nie damit aufgehört. Die Arbeit in der ich gearbeitet habe war sehr schwer, am Fließband in einer Großküche, aber ich habe trotzdem keinen einzigen Ramadan nicht gefastet. Ich bin nicht fixiert, aber ich bin trotzdem ein sehr gläubiger Mensch und jetzt in der Pension kann ich mich noch stärker darauf konzentrieren, denn als ich gearbeitet habe ging es so aber da ich jetzt noch mehr Zeit habe kann ich noch mehr Wert darauf legen. Ich trage zwar kein Kopftuch, aber bin meinem Glauben sehr verbunden.“ (Burcin´s Mutter, 61)

“Also ich finde es sehr wichtig und habe bei meinen Kindern früh damit begonnen, also mein jüngerer Sohn der ist 7, kann schon viele Suren auswendig und kennt die Gebete, meine Kinder fasten auch, oft bete ich mit den Kindern und versuche es ihnen beizubringen. Ich trage zwar kein Kopftuch bin aber trotzdem sehr religiös.“ (Abide´s Mutter, 37)

Zwei Mütter betrachten die Religion als besonders wichtiges Regelwerk ihres Lebens und betonen das Kopftuchgebot im Islam. Sie sind es auch, die sich sehr in der islamischen Glaubensvereinigung engagieren und deren Töchter ihren Müttern in religiösem Eifer um nichts nachstehen.

„Ich meine im Islam, alles was sich außerhalb der islamischen Regeln abspielt praktizieren wir nicht. Ich weiß nicht. Das mache ich nicht. Wir haben das auch nicht machen müssen. Ich sage ihnen nur, den Mädchen, nach der Volksschule, nachdem sie in die Hauptschule eingetreten waren. Ihr seid Moslems sagte ich. Ab jetzt gehört es sich, dass ihr euch verhüllt. Nur das habe ich gesagt. Sonst nichts. Nicht Religion, das muss so gemacht werden

oder sie dazu gezwungen (lächelt). Und dann Gott sei Dank, sie haben selber eingewilligt und haben das freiwillig gemacht. Das verlangt unsere Religion von uns. Der Gott, der uns erschaffen hat, so wie er will, dass wir leben, so leben sie.“ (Dilara’s Mutter, 44)

“Ich war ehrenamtlich in der islamischen Föderation tätig. Wir haben Veranstaltungen und so gehabt, Seminare, Fortbildungsseminare oder Familienberatungen und so wo ich selber Seminare gegeben hab.“ (Selma’s Mutter, 41)

„...ja natürlich für die Mitmenschen da sein das hab ich glaub ich den Kindern schon in die Wiege gelegt. Dadurch mein Sohn ist sehr aktiv, meine Tochter, mein Mann nicht so, aber er hat nichts dagegen.“ (ebd.)

Auch die Töchter beschreiben ihre Mütter als eher oder sehr religiös, meist als religiöser als die Väter. In den Familien sind es ebenfalls die Mütter, die die religiöse Erziehung der Kinder übernehmen. Betont wird außerdem, dass die religiöse Einstellung oder bestimmte religiöse Handlungen und Praktiken nicht aufgezwungen werden, sondern automatisch übernommen und von den Töchtern akzeptiert werden.

„Ahm, es ist so, meine Mutter ist religiöser als mein Vater, das ist auch so, also ihre Familie ist religiöser als die von meinem Vater, und wir gehen auch oft in die Moschee und so, also und so religiöse Feiertage und so, ja das wird bei uns schon ernst genommen. Aber es ist so, dass zum Beispiel meine Mutter trägt auch ein Kopftuch, also sie ist schon eine, also ziemlich religiös, aber sie zwingt uns zu nichts, also aber sie hat uns schon, also, alles beigebracht, so die wichtigen Sachen, die man so in der Religion wissen sollte, das Fundament halt das haben wir. Ob wir’s dann auch wirklich machen wollen oder nicht, ja das ist dann sozusagen auf uns selbst, also das wird uns selbst überlassen.“ (Manolya, 17)

„Ich hab nicht so einen besonders großen Glauben. Das liegt auch ein bisschen daran, dass mein Vater überhaupt nicht religiös ist, also der ist überhaupt nicht religiös. Meine Mutter ist halt, ein bisschen abergläubisch würde ich mal jetzt dazu sagen. Schon eher religiös, aber religiös in dem Sinne dass sie sehr großen Respekt vor GOTT und so hat aber dass sie jetzt nicht betet oder fastet oder so was macht sie auch nicht.“ (Zeliha, 16)

Jene Mädchen die sich als sehr gläubig bezeichnen tragen auch ein Kopftuch, bis auf eine, die es sich noch überlegt. Sie sehen dies als ihre religiöse Pflicht an, und sie versuchen auch, diese Regel sowie alle anderen religiösen Normen zu erfüllen.

„Und welchen Stellenwert hat die Religion in deinem Leben?“

Auch einen sehr großen (lacht) dadurch dass ja mein Leben richtet sich in erster Linie nach der Religion sag ich mal. (Pause) Ja, deshalb trag ich auch das Kopftuch und versuch eben die Pflichten und so (Pause) ehm vollbringen (fragend, lachend).“ (Selma, 19)

„Hm, und tragt’s ihr alle Kopftuch in der Familie?“

Meine jüngste Schwester nicht, hm, also bei uns ist es so eigentlich, die Mama hat, also sie sagt zu keinem von uns, ich glaub, bei uns hängt das auch damit

zusammen, dass wir in unsere Umgebung, also in unserem Familienkreis schon so aufgezogen werden, dass wir, wir checken glaub ich schon mit einem gewissen Alter, dass man sich so anpassen muss an die Familie, und also bei uns war das so, dass wir eigentlich, also ich hab zum Beispiel Ende Unterstufe, also bevor ich in die Oberstufe gekommen bin mit 15 Jahren hab ich mein Kopftuch zu tragen begonnen und mir hat die Mama nicht gesagt, dass ich jetzt ein Kopftuch tragen muss. Eigentlich, ahm, nach der Religion her, sollte man die Bedeckung schon, eigentlich nach der, also wenn man in die Pubertätsphase kommt, also mit der Menstruation tra, also zu tragen beginnen, aber bei mir war das nicht so, bei meinen Schwestern auch nicht, und ahm, die Mama weiß auch, dass das zwingen, also es bringt nichts. Weil ich könnt ja auch nur wenn ich mit ihr zusammen bin das Kopftuch tragen und ansonsten draußen, jetzt, jetzt würden sie mich ja nicht sehen, ich mein sie haben mich noch nie in der Uni besucht, also von dem her, und dabei weiß sie, und mit, in dieser Hinsicht hat sie schon auch ein Vertrauen, also sie, wie wissen das schon, warum wir Kopftuch tragen, wir machen's NICHT aus Tradition, wir wissen schon, dass es für die Religion ist, von dem her, weiß sie, dass wir, also nicht so irgendwie, das Kopftuch jetzt absetzen, und wenn wir's absetzen, sie weiß auch, dass es für uns ist, deswegen also. Aber sie hat noch niemandem gesagt von uns, na jetzt ist es, du bist jetzt was weiß ich, so wie viel alt, und jetzt musst du ein Kopftuch tragen.“ (Bahar, 23)

**„Ok, gut, ahm, was für einen Stellenwert hat Religion für dich?
Stellenwert so von eins bis zehn oder so?“**

**Ja, wenn du Punkte von eins bis zehn vergibst.
So eins ist schlecht zehn ist gut?**

Ja.
Ja schon ... neun, ist schon wichtig.

Und warum?

Ich bin ja so aufgezogen worden und ich denk mir, es ist nicht so, dass meine Mutter gemeint hat oder mein Vater du musst jetzt das machen was wir die sagen, wie ich halt älter geworden bin so von Jahr zu Jahr hab ich auch halt was gelesen und so erforscht halt wie das so ist, ob das eh so richtig ist so wie ich es mach und so und ich hab mir gedacht, ja stimmt eigentlich eh, is eh gut und so, hab mich halt daran gewöhnt ist auch wichtig für mich für mein Leben so.

Was für Regeln gibt's denn da, die wichtig sind für dein Leben?

Halt so für mein Leben, kein Alkohol und kein Schweinefleisch, keine Drogen.....“ (Dilara, 21)

Bei jenen Sunnitinnen, die sich als mittelmäßig gläubig bezeichnen kommt oft zur Sprache, dass sie sich noch nicht bereit fühlen würden, ein Kopftuch zu tragen. Das Tragen des Kopftuchs wird also immer als selbstbestimmte Entscheidung beschrieben. Außerdem wird betont, dass das Nichttragen des Kopftuchs kein Zeichen von mangelnder Religiosität wäre, sondern dass wahre Gläubigkeit mehrere Komponenten beinhalten muss. Weiters haben die Mädchen individuelle Wege der Religionsausübung für sich gefunden.

„Nicht jetzt, ich ich ich würd nicht aushalten. Ich mein es hat auch halt keinen Sinn wenn man jetzt Kopftuch trägt und dann nach ein, zwei Tagen wieder runter nimmt, ich mein das hat ja echt überhaupt keinen Sinn. Wenn man das wirklich machen will, dann sollte man das machen, bis zum Schluss.[...] Wenn man das macht, dann sollte man das ORDENTLICH machen, so wie’s sich auch gehört.“ (Abide, 16)

„...ich bekenne mich zum Islam und ich fühle mich da auch zu Hause, also das gehört einfach zu meiner Person.

Also du erlebst es nicht als Einschränkung in deinem Leben, dass es eher eine Bereicherung ist und dich nicht einschränkt?

Das gehört zu meinem Leben dazu. Es würde mich einschränken, vielleicht wenn ich es 100 prozentig so leben würde gebe ich ehrlich zu, aber nachdem ich ja nicht – gewisse Sachen kritisch betrachte grenzt, es mich nicht ein, weil ich ja nicht alles so einhalte. [...] Also es muss ja nicht sein man 100 prozentig so lebt und ich lebe es nicht 100 prozentig und ich steh auch dazu.“ (Burcin, 26)

Die Alevitinnen beschreiben sich im Gegensatz dazu alle als wenig bis gar nicht gläubig. Sie betonen viel mehr ihre alevitische und/ oder ihre kurdische Tradition, deren Erhaltung und Weitergabe ihnen sehr wichtig ist. Weiters wissen sie meist sehr gut über die Unterschiede zwischen SunnitInnen und AlevitInnen Bescheid und ziehen diesbezüglich klare Grenzen.

„Mhm. Und, was für einen Stellenwert hat die Religion für dich in deinem Leben?

Ehm, es is so dass bei uns Religion in manchen Bereichen hoch gehalten wird und in manchen kommt sie eigentlich gar nicht hervor. Also Religion für mich in dem Sinn ist Identifikation, weil wir doch eine Minderheit sind und für meine Eltern ist es halt eher so, dass dann im nachhinein beim Lebenspartner sozusagen wichtig ist. [...] Also bei uns Aleviten, dass die Frauen mehr Rechte haben. Dass eher halt aufs Studieren, Bücher und so weiter Wert gelegt wird und ja halt Musik und es ist nicht grade streng aber trotzdem gibt es dann halt Momente, wo das dann schon wichtig ist. und auch in der Türkei, da machen die schon einen Unterschied zwischen Sunniten und Aleviten.“ (Kayra, 18)

„Versteh, aber von deinem Hintergrund bist du Alevitin?

Genau. Und ähm ja (Pause) und die Religion, also der Alevitismus ist selbst schon so eine Religion die nicht strikt ist und die keine klaren Regeln, also schon Regeln hat aber nicht ganz KLAR und ganz strikt und ganz ganz ja sondern mehr so in die Richtung geht jeder Mensch ist wertvoll, jeder Mensch ist genauso wie du und weiß ich nicht, und so den den ähm die Aussage hat von wegen Gott ist in allem und Gott ist in dir und Gott kann in allem sich quasi zeigen und sowieso schon von von von sich aus in so eine eher spirituelle Richtung geht da die Religion selbst sag ich mal und deswegen ja.“ (Fulya, 24)

Während also die sunnitischen Mädchen ihre Religion stärker thematisieren, ist es bei den Alevitinnen die Tradition.

5.5.4. Diskriminierungserfahrungen

Auf die Frage, ob sie selbst Diskriminierungserfahrungen gemacht hätten, antworten die Mütter mit nein. Erst bei näherem Nachfragen oder an anderen Stellen erzählen sie ihre Erlebnisse. Kohlbacher et al. (2003) beschreiben das Phänomen, *„dass die eigene Betroffenheit in sämtlichen Problemfeldern als erheblich geringer eingestuft wird als jene von AusländerInnen allgemein. Dies gilt besonders auch für die Wahrnehmung der Fremdenfeindlichkeit als Integrationshürde und stellt ein deutliches Indiz für das Wirken eines subjektiven Verdrängungsprozesses dar“* (358f). Ein Grund für Diskriminierungserfahrungen sind in den Augen der Befragten ihre mangelnden Deutschkenntnisse, was sich einerseits im Berufsleben negativ auswirkt und andererseits bei Behörden- und Arztbesuchen.

„Was für eine Arbeit suchst du momentan?“

Ich würde sehr gerne in dieselbe Branche, aber ich finde leider nichts. Ich bin auch schon älter, trage ein Kopftuch und meine Sprachkenntnisse sind auch nicht gut.“ (Bahar’s Mutter, 44)

„Hast du sehr große Schwierigkeiten wegen dem Kopftuch bei der Arbeitssuche?“

Ich war bei vielen Stellen, sie sagen gleich ohne dich irgendetwas zu fragen gleich leider nicht, keine Arbeit, ohne dich irgendetwas zu fragen schicken sie dich von der Firmentür.

Sie geben einem keine Chance.

Ja, wir haben keine frei Stelle und Auf Wiedersehen.“ (ebd.)

„Wirst du mit irgendwelchen Problemen im Alltag konfrontiert?“

Nun Probleme in meinem Alltag, eigentlich wenig kann ich sagen. Also früher hatte ich mehr Probleme, weil ich nicht Deutsch konnte. Beispielsweise bei einem Arztbesuch oder im Finanzamt. Vielleicht war das auch nur unsere Einbildung, weil wir die Sprache nicht beherrschten. Also du fühlst dich irgendwie wie ein Außenseiter. Du glaubst du wirst nicht gut behandelt etc. du beziehst gleich alles auf dich und reagierst darauf. Das erlebst du und ich habe es auch oft erlebt.“ (Fulya’s Mutter, 43)

Außerdem haben diese sprachlichen Defizite zur Folge, dass sich die Betroffenen unsicher und ängstlich fühlen. Die Frauen haben kaum Deutschkurse besucht, nachdem ihnen aufgrund ihrer Dreifachbelastung keine zeitlichen und finanziellen Ressourcen zur Verfügung standen.

Auch das Kopftuch ist Anlass für erlebte Diskriminierung. Kopftuchträgerinnen haben Probleme einen Arbeitsplatz zu finden und sind mit dem Klischee konfrontiert, ungebildete, passive Anhängsel ihrer Männer zu sein.

„Das gibt es schon, wenn du spazieren gehst könnte jemand sich über dein Kopftuch lustig machen. Menschen die gebildet sind ist es sehr leicht zu erklären, sie verstehen es aber ungebildeten Menschen ist es schwer es zu erklären.“ (Bahar’s Mutter, 44)

Auch Lehart et al. (2003) kommen in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass mit höherem Bildungsniveau fremdenfeindliche Einstellungen abnehmen. Während Personen mit Pflichtschulabschluss zu 45% fremdenfeindliche Einstellungen aufweisen, so sind es bei jenen mit Fachhochschul- oder Universitätsabschluss lediglich 5%. Aber *„ein hohes Bildungsniveau lässt nicht nur einen besseren Informationsstand und eine ungefährdetere soziale Stellung der Befragten erwarten, es besteht bei Gebildeten wahrscheinlich auch die Fähigkeit zur besseren Einschätzung sozial erwünschter Antworten“* (ebd.: 354).

“...und ich möchte nicht weil es heißt wenn man ein Kopftuch trägt sieht man eigentlich in der Öffentlichkeit oft dass man uns als Analphabeten anerkennt. Es ist mein größter Wunsch dass sie (Anm. die Tochter) zu etwas wird, wo man mit Finger vorzeigen kann aha, mit Kopftuch ist man auch gescheit. Weil bei wenn man ähm (Pause) Putzfrauen sind sieht man das ja nicht. Ich lese sogar im Straßenbahn, in den öffentlichen Verkehrsmitteln BEWUSST deutsche Literatur, dass die Mitmenschen, sehen dass ich auch Deutsch kann und ich lese auch gern Deutsch. Es ist klar, Zeitungen in Türkisch verstehe ich nicht SO wie die Zeitungen äh die aus Österreich die Deutsch sprechenden Zeitungen. Mein größter Wunsch ist sie (Anm. die Tochter) soll einmal zu etwas bringen und wo sie ihre ganzen mit also wo sie die ganzen FRAUEN mit Kopftüchern RETTEN kann. Ich will nicht die Kopftuchweiber sind so oder tun nur das was die Männern befehlen, das ist nicht wahr.“ (Selma’s Mutter, 41)

Das letzte Zitat ist eines der wenigen Beispiele dafür, wie sich die Frauen aktiv gegen diese Diskriminierungen zur Wehr setzen. Trotzdem diese Situationen für einige durchaus belastend sein dürften, wehren sich die wenigsten dagegen. Dies dürfte auch mit der Unsicherheit oder dem Unvermögen, die deutsche Sprache zu sprechen, zusammenhängen. So wie auch die Mütter gibt es einige Töchter, die bezüglich der erlebten Diskriminierungen resigniert haben und der Meinung sind, dass ein Ankämpfen dagegen sinnlos sei. Sie haben sich also nach innen gerichtete Formen der Verarbeitung zurechtgelegt.

„...was soll ich schon machen, ich kann ja eh nichts verändern.“ (Dilara, 21)

„...was soll man schon groß machen? Die haben halt die Einstellung und ja.“ (Selma, 19)

Andere Mädchen wiederum wehren sich aktiv gegen Diskriminierungserfahrungen und setzen sich auch für FreundInnen und/ oder Geschwister ein, wenn diese Beschimpfungen etc. ausgesetzt sind.

„Halt mein Bruder war da halt 2 Jahre alt oder so und ein kleines Kind hat gschrien und hin und her und sie (Anm. die Nachbarin) hat dann die Tür aufmacht und hat volle Wäsch gschrien und das Kind ist nur dagstanden und die Person hat mich und meine Mutter nicht gsehen, die unten in der Stiege war und da bin ich auch hingegangen und hab sie gfragt was ihr einfällt und so, das ist ein kleines Kind und das versteh ich auch wiederum auch nicht wie man, ok man kann ein Rassist sein aber, (hustet) ein Kind ist Kind. Und eh ich psychologisch wenn man das anschaut ein Kind wenn man das sieht ist es so dass man gleich, ahm, weiß nicht dass man gleich Muttergefühle, Vaterinstinkt oder sonst was kriegt ich weiß nicht was für ein Hass das sein muss dass man sowas sagt.“ (Kayra, 18)

„Ok, kannst du dich erinnern, dass du irgendwann einmal blöd angeredet worden bist wegen deiner Herkunft?“

Ja (lacht) natürlich, es kommt schon oft vor, das kann man nicht einmal aufzählen, da würden wir noch urlange hier sitzen. Ganz ein simples Beispiel: steig einmal in die Straßenbahn oder in die U-Bahn ein, da kriegst auch deppate Sprüche zu hören. Oder ja, geh dorthin woher du gekommen, geh dorthin, wo du hergekommen bist und so Sachen aber ich, ich antworte dann sofort zurück, aber nicht auf dem Niveau wie die sind, also ich mein ich schimpf dann nicht ja du arschloch oder so was, außer die sind wirklich überhaupt, also außer ich kann mich nicht mehr zurückhalten.“ (Manolya, 17)

Im Gegensatz zu den Müttern schildern die Töchter ihre Erfahrungen mit Diskriminierung sehr ausführlich. Häufig artikulieren sie, dass sie von Lehrpersonen aufgrund ihrer Herkunft diskriminiert wurden. In einem Fall führte dies sogar so weit, dass das Mädchen die Schule abgebrochen hat.

„In der HAK ja hab ich eigentlich fast keine Probleme mit Klassenkameraden gehabt und mit Lehrern teilweise.“

Und wie haben diese Probleme ausgesehen mit Mitschülern beziehungsweise Lehrern?

Die Lehrer haben es natürlich nicht offen zeigen können aber man hat´s einfach ehm durch ihr Verhalten gemerkt eben dass sie zum Beispiel ausländerfeindlich sind und dass sie eben bestimmte österreichische Schüler haben die sie mögen und die anderen beachten sie gar nicht, ähm.“ (Selma, 19)

„Und in der Schule, von den Schülern, also dass in der gleichen Klasse so ausländerfeindliche Schüler waren gab´s auch, genug, und manchmal merkt man´s auch an manchen Lehrern. Also es ist nicht so, dass sie das jetzt offen sagen zum Beispiel, aber man merkt das, am Verhalten, weißt.“ (Manolya, 17)

Was ihre Fähigkeiten betrifft artikulieren die Mädchen, dass diese häufig angezweifelt werden und sie sich besonders anstrengen müssen, um dieses Misstrauen zu zerstreuen. Gegen diese Form der Diskriminierung anzukämpfen empfinden die

Mädchen als besonders schwierig, weil sie nicht offensichtlich ist. Von einer Interviewpartnerin wird dies als „*intellektueller Rassismus*“ bezeichnet.

„Durch eben Vorgesetzte und dann beim Studium interessanter Weise bin ich dem intellektuellen Rassismus begegnet. So bezeichne ich ihn. Das ist der Rassismus, der nicht frei merkbar ist, der zwischen den Zeilen läuft, der aber direkt verletzt, der unter die Gürtellinie, geht, der einem so trifft, dass man nicht weiß was man sagen soll. Wo die Argumente fehlen, weil ja der Rassismus der offensichtliche fehlt. Der läuft versteckt, wenn man die Leute darauf anspricht, dann wird man als Mimose bezeichnet, als empfindliche Zimperliese, die das jetzt ausnutzt und seine Herkunft immer nur als Ausrede verwendet. Wenn man Schwachpunkte hat, also ich hab jetzt Deutsch studiert, man hat mir schon gesagt allein Deutsch zu studieren ist eine Provokation, hat man mir schon mal gesagt. Ich habe es eigentlich nie wirklich als Provokation betrachtet ich habe einfach nur gedacht, ich liebe die deutsche Sprache, also warum sollte ich sie nicht studieren. Ja offensichtlich haben das einige Professoren nicht so gesehen. Haben sehr versucht mir Steine in den Weg zu legen, mich sehr wohl zu treffen mit gewissen Aussagen beziehungsweise sie haben meine arbeiten dreimal so oft gelesen, sie haben Flüchtigkeitsfehler als schwere Grammatikfehler hingestellt, wenn ich handschriftlich Dinge geschrieben habe die Endungen nicht ausgeschrieben habe. Ich habe die Neigung, immer eine Wellenlinie zu machen für Endungen. Was weiß ich für einen habe ich nur eine Wellenlinie gemacht wurde als Grammatikfehler angesehen. Man hat mir Fehler angedichtet wo keine waren also, definitiv keine waren und dann habe ich Arbeiten von Kollegen angesehen die weder die Groß- noch die Kleinschreibung beherrscht haben, die Wörter auf „ung“ klein geschrieben haben, bei denen waren es dann Flüchtigkeitsfehler interessanter Weise und bei mir waren das schwere Grammatikfehler.“
(Burcin, 26)

„Wiederum denk ich mir auch, wieso ich mich irgendwo halt beweisen muss, wieso ich immer halt doppelt arbeiten muss damit jemand sagt ok du kannst es auch, oder weiß ich nicht. Genauso was weiß ich im Fach Deutsch, dass man denkt nur weil man Native Speaker ist (lacht) dass man dann automatisch einen Einser kriegt und sich dann aufregt, warum die einen Einser hat vielleicht weil sie ab und zu von der Sprache her also von der Aussprache her schlechteres Deutsch hat aber trotzdem die Grammatik super beherrscht.“
(Kayra, 18)

Auch bei den Mädchen und jungen Frauen ist das Kopftuch häufig Anlass für Beschimpfungen und Diffamierungen.

„Kannst du dich an irgendeine Situation oder Situationen in deinem Leben erinnern, wo du dich diskriminiert gefühlt hast?
(pause, denk nach) hm, nur halt wenn ich auf der Straße geh, dass sie rufen „KTM, KTM“.

Was?

Kopftuchmafia KTM, und ich denk mir ahm, ich kann ja nicht jeden, also es kommt drauf an wie ich gelaunt bin, also wenn ich ursauer bin dann red ich schon zrück und frag was is heast oder so keine Ahnung, aber sonst denkt ich mir, oh das is schon urfad geworden, hörts auf damit, da red ich einfach nicht zurück, was soll ich schon machen, ich kann ja eh nichts verändern.

Warum heißt das Kopftuchmafia?

KTM heißt das, Kopftuchmafia, keine Ahnung, die sagen das einfach.

Und warum Mafia? Versteh ich nicht.

Ich auch nicht.

Glauben die, alle Frauen mit Kopftuch sind sich untereinander einig?

Ja denk schon, dass sie gemeinsam halt gegen irgendwas sind. Keine Ahnung wer das erfunden hat.“ (Dilara, 21)

Auf diese Art der Beschimpfung „KTM“ sind wir im Zuge unserer Arbeit an vorliegendem Projekt häufiger gestoßen, unter anderem auch auf der Tagung „Mädchen mit Migrationshintergrund“ (vgl. Kapitel 6., Teilnahme an Kongressen und Workshops). Es wurde vermutet, dass jene die sie benutzen eine gewissen Einigkeit der kopftuchtragenden Frauen annehmen und der Gebrauch des Wortes „Mafia“ auf eine kriminelle Unterstellung hin deutet. Im Zuge des Präsentations- und Diskussionabends wurde dies mit den Anwenderinnen diskutiert, um deren Erklärungen zu hören. Sie konstatierten, dass die Formulierung „Mafia“ derzeit unter Jugendlichen allgemein sehr beliebt sei, um eine bestimmte Gruppe zu definieren, so werden etwa auch die Worte „Jugomafia“ oder „Drogenmafia“ verwendet.

Mädchen mit Kopftuch sind nicht ausschließlich verbalen Beschimpfungen oder Diskriminierung durch Lehrpersonal ausgesetzt, sondern haben es besonders schwer einen Ferialjob zu finden.

„Also ich weiß bei der Jobsuche als Ferialpraktikantin habe ich mich beworben bei einem Hotel und hab mich eben kurz vorgestellt und hab gesagt ich besuche halt die HAK und möchte gerne eben arbeiten and der Rezeption im Hotel. Also es war irgendein no name Hotel und ja dann hieß es ja kommen sie vorbei sagen sie mir ihren Namen und habe meinen Namen angesagt und habe ihn auch richtig ausgesprochen, klang natürlich sehr exotisch und er hat gesagt darf ich sie fragen woher sie kommen und ich hab gesagt aus der Türkei, ja dann muss ich ihnen wirklich sagen wir nehmen leider keine auf plötzlich hieß es wir nehmen keine auf ich habe gesagt warum nicht, verstehe ich nicht, sie haben jetzt gerade gesagt sie nehmen Leute auf, nein wir brauchen Fachleute für Computer. Ich sagte ich beherrsche ja Programme und für die Rezeption braucht man ja nicht wirklich viel. Nein Nein, wir brauchen jemanden der auch programmieren kann da sagte ich, wofür soll jemand programmieren können an der Rezeption ja das ist unser Problem, was der braucht. Sie können wir nicht brauchen, weil sie das ja nicht können und ich hab dann nur gesagt, wenn ich sagen würde ich kann programmieren würden sie sagen sie brauchen jemanden der Computer zusammenbauen kann oder nicht. Ich hab gesagt, warum sagen sie nicht einfach Tacheles bitte wir nehmen keine Ausländer wir nehmen nur reine Arier und dann habe ich aufgelegt also und solche Gespräche passieren und ich habe gelernt damit zu leben mein Gott Jobs gibt es.“ (Burcin, 26)

Diskriminierungserfahrungen und deren Häufigkeit seien in den Augen der Mädchen von verschiedenen Faktoren wie etwa dem „ausländischen“ oder „nicht-ausländischem Aussehen“, der größeren Ähnlichkeit zu ÖsterreicherInnen als andere MigrantInnen, der Konzentration von MigrantInnen im Wohnumfeld oder in der Schule abhängig. Die äußeren, von der Einwanderungsgesellschaft als besonders unterschiedlich wahrgenommenen, Merkmale von MigrantInnen fördern die Fremdenfeindlichkeit. Einerseits sind dies körperliche Merkmale, andererseits spielt beispielsweise die Kleidung und hier das Kopftuch eine wichtige Rolle (vgl. Kohlbacher et al 2003).

Ein kleiner Teil der Mädchen artikuliert, nie irgendwelchen Diskriminierungen ausgesetzt gewesen zu sein.

„Hast du dich in Österreich jemals diskriminiert gefühlt?“

Zu mir is bis jetzt niemand gekommen und hat gsagt ja, du bist eine Ausländerin oder ja, du gehörst nicht zu uns, ich mein ich hab das öfters gehört, zum Beispiel in der Schule war ich nie die Außenseiterin weil ich eine Ausländerin bin. Ich mein, ich weiß nicht, zum Beispiel ich geh mit anderen Türkinnen herum, die sind immer die Außenseiterinnen, ich gehör immer dazu.

Warum?

Ich weiß nicht, mich haltens nie als Außenseiterin, als Ausländerin. Ich versteh das nicht, ich mein, ich schau, ich sag schon meine Meinung wenn's mich stört. Aber bei mir ist noch nie irgendjemand gekommen und hat gsagt, ja, ahm, du bist eine Ausländerin und hat so gschimpft, keine Ahnung. Vor mir haben sie's schon gmacht, bei den anderen, aber mir noch nie. Mir sind's sogar gekommen und haben gsagt, ja, dich sehen wir überhaupt nicht als eine Ausländerin.“ (Abide, 16)

„Und hast du eigentlich in Österreich irgendwelche Diskriminierungserfahrungen gehabt?“

Nein, ich weiß nicht ich nehme entweder an, dass ich sehr viel Glück hatte oder ich hab keine Ahnung, ich mein ich wohne in der Großfeldsiedlung die ist BERÜCHTIGT dafür, dass hier wirklich Trotteln draußen herumrennen, aber seit 5 Jahren (Störung durch die Mutter, die etwas holt) ist mir NIE was passiert, nicht dass ich beschimpft wurde, nicht dass mich irgendwer angemacht hab obwohl im Gegensatz zu meinen Freunden hab ich das schon OFT gehört, dass sie einfach dumm auf der Straße angemacht werden du Tschusch und dies das mir ist das noch nie passiert.“ (Zeliha, 16)

Das in Österreich Geborensein und der Besitz der österreichischen Staatsbürgerschaft sehen nicht alle Mädchen als Hindernis für Diskriminierungserfahrungen, wie das folgende Zitat plakativ veranschaulicht:

„Du bist ja Österreicherin, oder?“

Ja schon, aber, eigentlich sind wir nur auf dem Papier Österreicher, sonst sind wir schon die Ausländer. Also das finden eben die Österreicher so.“ (Pekay, 17)

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass die Töchter sich sehr selbstverständlich in Österreich beheimatet fühlen, obwohl sie zahlreichen Diskriminierungen ausgesetzt waren und sind. Trotzdem hegen sie ein starkes Bewusstsein für ihre Herkunft. Es kann also konstatiert werden, dass sie beide Kulturen in sich vereinen und nicht von einem „zwischen den Stühlen sitzen“ gesprochen werden kann. Die Mütter hingegen weisen eine starke Heimatverbundenheit auf und streben eine Rückkehr in die Türkei, spätestens in der Pension, an. Ob sich diese Pläne verwirklichen lassen bleibt dahingestellt, zumal sich ihr Lebensmittelpunkt, vor allem auch durch ihre Kinder, immer mehr Richtung Österreich verlagert.

5.5.5. Positive Erlebnisse der Mütter

In diesem Kapitel wird dargestellt, welche Erlebnisse die Mütter als besonders erfüllend oder positiv in ihrem bisherigen Leben empfinden.

Bezüglich der Erfolgserlebnisse der Mütter lässt sich feststellen, dass viele von ihnen sehr stolz darauf sind, was sie aus persönlicher Kraft geschafft haben und dass sie auf eigenen Beinen stehen. Dazu gehört auch finanzielle Unabhängigkeit.

„Ich bin sehr zufrieden. Es gibt nichts zu jammern. Gott sei Dank. Wie soll ich sagen, ich bin auf niemanden angewiesen. Wenn jemand nicht angewiesen ist, also ich meine, ach hätte ich noch das und jenes. Ich brauche das nicht mehr zu sagen. Ich meine alles ist so.. wir können auf unseren eigenen Beinen stehen. Ich bin auf niemanden angewiesen. Es fehlt uns an nichts. Gott sei Dank.“ (Dilara’s Mutter, 44)

„Ich meine ich bin glücklich, dass ich es aus eigener Kraft bis hierher geschafft habe.“ (Kayra’s Mutter, 42)

Ihre beruflichen und ausbildungsbezogenen Vorstellungen, die die Frauen wie beschrieben nicht in ihrer Jugend durchsetzen konnten, verwirklichten einige der Frauen in Österreich.

„Also je besser du Deutsch lernst, desto mehr kommst du in die Richtung, deinen Beruf ausüben zu können, den du willst. nach diesen Deutschkursen habe ich eine zweijährige pädagogische Ausbildung gemacht. Danach gab es ein Projekt namens ..., vor ungefähr 12 bis 15 Jahren. Ein vierjähriges Projekt, interkulturelle Lernhilfe. Dort habe ich angefangen. Ich lernte daneben halbtags Deutsch in der Volkshochschule. Und ich arbeitete in diesem Projekt in der Schule. Danach habe ich erst diese pädagogische Ausbildung gemacht, nach diesen vier Jahren. Und jetzt bin ich in einer Schule Kinderbetreuerin. seit 13 Jahren. Es ist gut, ich bin sehr zufrieden mit meinem Leben. Es ist alles sehr schön kann ich sagen (lächelt).“ (Fulya’s Mutter, 43)

„Ich werde als Seelsorgerin ausgebildet. Seelsorgerin nicht in dem Sinn im Spital. Ich weiß nicht ob das in Deutsch auch so die Bedeutung hat, Seelsorgerin ist auch wenn sie zum Beispiel in den Vereinen oder in der Moschee predigen kann die Frau. Sie kann Seminare geben, sie kann, wir können auch als Religionslehrerinnen, wenn ich mich dann weiterbilde, aber das möchte nicht. Ich möchte mich nicht auch in einem Arbeitsplatz fixieren. Ich möchte flexibel sein.“ (Selma´s Mutter, 41)

Als positiv wird auch die autonome Entscheidung für den Lebenspartner und gegen den Willen der Familie empfunden.

„Ich war halt damals noch jung und bin mit 18 abgehauen zu meinem Mann. Ein Jahr lang haben sie nichts mit uns gesprochen und als wir ein Jahr später von hier in den Urlaub gefahren sind, haben sie sich dann mit uns versöhnt.“ (Abide´s Mutter, 37)

„Der Mann, den ich geheiratet hatte war aus dem selben Dorf. Wir waren im selben Dorf. Wir haben uns geliebt, einander gefallen. Ich habe gegen den Willen meines Vaters geheiratet. Es war eine heirat, die er nicht wollte, mit der er nicht einverstanden war. Er ist immer noch dagegen. Er würde nie einwilligen.“ (Fulya´s Mutter, 43)

Außerdem haben manche im Zuge ihres Aufenthalts in Österreich spezifische Fähigkeiten erlangt, auf die sie sehr stolz sind wie etwa den Führerschein zu machen oder schwimmen zu lernen. Weiters wird von Mut und Eigeninitiative berichtet, was die anfängliche Orientierung in Österreich anbelangt. Sie trug zu einer Steigerung der Mobilität der Frauen bei.

„In der 2. Woche wie ich hierher gekommen bin glaube ich war es, wir waren ein paar Mal bei seiner Schwester und ich wusste schon, wo sie wohnte, sie hat mich angerufen und gesagt dass sie etwas braucht da sie ein kleines Kind zuhause hatte und nicht rausgehen konnte und ich sagte zu meiner Schwiegermutter ich bringe es ihr. Sie fragte mich schaffst du das und ich sagte ja, sie bekam dann Angst dass ich mich verirren könnte, denn ich konnte ja die Sprache nicht und als ich angekommen war kam sie ganz außer Atem mir und sagte ich habe befürchtet dass du dich verirrst. In der Jugend lernt man schneller, in der ersten Zeit habe ich sehr viel gelernt. Da ich die erste Zeit immer mit meinem Mann unterwegs war kannte ich die U-Bahn, die Straßenbahn und so weiter nicht und dann sagte ich mir ich werde das lernen, hab dann die Kinder genommen und wollte allein auf die Mariahilferstraße. Ich hab dann auf den Plan geschaut wie ich dorthin komme und bin hingefahren. Von einer Telefonzelle, damals gab es keine Handys, hab ich dann meinen Mann angerufen. Der fragte mich wo bist du, ich sagte auf der Mariahilferstraße, mit wem fragte er, alleine, wie bist du dorthin gekommen, was heißt wie, ich bin in die U-Bahnstation und hab auf den Plan geschaut und bin gefahren, so langsam habe ich dann gelernt wie ich wohin komme. Und vor allem wenn man Deutsch lernt hat man dann noch mehr Selbstvertrauen, denn du kannst dich nicht verlaufen und wenn, kannst du nach dem Weg fragen, dich artikulieren.“ (Abide´s Mutter, 37)

Der Stolz über die autonom getroffenen Entscheidungen der Frauen, der in den Zitaten zum Ausdruck kommt, zeigt sehr deutlich, wie sehr diese selbstbestimmten Entscheidungen zum Selbstbewusstsein und zum Selbstvertrauen der Frauen beigetragen haben.

5.6. Zukunftserwartungen und –pläne

Im letzten Kapitel werden die Zukunftserwartungen und –pläne von Müttern und Töchtern dargestellt und verglichen. Dabei wird großes Augenmerk auf die Erwartungen der Mütter an ihre Töchter und auf die Erwartungen der Töchter an sich selbst gelegt. Da es sich bei den interviewten Töchtern durchwegs um Mädchen handelt, die als bildungserfolgreich bezeichnet werden können sind Aufstiegsaspirationen der Eltern und der Töchter selbst ein wichtiges Thema.

5.6.1. Ziele und Pläne der Mütter

Die Wünsche und Pläne der Mütter können in zwei Gruppen unterteilt werden – einerseits gibt es Wünsche, die das Leben und die Interessen der Mütter selbst betreffen, andererseits solche, die sich ausschließlich auf das Leben der Kinder beziehen. Eigene Wünsche betreffen zwar auch das Leben in Österreich, sehr oft wird aber der Wunsch nach einer Rückkehr in die Türkei geäußert. Die Sehnsucht nach einem Leben in der Türkei wird damit begründet, dass sich die Frauen in Österreich nicht heimisch oder nicht zugehörig fühlen. Bei einigen Frauen geht dieses Unwohlgefühl so weit, dass sie meinen, sich nur in der eigenen Familie und in der eigenen Wohnung wohl zu fühlen, und vor der Außenwelt Angst zu haben:

„Hast du den Gedanken in die Türkei zurückzukehren?“

Ja schon, so Gott will, wenn die Kinder sich gefestigt haben, will ich zurück. Ich hab mich nicht für das Leben hier erwärmen können. Ich glaube, auch wenn ich 100 Jahre hier wäre würde sich das nicht ändern. Zuhause bin ich sehr glücklich, aber wenn ich rausgehe fühle ich mich an den Rand gedrängt, ängstlich.“ (Bahar’s Mutter, 44)

„Und deine Pläne für die Zukunft?“

Vor allem in Pension gehen und in die Türkei zurückkehren (lacht). Es ist noch lange bis zur Pension. Pläne darüber zu machen.

Ein langfristiger Plan?

Nun, es sind noch ganze 25 Jahre bis dahin. Und deshalb...

Und deine Pläne für diese 25 Jahre?

Meine Pläne, ja ich arbeite. Das einzige was ich will, wie gesagt, dass meine Kinder einen Beruf haben und erst danach werde ich erleichtert sein.“ (Lale´s Mutter, 36)

Auffällig ist, dass einige Mütter für sich keine eigenen Wünsche artikulieren, weil sie sich so alt fühlen, als würden sie bereits mit einem Fuß im Grab stehen. Ein anderer Teil der Mütter will wegen der Familie in Österreich bleiben und beurteilt die Zukunft hier auch nicht als völlig negativ.

Eine der interviewten Frauen fühlt sich in Österreich im Vergleich zur Türkei freier und sieht die Migration als einen Neubeginn – diese Interviewpartnerin weist aber keine Arbeitsmigrantinnen-Biographie auf und kam erst vor kurzer Zeit als Asylwerberin nach Österreich.

Die Wünsche der interviewten Mütter fokussieren in erster Linie auf deren Kinder, für die sich die Mütter eine gute Ausbildung, Karriere und eine Familie wünschen.

„Ich habe als eine Mutter meine Aufgabe noch nicht erfüllt. Mein jetziges Leben wird so weitergehen, bis meine Kinder einen Beruf haben. Sicher. Erst wenn sie arbeiten und ihrem Leben eine Richtung gegeben haben, erst dann werde ich sehen, ob ich weiterarbeite oder mit der Arbeit aufhöre, das weiß ich nicht. Das wird sich mit der Zeit herausstellen. Deshalb kann ich nichts sagen. (jüngere Tochter redet dazwischen, unverständlich, leise). Alles wofür ich zur Zeit kämpfe geschieht für meine Kinder. Dass ihr Leben in geordnete Bahnen kommt. Dass sie zumindest einen Beruf erlernen.“ (Lale´s Mutter, 36)

Was sind deine Pläne und Wünsche für die Zukunft?

Was sind meine Pläne für die Zukunft? Ja meine Pläne für die Zukunft, wie ich gesagt habe, dass sie (Anm.: die Kinder) studieren. Dass sie einen guten Beruf haben, ein schönes Leben. (im Hintergrund wieder Kindergeschrei). Wenn sie studieren und so, dann erwarte ich mir sonst nicht mehr viel vom Leben.“ (Zeliha´s Mutter, 33)

„Ja, wenn jetzt da jemand vom Himmel herab kommen würde und sagen würde Sie haben 3 Wünsche frei, was würden Sie sich wünschen?

Mein erster Wunsch ist, dass meine Kinder gesund sind und bleiben, dass sie beide gut die Schule absolvieren, mein Sohn hat zwar die Schule absolviert aber ich würde trotzdem wollen dass er eine noch höhere Schule absolviert, eine gute Stelle findet, dasselbe auch für meine Tochter. Das wichtigste ist unsere Gesundheit und ihre Zukunft.“ (Pekay´s Mutter, 44)

5.6.2. Erwartungen an die Töchter

Die von den Müttern an ihre Töchter gestellten Erwartungen sind in erster Linie aus dem Grund vorhanden, weil sie die eigene gesellschaftliche Position als nicht zufrieden stellend empfinden. Bezüglich der Ausbildungswege artikulieren viele Mütter Bedauern darüber, dass sie selbst nicht weiter lernen konnten. Viele von

ihnen mussten ihre eigene Schullaufbahn nach der Pflichtschule abbrechen und wünschen sich aus diesem Grund um so mehr, dass die Töchter zumindest eine weiterführende Schule abschließen, im besten Fall ein Studium.

Folgende Darstellung illustriert die verschiedenen Ebenen, auf denen Bildung von den Müttern als essentiell betrachtet wird:

Funktion der Ausbildung	Persönliche Motivation der Mütter
Bildung als Instrument für <i>sozialen Aufstieg</i>	Mütter empfinden die eigene gesellschaftliche Position als nicht zufriedenstellend und wünschen ihren Töchtern ein „besseres Leben“
Bildung als <i>Schutz vor Mehrfachbelastung</i>	Mütter erleben sich als mehrfachbelastet durch Familienarbeit, Erwerbsarbeit und die Situation als Migrantin
Bildung als „ <i>Rehabilitationsinstrument</i> “	Mütter wollen der Stereotypisierung von kopftuchtragenden Migrantinnen als „unterdrückt und dumm“ entgegenwirken
Bildung als <i>Kompensation</i>	Mütter konnten selbst keine weiterführende schulische Ausbildung absolvieren

Abbildung 2: Funktion der Bildung für interviewte Mütter

Am häufigsten wird die Funktion der Bildung als Instrument, um einen sozialen Aufstieg zu erreichen, angesprochen. Damit in Zusammenhang steht die Überlegung der Mütter, die Töchter sollten eine möglichst gute Ausbildung erhalten, um später nicht zusätzlich zur mühevollen Reproduktionsarbeit auch anstrengende Erwerbsarbeit verrichten zu müssen.

„Die Wichtigkeit meiner Tochter ist nicht ding. Bub und Mädchen, beide sind für mich gleich. Aber wenn die Tochter studiert, dann ist es besser, damit sie in Zukunft nicht leiden muss. Ich meine, wenn sie ihre finanzielle Freiheit hat, dann ist es anders. Deshalb möchte ich noch mehr, dass die Tochter studiert. Ich meine der Sohn kann in Zukunft, es ist freilich auch für den Sohn dasselbe, aber der Sohn kann irgendwo arbeiten, ich weiß nicht. Er kann als Bauarbeiter arbeiten oder eine schwere Arbeit verrichten. Aber das Mädchen nicht. Sie wird einerseits draußen arbeiten, einen schweren Job haben und am Abend heim kommen und zu Hause weiterarbeiten. Deshalb möchte ich, dass sie studiert, umso mehr. Aber ob sie es macht oder nicht weiß ich nicht. (Zeliha’s Mutter, 33)

Der Großteil der Mütter fühlt sich aufgrund dieser mehrfachen Belastung alt und verbraucht, obwohl die meisten erst Ende dreißig bis Mitte vierzig sind und sie wollen den Töchtern ein ähnlich anstrengendes Leben ersparen.

Eine andere wichtige Funktion, die besonders religiöse Mütter der Bildung zuschreiben, ist die Entkräftung des gängigen Stereotyps von der „unterdrückten, ungebildeten und rückständigen Kopftuchträgerin“.

„Und ihr Studium, das ist sehr wichtig für mich. Und ich möchte nicht, weil es heißt wenn man ein Kopftuch trägt sieht man eigentlich in der Öffentlichkeit oft dass man uns als Analphabeten anerkennt. Es ist mein größter Wunsch, dass sie zu etwas wird, wo man mit Finger vorzeigen kann aha, mit Kopftuch ist man auch gescheit. Weil bei wenn man ähm (Pause) Putzfrauen sind sieht man das ja nicht. Ich lese sogar im Straßenbahn, in den öffentlichen Verkehrsmitteln BEWUSST deutsche Literatur dass die Mitmenschen sehen, dass ich auch Deutsch kann und ich lese auch gern Deutsch. Es ist klar, Zeitungen in Türkisch verstehe ich nicht SO wie die Zeitungen äh die aus Österreich die Deutsch sprechenden Zeitungen. Mein größter Wunsch ist sie soll einmal zu etwas bringen und wo sie ihre ganzen mit also wo sie die ganzen FRAUEN mit Kopftüchern RETTEN kann. Ich will nicht die Kopftuchweiber sind so oder tun nur das, was die Männern befehlen, das ist nicht wahr. Und für mich ist es sehr wichtig, dass ein Mann sich zu etwas äußert und eine Frau und nicht sagt mein Mann will das so. Es ist auch vielleicht auch unsererseits so dass die Frauen die nicht so gut Deutsch verstanden haben, wenn sie zum Beispiel nicht erklären haben können warum sie jetzt ein Kopftuch tragen dass sie eher gesagt haben ganz leicht mein Mann will das so, aber das ist nicht wahr und das ist keine Lösung. Dadurch glauben auch viele Österreicher, dass die Frauen nur nach dem Geschmack von den Männern so handeln. Aber man sollte sich auch ahm scheiden lassen können, wenn mein Mann mich dazu erzwingen würde, mein Kopftuch wegzureißen. Es wäre für mich ein hundertprozentiger Scheidungsgrund, weil das ist mein Kopf und ich tu mit meinem Kopf was ich will.“ (Selma´s Mutter, 41)

Das letzte wichtige Motiv für die Mütter, aus dem sie sich eine gute Ausbildung für ihre Töchter wünschen, ist die Tatsache, dass viele von ihnen dazu gezwungen waren, ihre eigenen Schulausbildungen vorzeitig abzubrechen und an ihren Töchtern wieder gutmachen wollen, was ihnen verwehrt blieb.

„Mein größter Wunsch war Krankenschwester zu werden. Damals hatten wir eine Nachbarstochter, die nach XXX ging (Provinzhauptstadt mit Krankenpflegeschule). Wir waren im Dorf. Sie ging dort hin, sie sagte zu meinem Großvater und flehte ihn an, bitte Haci, Großvater, lass mich die XXX (Anm.: Dilara´s Mutter) auch mitnehmen, sie soll auch studieren gemeinsam mit mir. Er wollte nicht, er sagte nein. Er meinte, ich würde dann kein Kopftuch mehr tragen. Er war sehr dagegen, dass sich Frauen nicht verhüllten. Bitte verstehen sie mich nicht falsch. Sie wissen - die Älteren sind halt so.“ (Dilara´s Mutter, 44)

„Ich komme aus einer durchschnittlichen Familie. Das erste Kind, ich bin das erste Kind der Familie. Alle anderen sind jünger als ich. Ich bin die große Schwester. Einerseits die Verantwortung einer älteren Schwester und auch die Erwartungen meines Vaters mir gegenüber waren groß. Weil ich die älteste unter den Geschwistern war und andererseits bei uns, also ich bin beispielsweise Angehörige der 79er Generation. Damals schickte man in den ländlichen Gebieten Mädchen nur selten zur Schule. Sie gingen zwar zur Schule, aber weiter gingen sie dann nicht. Mein Vater hat alles versucht, mich studieren zu lassen. Und ich für meinen Teil, wenn ich es aus seiner Sicht betrachte, bei den Arbeiten zu helfen als ein älteres Kind. Das hat er sich auch erwartet. Aa, ja dann habe ich nach dem Gymnasium an den Universitäts-Aufnahmeprüfungen teilgenommen und war auch erfolgreich. Ich habe die Prüfung für das Lehramtstudium geschafft. Ich habe angefangen, aber nicht beendet, weil ich geheiratet habe. Der Mann, den ich geheiratet hatte war aus dem selben Dorf. Wir waren im selben Dorf. Wir haben uns geliebt, einander gefallen. Ich habe gegen den Willen meines Vaters geheiratet. Es war eine Heirat, die er nicht wollte, mit der er nicht einverstanden war. Er ist immer noch dagegen. Er würde nie einwilligen. Nachdem ich geheiratet hatte, musste ich mein Studium abbrechen. Es ist schwierig im Dorfleben, außerdem wurde ich innerhalb eines Jahres Mutter. Also mit 17, 18 Jahren bekam ich eine Tochter. Auch deshalb habe ich nicht weiter studieren können.“ (Fulya’s Mutter, 43)

„Was sind deine Erwartungen und Wünsche an deine Tochter?

Was ich mir speziell von meiner Tochter erwarte ist, ich meine ich habe sehr viele Probleme in meinem Leben gehabt. Und ee ich möchte nicht, dass meine Tochter auch so ist. Zumindest sollte sie auf ihren eigenen Füßen stehen können und dafür ist die Ausbildung sehr wichtig, denke ich. Beispielsweise in ihrem Leben. Ich habe auch noch jetzt Probleme wie etwa die Sprache, oder Ausbildung betreffend und ich möchte nicht, dass meine Tochter das auch erlebt, sie soll einen Beruf erlernen, den sie will und sie soll dann auch machen, was sie will. Zumindest soll sie nicht das machen, was ich gemacht habe. Oder die problemreichen Zeiten erleben, die ich erlebt habe.“ (Derya’s Mutter, 35)

Sehr wichtig ist den interviewten Müttern, dass die Töchter eine gute Arbeit finden, um nicht in Abhängigkeit von einem Mann zu geraten, sie reagieren damit auf die Situation, dass viele Frauen in ihrem Bekannten- und Verwandtenkreis sowie sie selbst in unteren Segmenten des Arbeitsmarktes beschäftigt sind. Wilpert (1993) resümiert nach einer Analyse der Erwerbsbeteiligungsentwicklung von Frauen mit Migrationshintergrund, dass die allgemeine Frauenerwerbsquote seit 1985 zwar stetig zunehme, Mädchen beziehungsweise Frauen aus MigrantInnenhaushalten allerdings nicht in einem Ausmaß daran beteiligt sind, das ihrem zunehmenden Schulerfolg entsprechen würde. Vor allem bei Frauen mit Migrationshintergrund konstatiert Wilpert einen ansteigenden Schulerfolg, der sich aber nicht in besseren Möglichkeiten am Arbeitsmarkt niederschlägt (vgl. Wilpert 1993: 103).

Die Erwartungen der Mütter decken sich weitgehend mit den Plänen der Töchter. Ausnahmen stellen hier diejenigen dar, die einen starken Druck von Seiten der Eltern spüren. Fulya ist dabei die einzige Tochter mit Druckerfahrung, die von einer wirklich egalitären Konfliktbearbeitung mit ihrer Mutter berichtet, und die bezüglich ihrer Ausbildung ihren eigenen Weg gewählt hat. Andere Töchter, wie zum Beispiel Abide, stehen von Elternseite her viel stärker unter Druck. Abide befindet sich zum Zeitpunkt des Interviews gerade mitten in einem Aushandlungsprozess über ihre Schulwahl. Sie wechselte von einem fünfjährigen Zweig der HBLA in einen dreijährigen, der ohne Matura abschließt. Die Eltern sind mit dieser Entscheidung überhaupt nicht einverstanden, was in den Interviews nur von Abide's Mutter und nie von ihr selbst artikuliert wird, nach dem Interview allerdings ganz eindeutig zu Tage tritt, indem die Mutter im informellen Gespräch nach den beiden Interviews alle anwesenden Erwachsenen dazu anhält, Abide die Vorteile einer Matura näher zu bringen.

5.6.3. Ziele und Pläne der Töchter – Ausbildungsziele

Innerhalb der Zweitgenerationsforschung kann als Common Sense betrachtet werden, dass den Kindern aus GastarbeiterInnenhaushalten hohe Bildungsaspirationen bei gleichzeitig größeren Schwierigkeiten in Ausbildungsinstitutionen attestiert werden. Diese Defizitperspektive bezüglich der Ausbildungssituation verändert sich Ende der neunziger Jahre dahingehend, dass die Ursachen für Schulprobleme der GastarbeiterInnenkinder nicht mehr in erster Linie in deren „Integrationsunwilligkeit“ oder in psychischen Problemen, die durch ihre „Zwischenposition“ entstünden, gesucht werden, sondern nach strukturellen Ursachen geforscht wird (vgl. für Österreich: Herzog-Punzenberger, 2003).

Gültekin (2003) konstatiert speziell zur Ausbildungssituation von Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund, dass bei Mädchen und Frauen mehr Initiative, Lerneifer und Motivation zu sozialem Aufstieg durch eine gute Ausbildung festgestellt werden kann, während Männer eher passiv und selbstzweifelnd bis ängstlich erscheinen. Alle Interviewpartnerinnen in Gültekins Untersuchung weisen darüber hinaus eine starke Mehrfachorientierung auf – einerseits sind sie stark an die Familie gebunden, andererseits artikulieren sie ein deutliches Streben nach Autonomie, eine ausgeprägte Orientierung an Erwerbsarbeit und ein erstarkendes Bildungsbewusstsein (vgl. Gültekin 2003: 213ff).

Dieses Ergebnis kann in vorliegender Studie eindeutig bestätigt werden. In den Familien der hier befragten Mütter sind es vor allem die Töchter, die Ausbildungsaspirationen der Eltern internalisieren, während die Söhne dazu tendieren, Ausbildungen zu verweigern.

Hämmig (2003) ist der einzige hier rezipierte Zweitgenerationsforscher, der der „zweiten Generation“ im Vergleich zu Kindern und Jugendlichen aus dem Aufnahmeland-Kontext keine höheren Leistungsansprüche attestiert. Es zeigt sich laut Hämmig weder eine größere Leistungsmotivation innerhalb der 2. Generation im Vergleich zu der Schweizer Kontrollgruppe, noch steigt die Leistungsmotivation mit zunehmender „Marginal-Man-Spannung“, dem Gefühl also „draußen zu stehen“ (vgl. Hämmig 2000: 370). Dieses Ergebnis entspricht nicht den im Rahmen dieser Analyse vorgefundenen Ergebnisse, dennoch kann auch nicht von einer völlig internalisierten Aufstiegsorientiertheit der interviewten Töchter gesprochen werden. Ihre Ausbildungspläne werden von den Mädchen durchaus ambivalent beantwortet und die Interviewpartnerinnen können in verschiedene Gruppen eingeteilt werden. Einerseits gibt es die *stark aufstiegsorientierte Gruppe* – diese Mädchen äußern sehr explizit das Gefühl, dass sich die Mütter Unabhängigkeit und Erfolg im Leben erwarten würden. Diese aufstiegsorientierte Gruppe lässt sich ihrerseits noch in die wirklich Aufstiegsorientierten und die Unsicheren unterteilen. Einige Mädchen würden gerne mehr Zeit zur Auslotung der eigenen Bedürfnisse und Interessen haben und äußern auf der einen Seite den Willen zu sozialem Aufstieg, andererseits verspüren sie auch einen starken Druck, der auf ihnen lastet. Andere hingegen haben den *Aufstiegswillen* vollkommen internalisiert.

Manolya ist eine dieser Töchter – sie formuliert ganz deutlich hohe Erwartungen an sich selbst und meint darüber hinaus, dass sie sich von ihrem Mann ebenfalls Erfolg im Leben erwarten würde, denn sie wollte keine Beziehung mit einem „Schmarotzer“ führen. Diese aufstiegsorientierten Töchter haben also eine Art von „*protestantischer Ethik*“ internalisiert – sie sind erfolgsorientiert und sich auch im Klaren darüber, dass für den Aufstieg Leistungen erbracht werden müssen. Zum Teil werden dabei Erwartungen der Eltern wiedergegeben, zum Teil aber auch eigene Wünsche.

„Ok, und was erwartest du dir von deinem Ehemann?“

Ahm, dass er mich unterstützt, also ich mein dass er mich unterstützt egal in welcher Hinsicht jetzt. Dass er, ich mein dass er gut mit meiner Familie auskommt, mich und meine Familie respektiert, ebenso wie ich das mit seiner Familie machen will. Ja, einfach, dass wir auf der gleichen Wellenlänge sind,

*dass wir schon auch viele Gemeinsamkeiten haben und dass wir, dass er ein lustiger Mensch ist und dass wir eben viel Spaß haben können. Wie gesagt, ich mag das nicht so, alleine sein und ruhig sein, nicht dass er so einer ist der immer meint ja, ich will nicht rausgehen, ich will nur zu Hause sitzen, das mag ich nicht. Und dass er, dass er auch arbeiten geht, also dass er auch was in seinem Leben weiterbringt, nicht dass er ein Faulenzer oder ein **Schmarotzer** ist, das kann ich nicht ausstehen. Ja, und dass er nicht so einer ist der so ureifersüchtig ist und der einen so einengt, dass man schon überhaupt nicht mehr atmen kann, weißt, so was auch nicht, das halt ich sicher nicht aus.“*
(Manolya, 17)

Auch Pekay meint, dass sie sich von ihrem zukünftigen Ehemann erwarten würde, dass er „erfolgreich im Leben“ ist. Sie kann sich keine Ehe mit einem „Faulenzer“ vorstellen und will selbst ebenfalls etwas im Leben erreichen. Für sie ist auch unverständlich, dass Leute die Schule ohne triftigen Grund versäumen. Sie selbst will etwas erreichen, weiß auch, dass dafür gearbeitet werden muss und eine ähnliche Einstellung erwartet sie sich auch von ihrem Mann.

„Ok, also wenn du dir jetzt deinen zukünftigen Ehemann vorstellst, oder besser gesagt, wennst dir deine Ehe vorstellst, wie soll das sein?

Ja, er sollte, er sollte auch ein selbstständiger Mensch sein, und ahm, ich finde, er sollte auch erfolgreich sein, das ist schon wichtig für mich. Weil, ich mag einfach Leute nicht, die einfach so in den Tag hineinleben, das ist voll nicht mein Ding, ich, er muss schon über, ahm seine Taten nachdenken was er so macht oder über seine Zukunft mein ich, weil ich versteh die Menschen nicht, die einfach sagen, na ja ok, mein Gott na, dann geh ich halt heut nicht zur Schule oder so und dann denken sie überhaupt nicht über die Konsequenzen nach. Oder es, sie nehmen alle Sachen zu locker oder so, das ist nicht mein Ding. Einfach alles locker nehmen und ja, wird schon und so, ja nein, ich will ja auch einen Ehemann haben, der wirklich stabil ist.“ (Pekay, 17)

Interessant ist auch Pekay's Aussage über ihre Großeltern, die ihrer Mutter keine weiterführende Bildung ermöglichten. Leute, die nicht bildungsorientiert sind repräsentieren für Pekay „altmodische“ Personen, „offene“ und „moderne“ Menschen würden die Wichtigkeit von Bildung erkennen.

„Und ahm, die, meine Großeltern eigentlich, jetzt, wenn mit meine Mutter das erzählt, dann denk ich mir schon hm, meine Großeltern waren schon irgendwie, altmodisch damals. Aber jetzt sind sie voll im Gegenteil, ja, sie sagen immer zu mir geh zur Schule, eine Ausbildung ist sehr wichtig und sie sind halt offene Menschen, sie sind nicht altmodisch wie viele ältere Leute.“
(Pekay, 17)

Die zweite Gruppe ist die von *Unsicherheit geprägte Gruppe*, in der die Mädchen zum Teil stark unter dem Druck, der von den Eltern ausgeübt wird, leiden. Diese Gruppe artikuliert einerseits sehr große Versagensängste, die andererseits auch

damit zusammen hängen, dass sie nicht sicher sind, ob sie den Erwartungen der Eltern auch wirklich entsprechen wollen:

„Manchmal ist es schon irgendwie BESCHISSEN, weil (Pause) es ist alles irgendwie so als ob es irgendwie geplant wär, also so wie es sich gehört, also STUDIUM, dann 1, 2 Jahre hab deinen Spaß und dann heirate und dann dies und dann das aber manchmal frage ich mich ob ich mit 18 einfach nur den Rucksack nehm und mal irgendwas anderes mach und so. Ich weiß es nicht wirklich.“ (leise, Pause) (Zeliha, 16)

„So gut wie ich jetzt maturiert hab und alles hab ich auch schon die Panikattacken, weil wie wird's in 10 Jahren aussehen. Sie (Anm.: die Mutter) ist auch hergekommen ohne Ausbildung und hat so viel aufgebaut und ja, es ist halt, es ist ein schönes Gefühl auf der einen Seite und auf der anderen Seite is es auch so, dass ich mir denk, ich muss ihr was zurückzahlen. Und ja, diese Krise hab ich jetzt. Dass ich nicht wirklich weiß wie ich dann ein Studium anfangen soll, das mich wirklich nur interessiert und dann wahrscheinlich Jobchancen gleich Null sind oder ob ich wirklich was machen soll, was eher wirtschaftlicher ist und wo ich halt sicher sein kann, dass ich was krieg.“ (Kayra, 18)

Die letzte Gruppe ist die *individualistische Gruppe*: hier wird die Ausbildung nicht als Instrument zum sozialen Aufstieg behandelt, sondern eher als Instrument zur Selbstverwirklichung. Bahar beispielsweise erzählt im Interview, dass sie zunächst zwei verschiedene Studienrichtungen ausprobierte, von denen sie sich gute Berufschancen erwartete, sich danach allerdings für Turkologie entschied, was sie immer schon interessiert hatte. Nun versteht sie nicht, warum die Eltern ihre jüngere Schwester, die nach der Mittelschule ihre Ausbildung beenden will um eine Lehre zu beginnen, dahingehend unter Druck setzen, dass sie zumindest die Matura machen sollte.

„Na meine Eltern wollten natürlich, dass sie weiter in die Schule geht, also die wollten eher, dass sie HAK oder Gymnasium macht, aber sie wollte nicht und jetzt ist es eben so, dass sie die Mittelschule besucht. Ich denke mir mehr, soll doch jeder machen was er will, oder? Ich habe auch nicht gleich gewusst was ich so machen will und habe herumprobiert, aber ja, irgendwann findet jeder seinen Weg, das ist meine Meinung.“ (Bahar, 23)

Bildung wird von den Töchtern sehr stark mit sozialem Aufstieg verknüpft und ist für sie ebenfalls auf mehreren Ebenen wichtig.

Funktion der Ausbildung	Persönliche Motivation der Töchter
Bildung als Instrument für <i>sozialen Aufstieg</i>	Töchter empfinden das Leben und die Arbeitssituation der Mütter als anstrengend und wollen in bessere Positionen am Arbeitsmarkt aufsteigen
Bildung als Mittel um <i>Erwartungen der Eltern zu erfüllen</i>	Töchter antizipieren die Erwartungen der Eltern „gesellschaftlichen Erfolg“ zu haben
Bildung als <i>Absicherungsinstrument</i>	Töchter artikulieren z.T. Zukunftsunsicherheiten und wollen abgesichert leben
Bildung als <i>Selbstverwirklichungsinstrument</i>	Töchter betrachten ihre Ausbildung als Ort persönlicher Entfaltungsmöglichkeiten

Abbildung 3: Funktion der Bildung für interviewte Töchter

5.6.4. Erziehungsvorstellungen der Töchter

Allgemein kann zur Wahrnehmung der Töchter bezüglich des Erziehungsstils ihrer Eltern festgehalten werden, dass bis auf eine Ausnahme keine einen autoritären Erziehungsstil beschreibt. Auch in der rezipierten Literatur wird das stereotypisierende Bild von „autoritären türkischen Eltern“ durch fundierte Analysen entkräftet. Düzgün (1996) kommt in einer Recherche bezüglich Forschungsergebnissen zu Erziehungsstilen in türkischstämmigen Familien zu dem Ergebnis, dass die Erziehung der Eltern von befragten Jugendlichen in erster Linie als leistungsorientierter, aber einfühlsamer Stil (89,8%) sowie als permissiv-nachsichtiger Stil (59,3%) und erst an letzter Stelle mit 39,8% als autoritärer und religiös orientierter Stil bezeichnet wird (vgl. Düzgün 1999: 52ff zit. nach: Almadar-Niemann 1990/1992).

Karakasoglu kommt darüber hinaus zu der Einschätzung, dass das Ausbildungsniveau der Eltern großen Einfluss auf die Erziehungsstile haben kann, auch im interkulturellen Vergleich ergibt sich das Bild, dass Eltern mit einem niedrigen sozioökonomischen Status tendenziell einen autoritäreren Erziehungsstil aufweisen (vgl. Karakasoglu 1999: 81). Dieses Ergebnis Karakasoglus konnte sich in

vorliegender Untersuchung nicht bestätigen – die hier interviewten Mütter haben zum Großteil keine weiterführenden Schulen besucht und auch die Väter sind – soweit deren Beruf Erwähnung fand - durchwegs Arbeiter. Trotzdem kann hier keine Kritik der Töchter an einem zu autoritären Erziehungsstil festgestellt werden. Kritisiert wird zwar zum Teil die Strenge der Mütter, autoritär – also mit Drohungen oder Gewalt – geht aber keine einzige Person aus dem Untersuchungssample vor. Bei den Erziehungsvorstellungen der Töchter fällt auf, dass der Großteil mit dem Erziehungsstil der Eltern einverstanden ist. Kritik gibt es bezüglich Einschränkungs-empfindungen, wenn Mädchen artikulieren, dass sie ihren Kindern mehr erlauben werden, als die Eltern ihnen. Dabei geht es um Ausgehen, Schulaktivitäten und in erster Linie um die Erlaubnis, eine Beziehung führen zu können. Alle Töchter lassen dabei allerdings das Jungfräulichkeitsgebot unangetastet – für beinahe alle ist klar, dass sie vor ihrer Hochzeit keine sexuelle Beziehung eingehen werden und sie verknüpfen diese Überzeugung stark mit Selbstwertschätzung (vgl. Kapitel 5.3.6., Weiblichkeitskonzepte).

5.6.5. Einstellungen zur Zukunft

Eine Gruppe der Mütter zeigt sich voller Tatendrang, interessiert, neugierig und optimistisch in die Zukunft blickend, sei es nun in beruflicher oder privater Hinsicht.

„Wir (Anm.: sie und ihr Ehemann) haben uns fest versprochen, wenn die Größeren einmal außer Haus sind werden wir viele Reisen unternehmen. Er hat mir für Ostern schon eine Reise nach Sharm... wie heißt das?

Sharm el Sheik?

Sharm, in Ägypten.

In Ägypten, ja. Sharm el Sheik.

In, zu Ostern dass wir zu zweit eine Woche nach Sharm reisen, das hat er mir versprochen. Und die Wallfahrt haben wir ALLE miteinander gemacht. Das war auch ein sehr schönes Erlebnis. Ich hab nur Reisen, sonst hab ich keinen Wunsch mehr. Ich hab meinen Führerschein machen können, ich hab schwimmen für 3000 Schilling gelernt. Jedes Jahr, wenn wir auf Urlaub sind, sind wir eine Woche am Meer und eine Woche Thermalbäder. Wir fahren auch mit dem Auto auch sehr viel um die Städte herum in der Türkei. So habe ich eigentlich keinen Wunsch...“ (Selma’s Mutter, 41)

„...und deshalb habe ich, wie ich schon gesagt habe, mir seit einem Monat ein Programm vorbereitet. In diesem Programm ist nicht nur Deutsch lernen enthalten, natürlich lebe ich in diesem Land und weil ich in diesem Land lebe möchte ich in der Kultur dieses Landes und in allem drinnen sein. Aber weil ich das will, nicht im Sinne von integrieren lassen. Also nicht sich integrieren, nicht einer von ihnen sein, aber mit ihnen gemeinsam sein, das will ich und

deshalb ee.. Ernsthafte Probleme, die ich als Frau erlebte ee.. hier, vor allem die Frauen, die hier leben erleben so etwas auch, denke ich. Und ich würde gerne in diesem Bereich arbeiten. Und dafür ist das jetzt eine Vorbereitungsphase. Die Vorbereitung dafür ist eben, Deutsch können, die Vorbereitung dafür ist auch, Studien über die Situation der Frauen durchzuführen, die Frauen verstehen können, über sie zu forschen. Seine eigenen Probleme zu lösen. Die Menschen hier, die Frauen - wenn man sie in die Kreise hineinbewegt - vor allem Frauen aus der Türkei, die hier leben, sie haben ganz verschiedene Probleme. Sehr ernsthafte Probleme erleben sie hier. Deshalb sind das meine Ziele. also die Sprache beherrschen und eine gute Frauenarbeit leisten.“ (Derya´s Mutter, 35)

Diese Aussagen stehen im Widerspruch zur der Unsicherheit, der Ängstlichkeit und dem Pessimismus, die von der zweiten Gruppe artikuliert werden. Vor allem bezüglich des Wohnortes Österreich herrscht bei den interviewten Müttern Unsicherheit und Unzufriedenheit vor, was damit zusammen hängt, dass sich der Grossteil der Mütter in Österreich relativ unwohl fühlt und Rückkehrgedanken hegt.

„Wollen Sie in die Türkei zurückkehren?“

Zurückkehren. Ich glaube das will jeder. Ich meine, es ist deine Heimat, deine Familie, deine Verwandtschaft, alle sind dort. Wenn man auf Urlaub dorthin fährt, dann möchte man nicht mehr zurückkehren. Auch wenn es uns hier sehr gut geht, wir einigen Luxus gewohnt sind. Diese Sehnsucht gibt es in mir. Und ich glaube in jedem anderen auch. Ich meine das ist ganz natürlich. Wenn meine Kinder zurückkehren wollten, würde ich es gerne wollen. Was habe ich hier schon. Alles was ich habe ist drüben. Alle meine Verwandten. Aber ich habe auch hier nichts zu klagen, mir geht es gut.“ (Dilara´s Mutter, 44)

Auch bei den Töchtern lässt sich die Unterscheidung in Optimistinnen und Pessimistinnen treffen, wobei es sich bei den Töchtern hauptsächlich um Versagensängste bezüglich ihrer Ausbildung handelt und nicht um Ängste, die mit einem Unwohlgefühl in Österreich zusammen hängen.

5.7. Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse

5.7.1. Rollenwahrnehmung

Leitende Fragestellungen: Wie erleben die Frauen ihre Rolle innerhalb der Familie und der Gesellschaft? Wie organisieren sie ihren Alltag zwischen Beruf und Familie?

Die interviewten Mütter sehen ihre Familienrolle als die einer Unterstützerin und sind innerhalb der Familie diejenigen, die ihr Leben und das der Familie organisieren. Allgemein kann gesagt werden, dass die Mütter als die zentralen Entscheidungsträgerinnen in den Familien beschrieben werden, während Väter oder Männer mehr als die Schwachen und in Extremfällen als verantwortungslos dargestellt werden. Die Frauen nehmen in ihrer Familienrolle tendenziell mehr Verantwortung auf sich, was im Extremfall sogar dazu führen kann, dass die Männer als zusätzliche Kinder bezeichnet werden.

Bezüglich der Rolle in ihrer Herkunftsfamilie gilt für die Mütter, die die ältesten Schwestern in der eigenen Geschwisterfolge sind, dass sie immer noch stark in Verantwortlichkeiten die Familie betreffend eingebunden sind und Unterstützerinnen für ihre jüngeren Geschwister darstellen. Lutz bearbeitet den Aspekt, dass die Migration von Frauen oft als Befreiung von familiären Banden und Verpflichtungen wahrgenommen wird (vgl. Lutz 1999: 168), was sich bei den hier interviewten Frauen lediglich in Ausnahmefällen beobachten lässt. Im Gegenteil tragen diejenigen, deren Familie zum Teil ebenfalls in Österreich lebt, nach wie vor stark familiäre Pflichten und übernehmen auch die Verantwortung für Neuankömmlinge aus der Community. Hier kommen die Funktion von sozialen Netzwerken im Migrationsprozess zum Tragen. AkteurInnen in den Netzwerken können einerseits Familienangehörige, andererseits FreundInnen oder Bekannte oder auch Personen aus demselben Ort im Herkunftsland sein.

In einer Studie von Hofinger und Waldrauch (1997) gaben 38% der EinzeleinwanderInnen an, dass die Anwesenheit von Verwandten und/ oder Bekannten in Österreich der Grund für ihre Migrationsentscheidung gewesen war. Soziale Netzwerke beeinflussen demnach mögliche Migrationsentscheidungen von potentiellen ImmigrantInnen durch den Austausch von Informationen und durch das Angebot von Unterstützungsleistungen. Außerdem bieten sie notwendige Hilfeleistungen, beispielsweise bei der Wohnungs- und Arbeitssuche, bei

Schwierigkeiten aufgrund der mangelnden Sprachkenntnisse oder emotionalen Beistand bei der Orientierung in einer fremden Umgebung.

Die Töchter artikulieren, dass die Migration für sie eine Option darstelle, sich den Müttern, die sich in das Leben ihrer Kinder einmischen wollten, zu entziehen. Hier sehen die befragten Mädchen einen Unterschied zu österreichischen Jugendlichen, bei denen die Eltern nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit in das Leben ihrer Kinder eingreifen würden. Die Töchter begreifen sich einerseits sehr wohl als Teil des Familienverbandes und nehmen die Pflichten, die damit verbunden sind, wahr, andererseits wollen sie auch als autonom handelnde Subjekte behandelt werden. So befinden viele Töchter, dass sie Unterstützerinnen ihrer Eltern und Geschwister sind, grenzen sich aber gleichzeitig von zu vielen Verpflichtungen ab. Die Töchter helfen zwar, ihre wichtigste Rolle im Familienverband zielt allerdings auf die *Aufstiegsverwirklichung*. Als Instrument um sozialen Aufstieg zu sichern wird dabei sowohl von den Eltern, als auch von den Kindern eine gute, verwertbare Ausbildung betrachtet. Die Überzeugung der Eltern, dass die Kinder auf jeden Fall eine Ausbildung beenden sollen geht so weit, dass die Mütter, die selbst zum Teil durch die Arbeit zu einem verfrühten Ausbildungsabbruch gezwungen waren, ihren Töchtern dezidiert verbieten zu arbeiten um deren Ausbildung nicht in Gefahr zu bringen.

Soziale Mobilität zu erreichen ist ein wichtiges Ziel der Familien. Dabei ist auffällig, dass diese über nur zwei Generationen sehr rasch vonstatten geht. Die meisten Mütter weisen nur einen Pflichtschulabschluss auf, während die Töchter ein Studium abschließen sollen und mehrheitlich wollen. Es werden sozusagen die Zwischenstufen (z.B. Lehre, Berufsbildende Mittlere Schule) übersprungen.

Auffällig ist weiters, dass die Rolle der Aufstiegsverwirklicherinnen die Töchter übernehmen sollen, die Söhne erscheinen häufig als Ausbildungsverweigerer.

Generell sind die Beziehungsstrukturen zwischen Eltern und Kindern von einem „Reziprozitätsprinzip“ geprägt. Die interviewten Töchter erzählen oft, dass sie sich ihren Eltern verpflichtet fühlen würden, da diese sie unter Erbringung großer Opfer versorgt hätten. Trotzdem kann auf Seiten der Töchter bemerkt werden, dass der Individualismus zunimmt. Zu den Beziehungen speziell zwischen Müttern und Töchtern lässt sich sagen, dass sich der Großteil der Mütter als Freundinnen ihrer Töchter betrachtet und diejenigen, die aufgrund ihrer Berufstätigkeit zu wenig Zeit für ihre Kinder hatten, artikulieren Bedauern und ein schlechtes Gewissen.

Der Faktor der fehlenden Zeit wird von Müttern und Töchtern als belastend für die Beziehung zueinander betrachtet. Selbst wenn die interviewten Töchtern häufig Bedauern darüber äußern, dass die Eltern durch die Arbeitsbelastung zu wenig Zeit gehabt hätten wird von allen betont, dass die Eltern selbst keinen großen Einfluss darauf gehabt hätten, sondern dies aus der Situation als MigrantInnen erwachsen ist. Darüber hinaus betonen die Töchtern die besonders belastende Situation der Mütter als Frauen und Migrantinnen.

Interessant ist die Feststellung, dass die befragten Töchter, bei denen ein Elternteil in der Türkei und einer in Österreich aufwuchs zum Teil Außenzuschreibungen der Aufnahmegesellschaft reproduzieren, indem sie meinen, dass sie sich mit den Elternteilen, die in Österreich aufgewachsen sind, besser verstünden.

5.7.2. Entscheidungs- und Handlungsspielräume

Leitende Fragestellungen: Wie selbstbestimmt sind Entscheidungen? Werden sie familienorientiert getroffen oder in Form von individuellen Lebensentwürfen? Welche Spannungsfelder entstehen angesichts dieser Entscheidungen?

Mütter und Töchter sehen sich in unterschiedlichen Entscheidungen als autonom handlungsfähig. Bei den Müttern sind es beispielsweise die Partnerwahl und die Entscheidung zur Migration, sowie das Zurechtkommen und die Orientierung im Aufnahmeland. Bezüglich der Partnerwahl gibt es allerdings auch eine kleine Gruppe von interviewten Müttern die erzählen, dass sie sich hier dem Willen der Familie gebeugt hätten und mit der Partnerwahl im Grunde nicht einverstanden gewesen zu sein. Die Töchter sehen die Partnerwahl durchwegs als eine Entscheidung an, die sie alleine treffen werden und stimmen damit im Großen und Ganzen mit ihren Müttern überein. Diejenigen, die traditionelle Konzepte der Partnerschaftsanbahnung nicht ausschließen, stellen auch nicht in Frage, dass sich der Zukünftige zuerst verlieben müsse und durch das traditionelle Prozedere seine Liebe unter Beweis stellen könne. Eine weitere Entscheidung, die die Töchter als autonom getroffen betrachten, ist der Zeitpunkt, ab dem ein Kopftuch getragen wird. Häufig wird hier artikuliert, dass sich die Mädchen zu so einem Schritt bereit fühlen müssten. Andererseits ist das Tragen des Kopftuchs auch als Familienentscheidung zu betrachten. Die Töchter, deren Mütter Kopftuchträgerinnen sind, tragen zum Großteil ebenfalls ein Kopftuch, diejenigen, wo das nicht der Fall ist, tragen keines. Spannungsfelder innerhalb der

Familien der Interviewpartnerinnen ergeben sich hauptsächlich in den Fällen, in denen die Töchter den Erwartungen der Eltern nicht entsprechen wollen und ausbrechen oder dies vorhaben. Die übrigen Konflikte sind als alltägliche Generationenkonflikte zu betrachten, wie etwa das Nicht-Aufräumen des eigenen Zimmers oder das zu laute Musikhören.

Eine deutliche Veränderung zwischen Müttern und Töchtern ist das anders gelagerte Autonomiebedürfnis der Töchter. Die Töchter befinden sich im Spannungsfeld zwischen Familie und Selbstbestimmung. Im Gegensatz zu ihren Müttern, deren Einbindung in den Familienverband zum Teil auch im Erwachsenenalter lebensbestimmend ist, artikulieren viele Mädchen das Gefühl, von den Müttern zu lange als Kinder betrachtet und dabei zu stark an die Familie gebunden zu werden. Es wird das Gefühl zum Ausdruck gebracht, dass sich vor allem die Mütter selbstverständlich in das Leben der Kinder einmischen würden und einigen Töchtern fehlt aus diesem Grund das Gefühl, autonome Entscheidungen treffen zu können. Wichtig dabei ist, dass bei der Bindung an die Familie von den Müttern keinerlei Druck artikuliert wird – es ist das schlechte Gewissen den Müttern gegenüber und ein liebevolles Verpflichtungsgefühl, das den Töchtern beim Verlassen des Familienverbandes Probleme bereitet.

Die Mütter betonen, dass ihre Töchter mehr Freiheiten haben als sie selbst in deren Alter, was darauf hin deutet, dass sie unter Einschränkungen zu leiden hatten. Die Veränderungen zwischen Müttern und Töchtern liegen dabei einerseits in dem Generationenwechsel begründet, andererseits in der Wahrnehmung der Interviewten zum Teil auch in der Migrationsituation. Diese Einschätzung wird in der Literatur widersprüchlich behandelt: Boos-Nünning (1986) und Riesner (1995) schätzen Eltern in der Migrationssituation tendenziell als strenger ein, was ihrer Meinung nach mit einer empfundenen Werte- und Normenbedrohung einhergeht.

Boos-Nünning konstatiert jedoch auch gegenläufige Entwicklungen – einen Autoritätsverlust der Väter und zum anderen die verstärkte Kontrolle vor allem Mädchen gegenüber, meint allerdings, dass dieser Unterschied nur oberflächlich betrachtet gegeben sei. Türkischstämmigen Mädchen würde vielmehr in allen Punkten größere Freiheiten erlaubt, die nicht „*die Rollen- und Autoritätsstruktur der Familie oder grundlegende türkische Normen gefährden*“ (vgl. Boos-Nünning 1986: 80).

Das Jungfräulichkeitsgebot wird in diesem Zusammenhang interessant, stellt es doch eine eindeutige Transmission von Elternmeinungen dar, indem es von den befragten Mädchen unangetastet bleibt. Für alle interviewten Töchter – bis auf eine Ausnahme – ist klar, dass sie vor ihrer Hochzeit keine sexuelle Beziehung eingehen werden und sie verknüpfen diese Überzeugung stark mit Selbstwertschätzung. Bei dieser Sichtweise werden von den Mädchen männliche Außenzuschreibungen insofern reproduziert, indem Sex als für Frauen beschmutzend definiert wird. Ein interessanter Einwand bei der Diskussion mit Expertinnen war die Einschätzung, dass das Jungfräulichkeitsgebot auch mit den Aufstiegsaspirationen der Eltern zusammenhängt. Die Überzeugung vom Gebot der Jungfräulichkeit findet sich nicht in gleichem Maße unter Mädchen wieder, die keine weiterführende Ausbildung anstreben – was auf die in vorliegender Studie befragten Mädchen allerdings ausnahmslos zutrifft.

Eine andere interessante Transmissionen, die in traditionell organisierten Familien beobachtet werden konnte, ist die Einstellung der Töchter, dass eine traditionelle Eheanbahnung, in der auch die Familie involviert ist, eine sicherere Beziehung garantiert. Es sind zwar nur sehr wenige Mädchen die diese Sichtweisen artikulieren, doch für sie ist das Sicherheitsargument ein wichtiger Faktor, der vor Enttäuschungen schützen kann.

Weiters ist zu beobachten, dass sich Mütter und Töchter dahingehend einig sind, dass die elterliche Wohnung erst mit einer Heirat verlassen wird. Hier sehen die interviewten Töchter einen weiteren Unterschied zu autochthonen Jugendlichen, nur wenige meinen aber, dass sie mit der Situation unzufrieden seien. Diejenigen allerdings, die lieber ausziehen würden, empfinden die Erwartungen der Eltern bezüglich Wohnens bei der Familie als sehr belastend.

5.7.3. Generationsunterschiede

Leitende Fragestellungen: Wie wirkt (und überträgt sich eventuell) die Migrations- und Erwerbsbiographie der Mütter auf jene der Töchter? Wie erleben sie ihre Möglichkeiten im Unterschied zu den Möglichkeiten der jungen Männer/Brüder? Wie erleben sie ihre Möglichkeiten im Unterschied zu den Möglichkeiten ihrer Mutter und anderer junger Türkinnen?

Besonders im Bereich der Ausbildung bestehen deutliche Unterschiede zwischen Müttern und Töchtern. Während die meisten Mütter lediglich eine Pflichtschule besuchten, streben die Töchter häufig ein Studium an. Die Ausbildung der Töchter wird von den Eltern massiv gefördert, weil sie den sozialen Aufstieg erleben sollen, der den Eltern verwehrt blieb. Die Töchter sollen ein besseres Leben haben, selbständig sein und einen besseren gesellschaftlichen Status erreichen. Die Töchter selbst artikulieren ebenfalls, dass ihre Mütter ein sehr arbeitsreiches und anstrengendes Leben hatten und viel für sie geopfert hätten. Daraus ergibt sich ein Gefühl der Verpflichtung gegenüber den Müttern. Die Ausbildung der Töchter dient ebenfalls dem Prestige der Familie und der Rehabilitation des Stereotyps der ungebildeten, passiven türkischen Frau.

Andere Generationsunterschiede wie etwa mehr Autonomie der Töchter werden als gewöhnliche Generationsunterschiede beschrieben und nicht mit der Migrations-situation in Verbindung gebracht.

Autochthone Gleichaltrige werden als freier, andere Mädchen türkischer Herkunft als eingeschränkter als sie selbst beschrieben. Die befragten Töchter sehen sich also in einer Zwischenposition. Jene mit eher ängstlichen Müttern die die Töchter strenger erziehen äußern Verständnis für das Verhalten der Mütter.

Im Vergleich zu Brüdern oder gleichaltrigen Burschen artikulieren die befragten Mädchen keine Wahrnehmung von Unterschieden bezüglich ihrer Autonomie. Was die Position der Brüder innerhalb der Familien anbelangt, so werden die älteren Brüder eher als tolerante Unterstützer beschrieben, die jüngeren Brüder und Geschwister als von der Familie verwöhnt.

5.7.4. Soziale Integration

Leitende Fragestellungen: Was bedeutet "Integration" für die türkischen Frauen? An welchen gesellschaftlichen Bereichen beziehungsweise in welchen Institutionen partizipieren sie und wo erleben sie Einschränkungen? Haben sie Diskriminierungserfahrungen und wo fühlen sie sich zugehörig?

Die befragten Töchter kritisieren das Verständnis von Integration als einseitige Anpassungsleistung von MigrantInnen und beanstanden die Verschlechterung des Klimas gegenüber MigrantInnen, auch im politischen Diskurs. Die Diskriminierungs-

erfahrungen der Töchter reichen von verbalen Beschimpfungen bis hin zu Benachteiligungen in Ausbildung und bei der Arbeitssuche. Besonders Kopftuchträgerinnen sind massiven Diskriminierungen und der Konfrontation mit höchst unterschiedlichen Klischees ausgesetzt. Beim Umgang mit diesen Erlebnissen und Situationen kann sowohl bei Müttern als auch bei Töchtern unterschieden werden zwischen jenen, die sich dagegen aktiv zur Wehr setzen und auch für andere einstehen und solchen, die Resignation zeigen.

Die Mütter fühlen sich lediglich zum Teil wohl in Österreich, alle weisen nach wie vor eine starke Identifikation mit dem Herkunftsland Türkei auf. Aus diesem Grund möchten sie auch alle wieder in die Türkei zurückkehren, sobald ihre Kinder auf eigenen Beinen stehen. Andererseits lässt sich feststellen, dass die Kinder Österreich als ihre Heimat betrachten und deshalb hier ihre Heimat sehen. Weil den Frauen ihre Kinder außerordentlich wichtig sind bleibt es fraglich, ob die Mütter ihre jetzigen Rückkehrpläne tatsächlich in der Pension verwirklichen werden oder sich bis dahin ihr Lebensmittelpunkt weiter nach Österreich verlagert. Das Pendeln zwischen den Ländern in der Pension scheint eine mögliche und zufriedenstellende Lösungsmöglichkeit zu sein, um beide Länder und Identifikationen miteinander zu kombinieren.

Die Töchter sehen es durchwegs als normal an, dass sie sich als Österreicherinnen mit türkischen Wurzeln fühlen, weil sie größtenteils in Österreich aufgewachsen sind. Trotzdem sind sie zahlreichen Diskriminierungen ausgesetzt, was sie hauptsächlich auf ihr Aussehen zurückführen.

5.7.5. Zukunftserwartungen

Leitende Fragestellungen: Welche Erwartungen haben Mutter und Tochter für ihre Zukunft und welche die Mutter für ihre Tochter? Haben die Mütter Rückkehrabsichten? Können sich die jungen Frauen vorstellen, in die Türkei zurück zu gehen und dort zu leben? Welche persönlichen Ziele streben sie (mit welchen Wahrscheinlichkeitsannahmen) an? Welche gesellschaftlichen Veränderungen erhoffen, erwarten oder befürchten Mütter und Töchter in türkischen Immigrantenfamilien?

Die Mütter können bezüglich ihrer Zukunftserwartungen und –pläne in zwei Gruppen eingeteilt werden – in diejenigen, deren Wünsche sich ausschließlich auf die Kinder

konzentrieren und diejenigen, die auch eigene Wünsche artikulieren. Wenn es bei den Müttern um ihre eigenen Wünsche geht kommt am öftesten der Wunsch zur Sprache wieder in die Türkei zurückzukehren. Die Mütter, die diesen Wunsch am stärksten formulieren, betonen auch, dass sie sich in Österreich nie heimisch gefühlt hätten und außerhalb der Wohnung immer etwas unsicher seien. Bezüglich der Rückkehrwünsche der Mütter bleibt auch noch anzumerken, dass diese sehr illusorisch sind, da der Lebensmittelpunkt der Kinder in Österreich liegt und fast keine der Töchter den Wunsch äußert in der Türkei zu leben.

Die Ziele und Pläne der Töchter betreffen vor allem ihre Ausbildungswege und eine spätere Familiengründung, wobei von vielen eine partnerschaftliche Beziehung gewünscht wird und eine dezidierte Abkehr von einer Beschränkung auf ein Hausfrauendasein bemerkbar ist. Die Töchter weisen Mehrfachidentifikationen auf, kaum eine orientiert sich allerdings mehr an der Türkei als an Österreich. Keine der Töchter äußert Zukunftsängste bezüglich des Aufenthalts in Österreich, allerdings beobachten viele ein Ansteigen der Ausländerfeindlichkeit mit großer Sorge und immer wieder werden auch Zukunftsängste artikuliert.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass *das bestimmende Thema* der von uns durchgeführten Interviews die *Bildung* war. Dies ist zurückzuführen auf den zustande gekommenen Selektionsbias von besser gebildeten Töchtern. Wie dargestellt wurde, fungiert die *Bildung als Instrument zum sozialen Aufstieg*, zur *Umgehung von Mehrfachbelastungen*, als *Kompensation der versäumten Ausbildung der Mütter* und als *Rehabilitationsinstrument* gegen das Klischee der ungebildeten abhängigen Frau (vgl. Abbildung 3). Ein weiteres zentrales Motiv der befragten Mütter und Töchter ist das der Verantwortlichkeit und der Selbständigkeit. Die Mütter tragen und trugen viel Verantwortung – sowohl in ihren Herkunfts- als auch in ihren eigenen Familien – und sie treffen den Großteil der familiären Entscheidungen. Obwohl dadurch eine große Belastung entsteht, hat diese Autonomie eine wesentliche Bedeutung für das Selbstbewusstsein. Es findet eine starke Transmission dieser Einstellung zwischen Müttern und Töchtern statt, welche die Töchter zusätzlich zur Vorbildfunktion auch unter Druck setzt, diesem Bild zu entsprechen.

6. Teilnahme an Kongressen und Workshops

Ergänzend zum vorgesehenen Projektworkshop wurden zwecks Weiterbildung und Networking projektbegleitend weitere Kongresse und Workshops aktiv besucht und z.T. mit organisiert.

- (1) Kongress der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie (ÖGS) am 23. September 2005. In der Sektion „Migration in europäischen Einwanderungsgesellschaften: Aktuelle Beiträge zur Migrationsforschung“ hielt Judith Obermann einen Vortrag zum Thema „Migrantinnen in Österreich – Forschungsstand und Forschungslücken“. Im Zuge dessen wurde auch das Projekt „Mütter und Töchter“ präsentiert.
- (2) Workshop „Integration von MigrantInnen am Wiener Arbeitsmarkt“ am 13. Oktober 2005, welcher vom Zentrum für Soziale Innovation (ZSI) gemeinsam mit dem Wiener ArbeitnehmerInnen Förderungsfonds (WAFF) veranstaltet wurde.
- (3) „Lebenswelten von Mädchen mit Migrationshintergrund“, durchgeführt am 5. Dezember 2005 vom Verein EfEU – Verein zur Erarbeitung feministischer Erziehungs- und Unterrichtsmodelle.
- (4) Workshop „Bildungsbe/nach/teiligung und Migration – in Österreich und im internationalen Vergleich“ am 6. Dezember 2005. Organisatorin war die Kommission für Migrations- und Integrationsforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW).
- (5) Abschließender Projektworkshop im ZSI: Team und ExpertInnen, am 29. März 2006

7. Literatur

- Apitzsch, U. (1999). Traditionsbildung im Zusammenhang gesellschaftlicher Migrations- und Umbruchsprozesse. In: Migration und Traditionsbildung. Apitzsch, U. (Hrsg.). Wiesbaden, Westdeutscher Verlag.
- Auernheimer, G. (1999). „Verlockender Fundamentalismus“ – Ein problematischer Beitrag zum Diskurs über „ausländische“ Jugendliche. In: Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für die Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Bukow, W.-D. (Hrsg.). Opladen, Leske+Budrich.
- Badawia, T. (2003). „Der dritte Stuhl“ – Eine Entwicklungsperspektive für Immigrant*innenjugendliche aus einem Ethnisierungsdilemma. In: Wider die Ethnisierung einer Generation – Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Badawia T., Hamburger, F. und Hummrich, M. (Hrsg.). Frankfurt am Main, IKO-Verlag: 131-147.
- Beiwil, M.-C., Galehr, C. und Schmidt, G. (1995). Emotionale Zugehörigkeit und berufliche Perspektiven „serbokroatischer“ und türkischer Jugendlicher in Wien im Vergleich mit österreichischen Jugendlichen ähnlicher Schicht. Forschungsbericht, Wien.
- Berry, J. W. (1992). Acculturation and Adaptation in a New Society. In: International Migration, 30: 69–85.
- Bird, K. et al. (2000). Ein Bild des Lebens zeichnen. Der Kalender als Visualisierungsinstrument zur Erfassung individueller Lebensverläufe. Bremen, Sonderforschungsbereich 186 der Universität Bremen.
- Boos-Nünning, U. (1976). Integration ausländischer Arbeitnehmer: Schulbildung ausländischer Kinder. Bonn.
- (1986). Lebenssituation und Deutungsmuster türkischer Mädchen in der BRD. In: Zwischen Elternhaus und Arbeitsamt: Türkische Jugendliche suchen einen Beruf. Yakut, A. und Reich, H. (Hrsg.). Berlin, Express Edition: 76-107.
- (1994a). Die Definition von Mädchen türkischer Herkunft als Außenseiterinnen. In: Fremdes und Eigenes aus Frauensicht. Nestvogel, R. (Hrsg.). Frankfurt am Main: 165-185.
- (1994b). Türkische Familien in Deutschland. Auswirkungen der Wanderungen auf Familienstruktur und Erziehung. In: Interkulturelle Pädagogik und europäische Dimension. Herausforderungen für Bildungssystem und Erziehungswissenschaft. Münster; New York, Waxmann: 5-25.
- Boos-Nünning, U. und Karakasoglu, Y. (2005). Familialismus und Individualismus. Zur Bedeutung der Familie in der Erziehung von Mädchen mit Migrationshintergrund. In: Familie, Akkulturation und Erziehung. Fuhrer, U. und Haci-Halil, U. (Hrsg.). Stuttgart, Kohlhammer: 126-150.
- Bukow, W.-D. (1999). Ethnisierung der Lebensführung. In: Migration und Traditionsbildung. Apitzsch, U. (Hrsg.). Wiesbaden, Westdeutscher Verlag: 92-105.
- Burtscher, S. (2003). Zusammenfassung wichtiger Ergebnisse der internationalen Bildungsstudie PISA 2003 – mit einem Fokus auf das Abschneiden der SchülerInnen migrantischer Herkunft;

- <http://www.soz.jku.at/aes/content/e50/e1512/e2115/PISA2003Burtscher.pdf>,
abgerufen am 10.01.2006.
- Cinar, D. et al. (1999). Konfrontationen. Identitätsprozesse Jugendlicher unterschiedlicher ethnischer Herkunft in Österreich. Wien.
- Cummins, Jim (1984a): Bilingualism and special education: Issues in assessment and pedagogy. Clevedon: Avon (=Multilingual Matters 6).
- (1984b): Zweisprachigkeit und Schulerfolg. In: Die Deutsche Schule 3: 187-198.
- Deschner, G. (2003): Die Kurden: Volk ohne Staat; Geschichte und Hoffnung. München: Herbig.
- Diehm, I. und Radtke, O. (1999). Erziehung und Migration: Eine Einführung. Stuttgart, Kohlhammer.
- Dollase, R. (2005). Schulische Einflüsse auf interkulturelle Entwicklung. In: Familie, Akkulturation und Erziehung. Fuhrer, U. und Haci-Halil, U. (Hrsg.). Stuttgart, Kohlhammer: 150-172.
- Düzgün, F. (1996). Die Migration als Belastungsfaktor türkischer Familien. Hamburg, Verlag Dr. Kovac.
- Elias, N./ Scotson, J. (1993): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Esser, H. (1980): Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse, Darmstadt, Luchterhand
- (1990a). Ethnische Differenzierung und moderne Gesellschaft. In: Generation und Identität. Esser, H. und Friedrichs, J. (Hrsg.). Opladen, Westdeutscher Verlag: 281-305
- (1990b) Nur eine Frage der Zeit? Zur Frage der Eingliederung von Migranten im Generationen-Zyklus und zu einer Möglichkeit, Unterschiede hierin theoretisch zu klären, In: Generation und Identität. Esser, H. und Friedrichs, J. (Hrsg.). Opladen, Westdeutscher Verlag: 73-101
- (1990c). Familienmigration und Schulkarriere ausländischer Kinder und Jugendlicher. In: Generation und Identität. Esser, H. und Friedrichs, J. (Hrsg.). Opladen, Westdeutscher Verlag: 127-147.
- Feliciano, C./ Rumbaut, R. (2005): Gendered Paths: Educational and occupational expectations and outcomes among adult children of immigrants, in: Ethnical and Racial Studies, Vol. 28 / No. 6, Taylor&Francis: 1087-1118
- Fischer G. (2002). Zur Sprachsituation der Zuwanderer und der "Zweiten Generation". In: erziehung heute, Heft 2, 14-16.
- Franger, G. und Yalcin-Heckmann, L. (1998). Editorial. In: Junge Türkinnen in Deutschland. Frauen in einer Welt. Zeitschrift für interkulturelle Frauenalltagsforschung: 5-10.
- Fuhrer, Urs / Mayer, Simone: Familiäre Erziehung im Prozess der Akkulturation, in: Fuhrer, Urs / Uslucan, Haci-Halil (2005): Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur, Stuttgart, Kohlhammer: 59-86

- Gültekin, N. (2003). Bildung, Autonomie, Tradition und Migration. Doppelperspektivität biographischer Prozesse junger Frauen aus der Türkei. Opladen, Leske+Budrich.
- Hauptausschuss genehmigt Niederlassungsverordnung 2006,
http://www.parlinkom.gv.at/portal/page?_pageid=908,995407&_dad=portal&_schema=PORTAL, abgerufen am 13.04.2006.
- Hämmig, O. (2000). Zwischen zwei Kulturen, Spannungen, Konflikte und ihre Bewältigung bei der zweiten Ausländergeneration. Opladen, Leske+Budrich.
- Hebenstreit, S. (1986). Frauenräume und weibliche Identität. Ein Beitrag zu einem ökologisch orientierten Perspektivenwechsel in der sozialpädagogischen Arbeit mit Migrantinnen. Express Edition, Berlin.
- Herzog-Punzenberger, B. (2003). Die „2. Generation“ an zweiter Stelle? Soziale Mobilität und ethnische Segmentation in Österreich – eine Bestandsaufnahme. Wien.
- Heitmeyer, W. et al. (1997). Verlockender Fundamentalismus: Türkische Jugendliche in Deutschland. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Hofinger, Christoph/ Waldrauch, Harald (1997): Einwanderung und Niederlassung in Wien. Sonderauswertung der Befragung „Leben in Wien“. Studie im Auftrag des Wiener Integrationsfonds, Endbericht. Wien: Institut für Höhere Studien.
- Hill, P. B. (1990). Kulturelle Inkonsistenz und Stress bei der zweiten Generation- In: Generation und Identität. Esser, H. und Friedrichs, J. (Hrsg.). Opladen, Westdeutscher Verlag: 101-127.
- Jackson, P. (2004). Introduction: the spaces of transnationality. In: Transnational Spaces. London; New York, Routledge.
- Jawhari, Reinhold (2000). Wegen Überfremdung abgelehnt. Ausländerintegration und symbolische Politik. Wien
- Juhasz, A. und Mey, E. (2003a). Die zweite Generation: Etablierte oder Außenseiter? Biographien von Jugendlichen ausländischer Herkunft. Wiesbaden, Westdeutscher Verlag.
- (2003b): Biographien von Angehörigen der Zweiten Generation. Das Beispiel der Schweiz. In: Apitzsch, Ursula; Jansen, Mechthild M. (Hrsg.): Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 95-110
- Karakasoglu, Y. (1995): Drei Generationen. Lebenswege „türkischer“ Frauen in Deutschland. In: Blätter des Informationszentrums Dritte Welt. Nr. 207 August 1995, S. 34, 35
- (1998). „Das Kopftuch gibt mir meine Identität als muslimische Frau zurück.“ In: Frauen in der Einen Welt. Junge Türkinnen in Deutschland. 1: 31-47.
- (1999). Muslimische Religiosität und Erziehungsvorstellungen. Eine empirische Untersuchung zu Orientierungen bei türkischen Lehramts- und Pädagogik-Studentinnen in Deutschland. Frankfurt am Main, IKO-Verlag.
- (2003). „Stellungnahme zu den Motiven von jungen Musliminnen in Deutschland für das Anlegen eines Kopftuches.“ Universität Duisburg/Essen, 28.05.2003. http://www.wz-berlin.de/zkd/aki/files/karakasoglu_gutachten_kopftuch.pdf1, abgerufen am 10.01.2006.

- Kessler, M. et al. (1995). Multikulturalität. Tendenzen, Probleme, Perspektiven im europäischen und internationalen Horizont. Stauffenburg-Verlag, Tübingen.
- Koc, G. (2003). Die türkischen Immigrantinnen und ihre Dämonen. In: Feministische Zeitschrift für Politik und Gesellschaft. Arbeitskreis Emanzipation und Partnerschaft. 3: 32.
- Kohlbacher, J./ Reeger, U. (2003). Xenophobie aus der Perspektive der „anderen“ – Erfahrungen und Bewältigungsstrategien betroffener AusländerInnen. In: Fassmann, H. und Stacher I. (Hrsg.). Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Klagenfurt: Drava-Verlag. 356-366.
- König, K. (1989). Tschador, Ehre und Kulturkonflikt. Veränderungsprozesse türkischer Frauen und Mädchen durch die Emigration und ihre soziokulturellen Folgen. Frankfurt am Main: IKO-Verlag.
- König, P. (1991). Bereitschaft von Betrieben, ausländische Jugendliche auszubilden und einzustellen. In: Ausländische Jugendliche in der Berufsausbildung. Nieke, N. und U. Boos-Nünning, U. (Hrsg.). Opladen, Leske+Budrich: 63-85.
- Korte, E. (1990): Die Rückkehrorientierung im Eingliederungsprozess von Migrantenfamilien, in: Esser, Hartmut; Friedrichs, Jürgen (1990): Generation und Identität, Opladen, Westdeutscher Verlag: 207-261
- Kurosch, I. (1990): Geschlechtsrollenorientierungen im Vergleich, in: Esser, Hartmut; Friedrichs, Jürgen (1990): Generation und Identität, Opladen, Westdeutscher Verlag: 261-281
- Krappmann, L. (1975). Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen. Stuttgart, Klett-Cotta.
- Lang, S. (1999). Zur Konstruktion des Feindbildes „Islam“ in der Bielefelder Studie „Verlockender Fundamentalismus“. In: Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für die Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Bukow, W.-D. (Hrsg.). Opladen, Leske+Budrich: 134-159.
- Lebhart, Gustav/ Münz, Rainer (2003): Perzeption und Perspektiven. Fassmann, Heinz/ Stacher, Irene (Hrsg.): Österreichischer Migrations- und Integrationsbericht. Klagenfurt: Drava-Verlag: 343-355.
- Lehrlingsstatistik 2004. Wien, Wirtschaftskammer Österreich.
- Lorch-Göllner, S. (1989). Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten junger türkischer Frauen in einem ländlich strukturierten Gebiet der Bundesrepublik Deutschland - dargestellt am Beispiel des Landkreises Marburg-Biedenkopf. Frankfurt am Main, Lang.
- Lutz, H. (1999). „Meine Töchter werden es schon schaffen“. Immigrantinnen und ihre Töchter in den Niederlanden. In: Migration und Traditionsbildung. Apitzsch, U. (Hrsg.). Wiesbaden, Westdeutscher Verlag: 165-185.
- Massey, Douglas S. (1990): Social Structure, Household Strategies and the Cumulative Causation of Migration. In: Population Index 56, 1: 3-26.

- Massey, Douglas S. (1993): Theories of International Migration: A Review and Appraisal. In: Population and Development Review, 19, 3: 431-466.
- Matthäi, I. (2004). Lebenssituation der älteren alleinstehenden Migrantinnen. Bundesministerium für Familie, Frauen und Jugend. Saarbrücken.
- Mead, G. H. (1968). Geist, Identität und Gesellschaft: aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Morokvasic, M. (1987). Jugoslawische Frauen. Die Emigration - und danach. Basel; Frankfurt am Main.
- Mülich, J., Bungardt, O. et al. (2003). „...alles ganz normal...“ Normal? Sozialisation und Integration zugewanderter junger Menschen in Marburg. I. B. Marburg.
- Nauck, B. (1985). Arbeitsmigration und Familienstruktur: eine Analyse der mikrosozialen Folgen von Migrationsprozessen. Frankfurt am Main, Campus Verlag.
- Nauck, B. und Steinbach, A. (2001). Intergeneratives Verhalten und Selbstethnisierung von Zuwanderern. Expertise für die Unabhängige Kommission „Zuwanderung“. März 2001.
http://www.bmi.bund.de/nn_165090/Internet/Content/Common/Anlagen/Default/Nauck_k_pdf,templateId=raw,property=publicationFile.pdf/Nauck_pdf abgerufen am 10.08.2005.
- Neumann, U. (1981). Erziehung ausländischer Kinder: Erziehungsziele und Bildungsvorstellungen in türkischen Arbeiterfamilien. Wien; Oldenburg.
- (1986). Ayla A.: Tochter einer Migrantenfamilie. In: Zwischen Elternhaus und Arbeitsamt: Türkische Jugendliche suchen einen Beruf. Yakut, A. und Reich, H. (Hrsg.). Berlin, Express Edition: 439-454.
- (1986). Der geschlechtsspezifische Aspekt in der Berufswahl türkischer Mädchen. In: Zwischen Elternhaus und Arbeitsamt: Türkische Jugendliche suchen einen Beruf. Yakut, A. und Reich, H. (Hrsg.). Berlin, Express Edition: 107-133.
- Nieke, W. und Boos-Nünning, U. (1991). Benachteiligung ausländischer Jugendlicher im Zugang zur Berufsausbildung. In: Ausländische Jugendliche in der Berufsausbildung. Nieke, W. und Boos-Nünning, U. (Hrsg.), Opladen, Leske+Budrich: 9-33.
- Nökel, S. (2002). Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam: zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken. Eine Fallstudie. Bielefeld, Transcript.
- Oberhollenzer, N. (2003). Einflussfaktoren auf die soziale Dimension der Identität in unterschiedlichen Lebenswelten einer türkischen Jugendlichen der zweiten Generation in Wien. Eine theoretische und empirische Analyse. Univ. Wien.
- Otyakmaz, B. Ö. (1995). Auf allen Stühlen. Das Selbstverständnis junger türkischer Migrantinnen in Deutschland. Köln, ISP.
- (1996). „Jenseits des Kulturkonflikts – Lebenswelten junger türkischer Migrantinnen in der Bundesrepublik.“ In: Frauen in der einen Welt. Weibliche Lebensformen in Deutschland II 1: 26-43.

- Pflegler, J. (1996). Familienverhältnisse und Familienkonflikte von Zuwanderern: Eine Pilotstudie über das Fortbestehen traditioneller Strukturen in Migranten-familien aus dem ehemaligen Jugoslawien und der Türkei. Wien, ÖIF.
- Polat, Ü. (1997). Soziale und kulturelle Identität türkischer Migrantinnen der zweiten Generation in Deutschland. Hamburg, Verlag Dr. Kovac.
- (1998). „Die soziale Identität türkischer Jugendlicher in Deutschland.“ In: Frauen in der einen Welt. Weibliche Lebensformen in Deutschland 1: 19-31.
- Portera, A. (2003). Identitätskonzepte Jugendlicher italienischer Herkunft mit Migrationserfahrung. In: Wider die Ethnisierung einer Generation – Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Badawia, T. und Hamburger, F. und Hummrich, M. (Hrsg.), Frankfurt am Main, IKO-Verlag: 181-193.
- Riesner, S. (1995). Junge türkische Frauen der zweiten Generation in Deutschland. Eine Analyse von Sozialisationsbedingungen und Lebensentwürfen anhand lebensgeschichtlich orientierter Interviews. Frankfurt am Main, IKO-Verlag.
- Robertson, C.-Y. (2000). Multikulturalität - Interkulturalität?: Probleme und Perspektiven der multikulturellen Gesellschaft. Nomos-Verlagsgesellschaft, Baden-Baden.
- Rommelspacher, B. (1999). Die multikulturelle Gesellschaft am Ende – oder am Anfang? In: Der Fundamentalismusverdacht. Plädoyer für die Neuorientierung der Forschung im Umgang mit allochthonen Jugendlichen. Bukow, W.-D. (Hrsg.). Opladen, Leske+Budrich: 21-36.
- Scheibelhofer, P. (2005). „Zwischen zwei...Männlichkeiten?“ Identitätskonstruktionen junger Männer mit türkischem Migrationshintergrund. In: SWS Rundschau Nr. 2/2005: 208-232.
- Schiffauer, W. (2001): Staat - Schule - Ethnizität. In Migration und Integration in Berlin. Wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven, hrsg. von Gesemann, Frank. Opladen: Leske + Budrich, 233-250
- Schönpflug, U. (2005). Ethnische Identität und Integration. In: Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur. Fuhrer, U. und Uslucan, H.-H. (Hrsg.). Stuttgart, Kohlhammer: 206-226.
- Schrader, A., Nikles, B.W. & Griese, H.M. (1976). Die zweite Generation. Sozialisation und Akkulturation ausländischer Kinder in der Bundesrepublik Deutschland. Kronberg.
- Schwann, K. (2002). Breakdance, Beats und Bodrum: Türkische Jugendkultur. Wien, Böhlau.
- Schweikert, K. (2005). Berufsbildungssituation ausländischer Jugendlicher – Werkstattbericht aus einem laufenden Projekt des Bundesinstituts für Berufsbildung. In: Ausländische Jugendliche in der Berufsausbildung. Nieke, W. und Boos-Nünning, U. (Hrsg.). Opladen, Leske+Budrich: 85-96.
- Shindeldecker, J. (2001): Türkische Aleviten Heute, Istanbul: Anadolu Ofset.
- Strohmeier, D. und Spiel, C. (2005). Interkulturelle Beziehungen an Wiener Schulen (IBW): Freundschaften und Feindschaften in multikulturellen Schulklassen. Forschungsbericht, Wien.

- Thomas, A., Kammerhuber, S. et al. (2005). Interkulturelle Kompetenz und Akkulturation. In: Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur. Fuhrer, U. und Uslucan, H.-H. (Hrsg.). Stuttgart, Kohlhammer: 187-206.
- Tietze, N. (2003). Muslimische Selbstzuschreibungen und soziale Positionierung in der deutschen und französischen Gesellschaft. In: Wider die Ethnisierung einer Generation – Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Badawia, T. Hamburger, F. und Hummrich, M. (Hrsg.), Frankfurt am Main, IKO-Verlag: 194-204.
- Toktas, S. (2003). „Sons, Daughters and their Mothers: Turkish Women’s Perspective on the Gender of their Children.” In: Kadin/ Woman 2000, 4: 43-60.
- Trommsdorff, G. (2005). Eltern-Kind-Beziehungen über die Lebensspanne und im kulturellen Kontext. In: Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur. Fuhrer, U. und Uslucan, H.-H. (Hrsg.). Stuttgart, Kohlhammer: 40-59.
- Vogel, F. (1998). „Eine Chance für Fatma – Fatma gibt Euch noch eine Chance – oder – Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“ In: Frauen in der einen Welt. Junge Türiinnen in Deutschland 1: 11-18.
- Volkszählung – Hauptergebnisse I – Österreich (2003). Wien, Statistik Austria.
- Volkszählung – Hauptergebnisse I – Wien (2003). Wien, Statistik Austria.
- Vorhoff, K. (1995): Zwischen Glaube, Nation und neuer Gemeinschaft: Alevitische Identität in der Türkei der Gegenwart. Berlin: Klaus Schwarz Verlag.
- Wasserman, S./Faust, K. (1994): Social Network Analysis. Cambridge: Cambridge University Press.
- Weihls, U. (1997). Chancenvielfalt für BerufsschülerInnen und Lehrlinge. Qualitative Studie zur Berufs- und Arbeitssituation jugendlicher MigrantInnen und Jugendlicher der 2. Generation. Forschungsbericht im Auftrag der VHS Meidling, Wien.
- Wilpert, C. (1980). Die Zukunft der zweiten Generation. Erwartungen und Verhaltensmöglichkeiten ausländischer Kinder. Königstein, Verlag Anton Hain.
- (1993). Berufskarrieren und Zugehörigkeiten: „Die Töchter der Gastarbeiter“ – Europa in Deutschland. In: Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa. B. Schäfers, B. (Hrsg.). Frankfurt; New York, Campus Verlag: 103-113.
- Wölfl, H.: Vertrauen ist gut – Kontrolle ist besser – Soziale Kontrolle in der türkischen Migrationsgemeinde und ihr Einfluss auf die Denk- und Handlungsspielräume adoleszenter Mädchen, in: Högner C./Kaufmann E./ Moder K. / Toth B. (Hrsg.): Ihr-Land Feministische Beiträge zur Sozialpsychologie, Promedia, Wien, 2000 S.: 206 –221.
- Yakut, A. (1986). Zwischen Elternhaus und Arbeitsamt: türkische Jugendliche suchen einen Beruf. Express Edition, Berlin.
- Zentrum für Türkeistudien (2005). Türkische Frauen und Männer teilen ähnliche Lebenseinstellungen. Pressemitteilung vom 18.08.05., Essen, <http://www.zft-online.de/deutsch.php>, abgerufen am 10.01.2006.
- <http://www.profrau.at/de/zwangsheirat/definition.htm>, abgerufen am 20.02.2006.

8. Anhang

Tabelle 1: Sozio-demographische Merkmale der Mütter

	Abide's M	Bahar's M	Burcin's M	Derya's M	Dilara's M	Fulya's M	Kayra's M	Lale's ⁶ M	Pekay's M	Selma's M	Zeliha's M
Geburt	1968	1961	1944	1970	1962	1962	1963	1969	1961	1964	1972
Alter	37	44	61	35	44	43	42	36	44	41	33
Migration nach Ö	1987	1980	1986	2002	1982	1985	1989	1992	1980	1974	1987
Dauer des Aufenthalts	18	25	19	3	24	20	16	13	25	31	18
Familienstand	verheiratet	verheiratet	verheiratet	2. Mal verh.	verwitwet	geschieden	verheiratet	verheiratet	verheiratet	verheiratet	verheiratet.
⁷ Kind 1	1989	1979	1961	1985	1984	1981	1987	1988	1985	1983	1989
Kind 2	1992	1981	1966		1985	1984	1996	1989	1988	1986	1993
Kind 3	1998	1984	1969		1987		1997			1993	
Kind 4		1989	1979		1989						
Kind 5		1993	1980								
Anzahl der Kinder	3	5	5	1	4	2	3	2	2	3	2
Staatsbürgerschaft/ Jahre	2	5	9	nein	8	15	10	3	9	15	5
Pflichtschule/ Jahre	5	4	6	4	4	7	4	7	5	8	4
Berufsausbildung/ Jahre								2	ja/Dauer unbek.	1	
Weiterf. Schule/ Jahre				1		2			1		
derzeitige Tätigkeit	Teilzeit	arbeitslos	Pension	arbeitslos	Familienarbeit	Vollzeit	Teilzeit	Vollzeit	Vollzeit	in Ausbildung	Teilzeit

⁶ Manolya's Mutter bleibt fehlend, da diese Mutter wie erwähnt nach anfänglicher Zustimmung diese wieder zurückgezogen hat und deshalb nicht befragt werden konnte

⁷ die **fett** markierten Jahreszahlen stellen die Geburtsdaten der von uns befragten Töchter dar, die **pink** markierten die der weiblichen Kinder, die **blau** markierten die der männlichen

Tabelle 2: Sozio-demographische Merkmale der Töchter

	Abide	Bahar	Burcin	Derya	Dilara	Fulya	Kayra	Lale	Manolya	Pekay	Selma	Zeliha
Geburt	1989	1982	1979	1985	1985	1981	1987	1988	1988	1988	1986	1989
Alter	16	23	26	20	21	24	18	17	17	17	19	16
Migration nach Ö	in Ö geboren	in Ö geboren	1986	2004	in Ö geboren	1984	1989	1992	in Ö geboren	in Ö geboren	in Ö geboren	in Ö geboren
Alter bei Migration	in Ö geboren	in Ö geboren	7	19	in Ö geboren	3	2	4	in Ö geboren	in Ö geboren	in Ö geboren	in Ö geboren
aktuelle Tätigkeit	BMS	Studium	Lehrerin	Deutsch-kurs arbeits- los	Abend- schule	Studium	Studium	HAK	HAK	HAK	Studium	AHS
Staats- bürger- schaft/ Jahre	2	6	9	nein	7	10	10	2	9	8	15	5

Tabelle 3: Arbeits- und Zeitplan

August 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Aufarbeitung der Literatur und des Forschungsstandes • Theoriediskussion
September 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Aufarbeitung der Literatur und des Forschungsstandes • Theoriediskussion • Verfassung des Erstkontaktbriefs für die Interviewees • Konstruktion der Leitfäden und der Lebensverlaufskalender • ExpertInneninterviews • Kontaktaufnahme zu muttersprachlichen Interviewerinnen
Oktober 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Aufarbeitung der Literatur und des Forschungsstandes • Theoriediskussion • Konstruktion der Leitfäden und der Lebensverlaufskalender • ExpertInneninterviews • Einschulung der Interviewerinnen • Start der Feldphase • Durchführung, Transkription und evtl. Übersetzung der Interviews
November 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Aufarbeitung der Literatur und des Forschungsstandes • Theoriediskussion • Durchführung, Transkription und evtl. Übersetzung der Interviews • ExpertInneninterviews
Dezember 2005	<ul style="list-style-type: none"> • Durchführung, Transkription und evtl. Übersetzung der Interviews • ExpertInneninterviews • Start der Auswertungsphase
Jänner 2006	<ul style="list-style-type: none"> • Auswertung der Interviews • Verfassung des Zwischenberichts
Februar 2006	<ul style="list-style-type: none"> • Auswertung • Vorbereitung des ExpertInnenworkshops
März 2006	<ul style="list-style-type: none"> • Auswertung • Vorbereitung und Durchführung des ExpertInnenworkshops
April 2006	<ul style="list-style-type: none"> • Verfassen des Endberichts